Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

5. Jahrgang – Nr. 5

Sonntag, 2. Februar 1936

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Blick zu den Höhen

In der ehemaligen Residenzstadt Weimar hat das deutsche Volk seinen großen Dichterfürsten vor dem Nationaltheater ein Denkmal gesetzt. Da stehen nun auf einem hohen Sockel Goethe und Schiller zur steten Erinnerung an die Zeit ihrer Begegnung und großen Freundschaft. Aber es ist etwas ganz besonderes, was uns an diesen Figuren interessiert: nämlich die Gestaltung, in der gleich das Wesentliche der Lebenshaltung dieser beiden Geistesheroen gekennzeichnet ist. Goethe, in der Vollkraft seiner Jahre, schaut sicheren, ausgeglichenen Blicks gerade vor sich hin, in die Mitte des Lebens. Schiller aber hat den Blick aufwärtsgewandt zu den Höhen, die alle Zeit seines tragischen Lebens vor seinen Augen standen, Höhen der persönlichen Reife und Vollkommenheit, Höhen der Größe und Kraft seines Volkes, Höhen der friedlich strebenden Menschheit. Wer das Leben und die Werke der Dichterfürsten kennt — und welcher Deutsche kennte nicht wenigstens einiges? — wird diese Gebärden begreifen, wird erschüttert vor diesem Bilde Schillers stehen, und einen mächtigen Ansporn im Innern fühlen, den Blick auch aufzuheben aus den Niederungen dieses Lebens zu den Höhen, aus denen uns Kraft und Festigkeit zu einer Lebenshaltung kommt, die über die realen und materiellen Wertbegriffe hinaus jene anderen zu Maßstäben seines Strebens macht, die aus dem Idealen geboren sind.

*

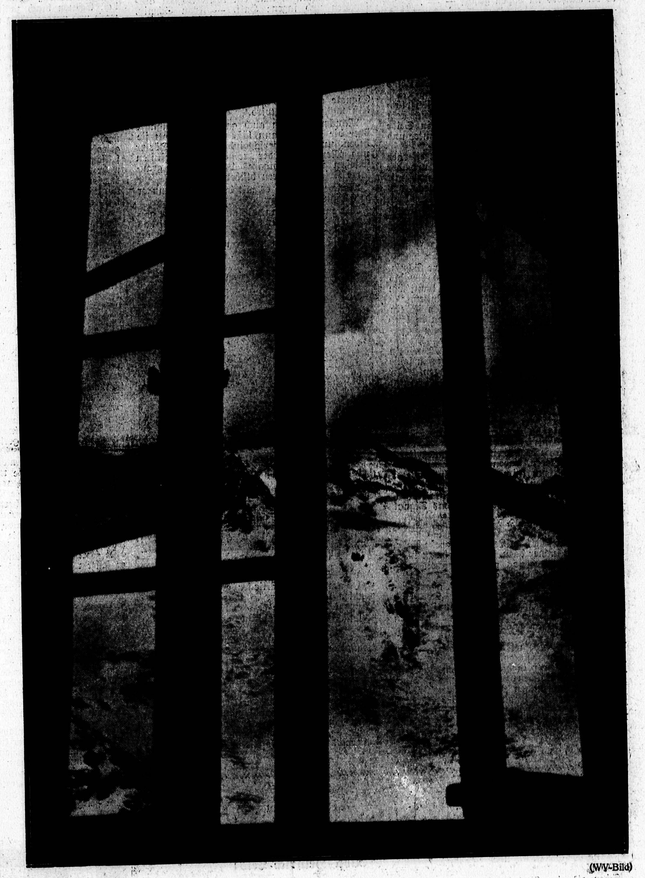
Es haben die Menschen aller Zeiten und Zonen nach Bildern gesucht, in denen sich das Leben, der Lebenssinn, sein Kampf und seine Vollendung verdeutlicht. Und die Dichter der Völker sind in erster Linie berufen, diese Bilder aufzuzeigen, ihre Gleichniskraft zu erweisen und an ihnen die hohen Ziele des persönlichen und völkischen Daseins zu künden. Es gibt keine Dichtung der Welt, die an diesen Bildern und Gleichnissen reicher wäre als die deutsche, wie es ja wohl auch kein Volk gibt, in dessen Geschichte sich der Kampf um des Lebens Höhen heroischer und vielfältiger spiegelt. Immer wieder ist es das Bild der Berge, von dem die Lieder singen und sagen. Die Berge als das stolzeste Gleichnis des menschlichen Strebens zur Vollkommenheit. Das Tal ist den Menschen geschenkt, die Höhen aber müssen sie erkämpfen. Bergsehnsucht ist Lebenssehnsucht, ist die Sehnsucht aller, „die ewig strebend sich bemühen". In den Tälern des Lebens wohnt die Mühe und Plage, wohnt die Kleinheit und Unvollkommenheit, aber über den Bergen thront die Größe und Erhabenheit, die Berge tragen den Himmel, an der Berge Gipfel rasten die Wolken von ihrem wandernden Zug, um die Häupter der Riesen kreisen die Sterne, dort wohnten die Götter der Alten, über Bergen und Sternen wähnen auch wir Gott, den Herrn der Schöpfung, den Erhalter der Erde und Lenker der Geschicke.

*

Eine gewaltige Sprache reden die Berge in unser Leben. Sie sind Zeichen und Aufruf, sie sind die ewigen Mahner, daß wir des Großen und Erhabenen nicht vergessen in der vielfachen Wirrsal dieser Welt. Dazu ist es natürlich bei weitem nicht notwendig, daß wir zu erdfernen Träumern werden, die das Leben nicht kennen oder gar verneinen. O nein!" Habet acht auf die Gassen, hebt den Blick zu den Sternen" hat der Dichter Wilhelm Raabe gesagt. Die Sehnsucht zu den Höhen soll lediglich uns die Richtung weisen, in der wir unsere Wanderung über diese Erde machen. Das Leuchten der Gipfel soll uns die Pfade erhellen, damit wir nicht irren. Unser Gebiet ist diese Erde, sie ist uns von Gott zugewiesen, als er zu den ersten Menschen sprach: „Machet sie euch untertan." Und diesem Auftrage sind die Menschen durch die Jahrhunderte der Geschichte gefolgt. Aber es sind die Berge wie eine unauslöschliche Schrift dem Antlitz der Erde aufgeprägt, daß über allem Fortschritt, über allen Errungenschaften immer noch höhere Ziele leuchten: Mensch, Volk, Gott. Diesen erhabenen Zielen entgegen, rufen die Berge ins Land. Und die Sprache der Berge hat eine neue Zeit, die angebrochen ist, neu vernommen, nachdem Jahrzehnte der Abkehr von leuchtenden Idealen die Menschheit enttäuschten.

*

Es ist natürlich sehr leicht, in guten Zeiten von Idealen und Höhenzielen zu reden. Und doch ist es immer wieder der Umstand, daß die Menschen diese Gedanken vergessen, der die Völker in Unglück und Not bringt. Eine Irrwanderung hat dann zumeist immer begonnen, eine Irrwanderung zu allen möglichen Phantasiebildern menschlichen Glücks. Bis der Blick eines Volkes wieder hinaufgelenkt wurde zu den Höhen menschlichen Kampfes und menschlicher Tugenden: Opfersinn, Tapferkeit, Treue, Starkmut, Glaube. In solchen Gedanken wird ein jeder des anderen Freund und Kamerad und in gemeinsamem Aufblick wächst die Brücke von Mensch zu Mensch. Und aus den vielen Wegen, auf denen die Menschen die Straße ihres Glückes ziehen, wird der eine Weg, an dessen Ende die blauen Höhen winken. Der Weg ist hart und nicht ohne Hindernis; aber gemeinsam marschiert es sich leichter. Und über allen Wechselfällen des Lebens leuchten unabänderlich und hell die ewigen Ideale, die zu erstreben sich wirklich lohnt und die uns niemand zu zerstören vermag als wir selbst.



(WW-Bild)

„. . . ich sah von ferne die blaue Silhouette der Alpen, und in meine junge, wartende Seele kam ein zaghaftes noch unbestimmtes Sehnen. Aus diesem Sehnen ist eine Liebe zu den Bergen gewachsen, ebenso eigenartig wie unlöslich. Diese Liebe meiner Kindheit zu den Bergen hat meinem Leben eine klare Richtung gegeben. Die Berge bestimmten meine Wünsche, gestalteten meine Träume, sie wurden mein Schicksal."

Eigi Lechner

Worte der Woche

Signale

Frau Schmitz und Frau Müller stehen in der Haustür und erzählen. Wenn Frau Schmitz und Frau Müller erzählen, kann die Welt still stehen und der Mond sich auf den Kopf stellen, — sie erzählen weiter. Ihre Reden fließen wie's Bächlein auf den Wiesen".

Da auf einmal ein gellendes Signal aus der Küche. Der Flötenkessel pfeift wie eine rasende Lokomotive. Was sonst niemand fertig brachte, dem Flötenkessel gelang es: Der Redestrom riß plötzlich ab.

„Um Gotteswillen", rief Frau Müller, „mein Wasser kocht!" Weg war sie, trotzdem sie gerade einen Satz begonnen hatte: „Und dann muß ich Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit noch etwas mitteilen, — ich habe es bei Kaysers im Laden gehört — —".

*

Der Schnellzug braust mit über 100 Stundenkilometer über die blitzenden Gleise. Mächtige Rauchfahnen ziehen durch die Landschaft. Hunderte Menschen warten voller Sehnsucht auf das Ziel, auf den Bräutigam, auf gute Geschäfte, auf die Schönheit einer Stadt und die Einsamkeit eines Berges.

Noch 14 Minuten. Der verminderte sich plötzlich die Geschwindigkeit des Zuges, jetzt steht er. Der Schaffner dünne, Reisender in Seide und Baumwolle, läßt das Fenster herunter und meint: „Keine Einfahrt!"

Tatsächlich: Ein Signal, ein kleiner, eiserner Arm ward vom Stellwerk gezogen, und der mächtige und starke Zug, der eben noch mit mehr als 100 Stundenkilometer durch das Land brauste, muß stehen bleiben.

Nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn einer vergessen hätte, das Signal zu ziehen oder wenn der Lokomotivführer es nicht gesehen hätte.

*

Am Steuer seines Wagens sitzt Herr Schulz. Er hat in seinem Leben so seine 400 000 bis 500 000 Kilometer zurückgelegt und kennt die Landstraße, weiß ihre Tücken und Mucken.

Heute fährt er durch Hessen. Hessen ist ein schönes Land, und die Dörfer leuchten in bunten Farben. In den Dörfern matschen Kühe, während die Gänse über die Hauptstraße. Manchmal kommen sie mit aufgerissenen Schnäbeln auf das Auto an, — als wollten sie es in seine Bestandteile zerlegen und verschlingen. Oft hauen sie sich wie Handballspieler bei einem Strafwurf in einer Reihe auf und reden die Hälse, damit das Auto nicht weiter kann.

Herr Schulz kennt die Gänse.

Seine Hupe feiert Konzerte. Sie macht einen Krach, als ob mehrere Fanfaren in den Wagen eingebaut seien.

Und die Gänse beginnen sich zu erkennen langsam den Stärkeren, ziehen sich auf einen Mithaufen zurück, um beim nächsten Auto wieder aus dem duftenden Hinterhalt vorzustoßen.

So gern Herr Schulz auch Gänsebraten ißt, — es war doch gut, daß die Gänse das Signal hörten.

*

Das Signal spielt im Leben eine große Rolle, und es dient immer dazu, Widerstände zu überwinden. Irgend etwas mußt du schon wegstellen, wenn ein Signal ertönt.

Der Soldat, — morgens, mittags, abends — hält ihn das Signal in Bewegung. Der Flötenkessel hat stündlich den Fuß auf der Schelle, und die vor dem Wagen kreuzenden Aregatten jagen aufgescheucht von dannen.

Der Arbeiter, — ihm kündet das Signal vom Beginn und vom Ende der Arbeit, — dem Schlafenden signalisiert der Wecker das Ende der Ruhe, und wer in der glücklichen Lage ist, dafür einen Groschen zu bezahlen, der kann sich von einem jungen Mädchen feuchtfröhlich wecken lassen. Das Unangenehme des Signals wird gemildert durch die Vorstellung von dem blonden Kopf und den lachenden, blauen Augen.

*

Eigentlich gibt es viel zu wenig Signale.

Wenn Onkel Emil am Stammtisch sitzt und langsam ein Bier nach dem anderen trinkt, wenn seine Beine schwer, seine Zunge lallend und sein Geist leicht wird, — da müßte irgendwo ein rotes Signal aufleuchten, — vielleicht von der sorgenden Gattin bedient — und ihm sagen: „Emil, sei ein Mann, — zu!: Oder, nachdem — kommt nach Hause — noch hast du ein leuchten Gang — noch kannst du ohne anzustoßen Schlüsselschubschlüssel und Flanellläppchen sagen."

Oder wenn Frau Schmitz und Frau Müller zusammenstehen, und es ist mal kein Flötenkessel da, der das Geräusch beendet.

Wenn die Nachbarn schlecht gemacht werden oder der Vater am Abend über den Portemonnaie fällt. Da müßte auch ein rotes Signal aufleuchten und sagen: Halt, — Frau Schmitz, Frau Müller, — zurück euere Pflicht getan.

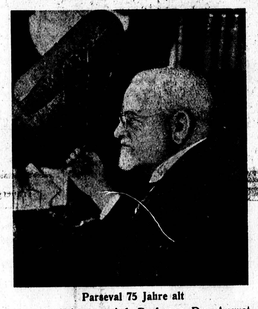
Wir haben sie alle so ein kleines Signal in unserem Inneren. Das ist das Gewissen, und wenn wir scharf hinhören, brauchten wir gar keine Signale von außen.

Aber der Mensch ist nun einmal voller Fehler, und allzu oft überhört er die Stimme in seinem Inneren. Und deshalb muß es soviel Signale außer uns geben, und wir sind froh, daß uns geholfen wird.

Manchmal ziehen auch ganz große Signale über die Erde. Dann läßt der liebe Gott sie heben, und dann verschwinden Städte, Dörfer und Menschen. Oder reißende Wasserfluten schießen über fruchtbares Land. Oder grausame Kriege zerstören blühendes Gefild.

Mancher bezahlte es mit dem Tode, wenn er das Signal nicht hörte.

Wir tun gut, wenn wir auf die Signale achten, auf die roten und grünen Lichter, auf das warnende Pfeifen des Flötenkessels, auf die kleinen Stimmen in unserem Inneren und auf die großen Wedrufe Gottes.



Parseval 75 Jahre alt

Am 5. Februar wird Professor Dr. August von Parseval, der Erfinder des nach ihm benannten Luftschifftyps, 75 Jahre alt. Schon als Leutnant interessierte er sich für mathematische und physikalische Probleme, und 1890 erschien sein erstes Buch, das die Mechanik des Vogelfluges behandelte. Später konstruierte er mit Hans Bartsch von Sigsfeld das Modell eines Flugzeuges, dessen Motor mit komprimiertem Wasserstoff angetrieben wurde, und mit dem den Erbauern ein Sprung von 100 Metern gelang. Seine größte Bedeutung erlangte Parseval jedoch durch den Bau von halbstarren Luftschiffen, von denen eine große Anzahl gebaut wurde. Seit vielen Jahren ist er an der Technischen Hochschule zu Berlin Professor für Flugzeug- und Luftschiffbau. (Graphische Werkstätten, K.)

Der Arzt und der Dieb

Von Heinrich Leis

Schon als der Arzt die Wohnungstür aufklinkte, kam ihm ein seltsam bestimmtes Gefühl, ein Fremder müsse sich in seine Räume eingeschlichen haben. Blitzhaft stieß nun auch durch den Kopf, daß er hinter den offenstehenden Scheiben des Sprechzimmers, dessen Fenster von Cortenhainen halb verdeckt waren, etwas wie den flüchtigen Schein einer Taschenlampe wahrgenommen hatte; und er hatte doch dieses kurzen, huschenden Lichtes nicht geachtet, im Glauben, es spiegele sich der Scheinwerfer eines vorüberjagenden Autos.

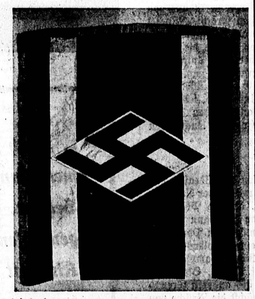
Es war schon spät in der Nacht. Bei einer Begegnung, lange nicht gesehener Jugendfreunde hatte er über die vorgerückte Zeit hinaus verweilt, das Mädchen, das den Haushalt versorgte, war wohl längst schlafen gegangen. Der Heimgekehrte lauschte, und jetzt meinte er, Geräusche hinter der Polstertür des Sprechzimmers zu vernehmen. Er war nicht furchtsam, aber bedauerte doch, keine Waffe zur Hand zu haben, denn es könnten ja mehrere und entschlossene Burschen sein, mit denen er den Kampf aufnehmen mußte. Trotzdem wäre es ihm beschämend gewesen, ehe er sich von der Lage der Dinge Kenntnis gewann, gegen eine vielleicht nur eingebildete Gefahr Hilfe herbeizurufen. So griff er aus dem Ständer einen derben Stock, pochte ihn schlagbereit und stieß die Tür des Sprechzimmers auf. Auf seinem Schreibtisch brannte, ihm zugekehrt, eine kleine Taschenlampe, das Licht blendete und machte die übrigen Gegenstände des Raumes undeutlich, während die Gardinen an den Fenstern sich im Nachtwind bauschten. Aber kein Gegner sprang an, indessen der Arzt schon den Lichtschalter ertastete und mit dieser kurzen Bewegung das ganze Zimmer in klare Helle getaucht war. Da sah der Arzt auch den Eindringling, einen noch jungen Burschen, bartlos, blaß, hager und ärmlich gekleidet, der keine Regung weder zur Gegenwehr noch zur Flucht machte, da des eintretenden Hausherrn kaum zu achten schien. Er hing rücklings gestreckt über dem Polstersessel, seine Brust hob und senkte sich wie in einem Krampf, die Augen starrten zur Decke, röchelndes Stöhnen drang aus seiner Kehle. Der Arzt sprang vor, seine Hand hielt halb gedankenlos schon den Telefonhörer, als er sich nach einem neuen, prüfenden Blick auf den Eindringling schnell eines Besseren besann, und der Hörer klappernd auf die Gabel zurück.

Von diesem Fremden, der schwächlich schon seinem Aeußeren nach, drohte im Augenblick gewiß keine Gefahr; vielmehr schien er selbst in Todesnot zu ringen, und der Arzt sah in ihm nichts anderes mehr als den Kranken, dem er Hilfe bringen mußte. Mit rascher Bewegung öffnete er den zerschlissenen Kragen und das Hemd, keine Wunde war zu sehen, die etwa ein schon geflohener Begleiter dem Einbrecher zugefügt haben mochte, er schien von einer unsichtbaren Faust niedergestreckt. Der Arzt griff die schlapp herabhängende Hand, fühlte den schwachen, doch mit rasender Geschwindigkeit jagenden Puls. Der seltsame Fall begann ihn anzuziehen. Da war ein Dieb in seine Wohnung eingedrungen, er hatte ohne Zweifel den Schatten der Parkbäume benutzt, sich am Gestänge emporgezogen oder war am Blitzableiter oder an einer Regenröhre hinaufgeklettert. Er hatte sich, wie die Kratzspuren am Schloß bewiesen, offenbar bereits an der Schreibtischlade zu schaffen gemacht, freilich in einer sehr ungeschickten Art. Und da plötzlich hatte es ihn angesprungen. Vielleicht war es ein erster, von starken inneren Hemmungen begleiteter Schritt auf der Bahn des Verbrechens, war Krankheitsanlage schon vorhanden und die seelische gesteigerte Erregung, Anstrengung des Kletterns, die tödliche Angst, ertappt zu werden, ein zufälliges Geräusch, das in die überhitzten Sinne trat hatte den Krampf ausgelöst. Und es war ein schwerer Anfall. Nun war der Einbrecher in der Gewalt des Mannes, den er hatte bestehlen wollen. Seine Lippen färbten sich bläulich, Schaum brach zwischen ihnen hervor, stoßweise und unregelmäßig kam der Atem.

Der Arzt kramte in dem Arzneifächen und bereitete eine Spritze vor, die dem Kranken Erleichterung schaffen sollte. Er setzte an und schob die nadelscharfe Spitze sogleich in den willenlosen Arm. Da schien der Krampf ein wenig nachzulassen. Der Arzt hob das Augenlid des Kranken, sah die Pupille noch starr und glasig. Wohl ging der Atem ruhiger, doch immer noch wies kein Zeichen auf rückkehrende Besinnung. Und wie der Arzt abermals den Puls fühlte, sachlich genau nach der Taschenuhr vergleich, kam die berufsgewohnte Ruhe über ihn, die den Gedanken des selbstsamen Vorkommnisses des Falles immer mehr beiseite schob, daß er nur noch den Ehrgeiz empfand, wie an einem seiner Pfleglinge anvertrauten Kranken alle Mittel ärztlicher Kunst und hilfsbereiter Menschlichkeit zu versuchen. So holte er frisches Wasser zu Auflagen auf die Brust, entsann sich dann eines neuen Arzneimittels, das man ihm probeweise vor einiger Zeit zugesandt hatte. Da war eine gute Gelegenheit, auch dieses anzuwenden, wenn der Krampf so ungewöhnlich stark auftrat, und er überlegte, wo es zu finden sei. Es stand noch im Schrank seines Sprechzimmers, der Arzt ging nach einem letzten Blick auf den Fremden aus dem Zimmer, wählte die Schlüssel, öffnete den Schrank, und es dauerte wohl einige Minuten, bis er die Packung, nach der er suchte, gefunden hatte.

Das Arzneifläschchen in der Hand, betrat er wieder das Sprechzimmer. Der Sessel aber war leer, der Fremde hatte sich davongemacht, als wäre er nur die flüchtige Erscheinung eines Traumbildes gewesen. Durchs Fenster ging sein Weg, wie er gekommen war, noch klang draußen etwas wie ein vorsichtig schleifender Schritt über den Rasen. Einen Augenblick packte den Arzt der Aerger, als ob seine berufliche Gewissenhaftigkeit sich gegen einen gerissenen Spaß habe wehren müssen. Dann aber lächelte er, das Lächeln des Wissens, der nicht nur Arzt des Leibes, sondern auch der Seele war. Wie anders hatte er unter den gegebenen Umständen handeln können? Ihm war die Wahl zwischen dem Telefon, das die Polizei herbeirief, und der eigenen Untersuchung des Kranken. Und diese Entscheidung war echt gewesen, darüber bestand kein Zweifel. Nur die Furcht der Festnahme hatte den Fremden so schnell aufgejagt, als die erste Spritze ihre Wirkung zu üben begann. Und er selbst war Arzt, Helfer, nicht Richter. Vielleicht war er unbewußt für einen unglücklichen, aus der Bahn geworfenen Menschen Schicksal geworden. Denn gewiß war es kein Gewohnheitsverbrecher, den das Schreckbild des Abenteurers in so furchtbare Erregung stürzte, der das verlassene Zimmer wohl von drohenden Gespenstern seiner Angst bevölkert sah, und vielleicht bemühte es ihn vor neuer Versuchung, daß er diesmal nicht der Strafe verfiel. Die Erinnerung an die ausgestandene Todesangst würde sicher geraume Zeit nachwirken und helfsam wie eine bittere Arznei vor ähnlichen Unternehmungen, wie diesem eben noch glimpflich verlaufenen Einbruch schaudernd zurückschrecken lassen.

Die kleine Taschenlampe des Eindringlings auf dem Schreibtisch war dem Arzt als Andenken an die Stunde der seltsamen nächtlichen Krankenbehandlung verblieben; er meinte auch später noch, in diesem Falle ganz das Richtige getan zu haben, aber zog es künftighin doch vor, bei abendlichen Ausgängen die Fenster der nach dem Park gelegenen Zimmer sorgsam zu schließen.



Die neue Fahne des NSD-Studentenbundes

Der Führer hat diese neue Fahne des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes genehmigt, die bei der Zehnjahresfeier des Bundes durch den Stellvertreter des Führers geweiht und den Abordnungen der 33 Gaue übergeben wurde. (Heinrich Hoffmann, K.)

Die 7 Tage

Donnerstag, 23. Januar. König Georg V wird von Sandringham in die Hauptstadt übergeführt, um in der Westminsterhall aufgebahrt zu werden. — Die Sitzungen im Unter- und Oberhaus stehen im Zeichen der Trauer um den toten Herrscher. — Vor dem Völkerbundsrat steht die sowjetrussische Beschwerde gegen Uruguay zur Debatte, wobei Litwinow eifrig versucht, die Schuld an der Ausweisung des Moskauer Gesandten Minkin auf Uruguay zu schieben. — Der Danziger Senatspräsident nimmt zu dem Jahresbericht des Völkerbundkommissars Stellung. — Der Familienausschuß der Akademie für deutsches Recht arbeitet Vorschläge für die Neugestaltung des deutschen Ehescheidungsrechtes aus. — Der radikalsozialistische Senator Sarraut wird von Lebrun zur Bildung der französischen Regierung beauftragt.

Freitag, 24. Januar. Am 30. Januar wird die Wiederkehr des Tages der nationalsozialistischen Revolution feierlich begangen. 25 000 der ältesten SA-Männer werden am Führer vorbeimarschieren. Am Abend wird der historische Fackelzug jenes 30. Januar 1933 zur Wiederholung kommen. — Reichsminister Dr. Goebbels gibt zusätzliche Leistung des WHW von 22 Millionen RM am Tage des 30. Januar bekannt. — Der Stabschef der SA, Lutze, spricht vor der Auslandspresse und Diplomatie über Wesen und Aufgabe der SA. — Baldur von Schirach spricht auf der Grundsteinlegung zur ersten Reichsakademie für Jugendführung in Braunschweig. — Der Völkerbundsrat nimmt den von Außenminister Eden vorgelegten Bericht über die Danziger Frage einstimmig an. — Der Völkerbundsrat weist die sowjetrussische Beschwerde gegen Uruguay zurück. — Sarraut hat die Regierung gebildet. Das Außenministerium ist Flandin übertragen worden. — Italien meldet aus dem Tembiengebiet des abessinischen Kriegsschauplatzes große Erfolge.

Samstag, 25. Januar. Auf einer Großkundgebung der NSDAP spricht in der Hansestadt Köln Reichspropagandaminister Dr. Goebbels über politische Tagesfragen. — Bei Makalle spielt sich heftiges Schlachtengetümmel ab. Beide Kriegsmächte behaupten, umfangreiche Erfolge erzielt zu haben. — Der Führer und Reichsminister Dr. Goebbels ehren den Dirigenten des Berliner Philharmonischen Orchesters, Wilhelm Furtwängler, zu seinem 50. Geburtstage. — Auf der Eröffnung der diesjährigen „Grünen Woche" in Berlin halten Reichsminister Darré und Ministerpräsident Hermann Göring bedeutsame Reden zur Erzeugungsschlacht bzw. über die Aufgaben der deutschen Jägerschaft. — Der Führer gewährt einem Vertreter der französischen Zeitung „Paris Soir" eine Unterredung in der er auf Fragen der Tagespolitik Auskunft erteilt. — Der NSD-Studentenbund begeht in feierlicher Form seine Zehnjahresfeier.

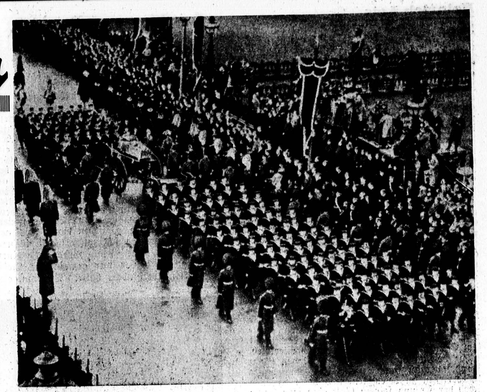
Sonntag, 26. Januar. Auf der heute fortgesetzter Zehnjahresfeier des NSDStB hält Reichsminister Rust Rückschau über die Aufbauarbeit der Führers Rudolf Heß eine Ansprache an die nationalsozialistischen Studenten. Auch die übrigen Studentenführer würdigen in grundlegenden Ansprachen die Bedeutung dieser großen akademischen Organisation. — Ausländische Turnierreiter legen am Berliner Kriegerehrenmal Kränze nieder. — Die Reichshauptstadt steht ganz im Zeichen der Einholung der Olympia-Glocke, die auf ihrem Zuge durch das Reich in Berlin eintrifft. — Aus Anlaß der Beisetzung des Königs von England flaggen die Staatsgebäude in Berlin am Dienstag halbmast. — Die Wahlen in Griechenland nehmen überraschender Weise mit einer Niederlage für die Venizelisten ihr Ende. — In der spanischen Wehrmacht macht sich eine gefährliche Wühlarbeit der Bolschewisten bemerkbar. — Den Abschluß der Studentenbundtagung bildet der Besuch und die Ansprache des Führers.

Montag, 27. Januar. London steht im Zeichen der Vorbereitungen für die Trauerfeierlichkeiten am morgigen Dienstag. Gäste, Könige und hohe Würdenträger aus aller Welt sind bereits eingetroffen. — Reichsminister Kerrl spricht auf der Tagung der Landeskulturgenossenschaften über das Thema: „Landeskultur und Raumordnung". — Außenminister Beck stattet Ministerpräsident Göring und Außenminister Frhr. von Neurath einen Besuch ab. — Vor den nationalsozialistischen Bauernkämpfern spricht auf einer agrarpolitischen Tagung der NSDAP in Weimar Reichsbauernführer Darré.

Dienstag, 28. Januar. Unter riesiger Beteiligung der englischen Bevölkerung und des Auslandes findet in London die feierliche Beisetzung König Georgs V. statt. Die deutsche Trauerabordnung wird von Reichsaußenminister Freiherr von Neurath geführt. Auch die deutsche Wehrmacht und die Reichsmarine sind in Trauerzuge vertreten. Zur gleichen Stunde, da sich der tote englische König auf der Fahrt zur letzten Ruhestätte befindet, veranstaltet die britische Botschaft und die Gesandtschaft der Südafrikanischen Union in Berlin in der englischen St.-Georgs-Kirche einen Trauergottesdienst für den heimgegangenen Monarchen. Der Führer und Reichskanzler, sämtliche Chefs der ausländischen Missionen sowie zahlreiche hohe deutsche Persönlichkeiten wohnen dem Gottesdienst bei. — In abessinischen Kreisen wird man sich des Ernstes der Lage bewußt, die sich aus dem erfolgreichen Durchbruch der Italiener an der Südfront ergeben hat. Man gibt zwar zu, daß die Abessinier dort große Verluste erlitten, betont aber, daß die Moral der Truppen Ras Destas nicht zerrüttet sei.

Mittwoch, 29. Januar. Der Führer und Reichskanzler empfängt den Botschafter Chiles und den Gesandten Brasiliens zur Ueberreichung ihrer Beglaubigungsschreiben. — Der Vicepräsident des „Slowakischen Nationalrates" weist in einer Denkschrift an den Völkerbund darauf hin, daß die Slowakei durch das sowjetrussisch-tschechischen Militärbündnis zum Stützpunkt der Militärluftfahrt der Sowjetunion im Herzen Europas geworden sei. Jetzt habe Sowjetrußland seine Luftstreitkräfte auf slowakischem Boden von wo sie leicht Berlin, Warschau, Budapest und Wien erreichen könnten. Die bolschewistische Gefahr stehe nicht mehr vor den Toren Europas, sondern mitten in diesem Erdteil.

Bildnis der Woche

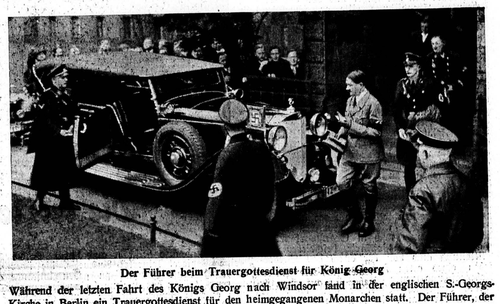


Die letzte Fahrt des Königs Georg

Zwei Bildtelegramme von der feierlichen Ueberführung des heimgegangenen englischen Königs von London nach Windsor. Links: Der Trauerzug in den Straßen von London. Zweihundert Matrosen ziehen die Lafette mit dem Sarge des Königs. (Scherl Bilderdienst, K.) Ein Ausschnitt aus dem Trauerzuge. Die Lafette mit dem Sarge des Königs, links und rechts von hohen Offizieren begleitet. (The Times, K.)

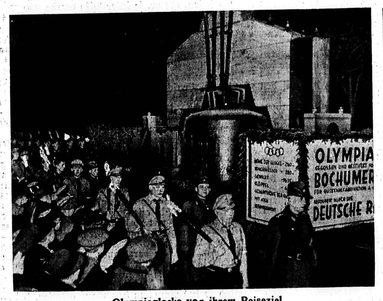
Die erste Sitzung des französischen Kabinetts

Das von Sarraut (X) gebildete neue französische Kabinett trat im Hotel Martignon zu seiner ersten Sitzung zusammen. Dieses Kabinett ist das 100. der Dritten Französischen Republik. (Weltbild, K.)



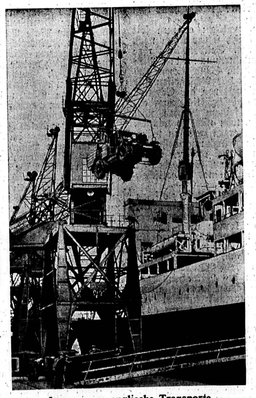
Der Führer beim Trauergottesdienst für König Georg

Während der letzten Fahrt des Königs Georg nach Windsor fand in der englischen S.-Georgs-Kirche in Berlin ein Trauergottesdienst für den heimgegangenen Monarchen statt. Der Führer, der auf unserem Bilde das Gotteshaus verläßt, bezeugt durch seine Gegenwart, seine Anteilnahme an dem Verlust, den die britische Nation erlitten hat. (Weltbild, K.)



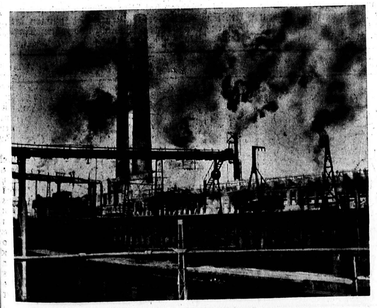
Olympiaglocke vor ihrem Reiseziel

Die Olympiaglocke ist auf dem Wege von Bochum nach Berlin nunmehr in Potsdam eingetroffen, wo sie von der Bevölkerung lebhaft begrüßt wurde. Das Bild zeigt die Glocke, flankiert von Fackelträgern der HJ vor dem Neuen Palais in Potsdam. (Scherl Bilderdienst, K.)



Immer neue englische Transporte nach Aegypten

Der 20 000 Tonnen große englische Passagierdampfer „Scythia" ist als Truppentransportschiff eingerichtet worden und nimmt zurzeit neben Soldaten auch Tanks und anderes Kriegsmaterial an Bord, mit dem er demnächst nach Aegypten in See geht. Auf unserem Bild sehen wir die Verladung von Armee-Lastwagen auf das Schiff im Hafen von Southampton. (Ass. Preß, K.)



Schwere Gasexplosion im Hamburger Hafen

Im Hamburger Freihafen ereignete sich auf dem Gelände eines Kohlen- und Kokswerkes eine schwere Gasexplosion, bei der elf Arbeiter schwer verletzt wurden. Auf unserem Bild sieht man das abgelassene Gas in hellen Flammen brennen. (Pressephoto, K.) ←

Grüne Woche eröffnet

Die alljährliche große Schau der deutschen Landwirtschaft in Berlin hat am Sonnabend ihre Pforten geöffnet. Die Eröffnungsansprache hielt Reichsjägermeister Hermann Göring. (Scherl Bilderdienst, K.)

Abessinier studieren in Deutschland →

Diese vier jungen Abessinier sind in Hamburg eingetroffen und wollen in Deutschland studieren. Die Kosten des vorgesehenen 6jährigen Studiums trägt der Kaiser von Abessinien. (Weltbild, K.)

Heinrich Leis

Die verspätete Postkarte

Nicht als ob er außergewöhnlich unordentlich oder zerstreut gewesen wäre, doch ein so kleiner Gegenstand wie eine Postkarte, ließ sich wohl schon einmal vergessen. Es berührte ihn seltsam, als er sie, in zufälliger Laune unter alten Papieren kramend, plötzlich zwischen den Fingern hielt. Erst verstand er kaum den Zusammenhang. Eine Parklandschaft mit frühlingsgrünen Birken war auf der einen Seite der Karte abgebildet, die andere Seite, noch ohne den Entwertungsstempel der Post auf der Freimarke, trug die Anschrift einer Dame und wenige Zeilen einer bei näherem Zusehen wohlvertrauten Hand. Da sprang die Erinnerung über ein paar Jahre fort, aus der Schrift erstand das Bild eines Kriegskameraden, den er nach gemeinsamen Schicksalen des Frontlebens später noch einmal getroffen hatte; ein Jahrzehnt hat machte es wohl her sein, da kam er auf einer Reise nach der Stadt, wo jener wohnte, er nützte die Gelegenheit, sich nach dem Verbleib des alten Freundes zu erkundigen, überraschte ihn in seinem Zimmer und verbrachte mit ihm einen Abend ernstfrohen Rückbesinnens. Man saß, da der Beruf den Besucher schon anderen Tages weitertrieb, lange beieinander, von vielerlei Dingen plaudernd, vergaß auch nicht, das unverbrüchliche Wiedersehen zu besuchen, und beim Abschied schob der Freund seinem Gast eben jene Karte zu mit der Bitte, sie auf dem Heimweg zum Postkasten zu bringen.

Er hatte die Karte damals wohl zwischen andere Papiere, Reisepläne oder Kataloge gesteckt, müde von der Fahrt und von der ausgedehnten Abendsitzung eilte er, schnellstens zum Gasthaus zu kommen, und vergaß dabei völlig seinen Auftrag. Neue Ereignisse am Morgen der Weiterreise ließen keine Spanne zur Besinnung. Wohl kreuzten sich auch späterhin noch manche Briefe der Freunde, aber der Zwischenfall der zur Besorgung anvertrauten Postkarte war aus dem Gedächtnis entfallen und ganz entrückt. Nun erst, bei der zufälligen Entdeckung alter Versäumnis, tauchten gezogenen aus einem fernen Gesichtswinkel auf. Der Freund war damals, wie er auch seinem Feldkameraden nicht verübelt, für ein junges Mädchen schwärmerisch entflammt, er wartete nur auf eine ihm in Kürze angesagte Vorstellung, um die heimliche Verlobung öffentlich zu machen, und jeden Tag, da die Liebenden einander nicht sahen, tauschten sie doch miteinander schriftliche Grüße. Und daß diese gewohnte Verbindung der Herzen und Gedanken selbst am Tage des unerwarteten Besuches nicht unterbrochen werde, hatte der Freund noch in Gegenwart seines Gastes schnell die Postkarte beschrieben, die Mitteilung auch von der durch das Wiedersehen eines alten Frontkameraden erlebten Ueberraschungsfreude enthielt.

Der vergessliche Abfender hielt die Karte nun in der Hand, ein wenig wehmütig der Vergangenheit nachsinnend, halb lächelnd, halb ärgerlich über seinen Fehler, mit einem Bedauern zugleich, das ihm der einstige Kamerad schon seit Jahren aus den Augen gekommen war. Wie es so geht, wenn jeder Tag seine Sorgen und Geschäfte bringt und räumliche Entfernung scheidet, waren die Briefe seltener geworden, dann allmählich ganz versiegt. Jetzt kam lebhaft eine Erinnerung, daß sich die erhoffte Anstellung des Freundes doch verzögert, die geplante Vermählung sich immer wieder hinausschieben hatte, bis schließlich dem jungen Paar im Hause der Eltern der Braut eine Wohnung gerichtet wurde. An der Hochzeitsfeier freilich hatte er, damals stark mit Arbeit belastet, nicht teilnehmen können, vielleicht war eben diese Absage der Grund für eine unmerklich einsetzende Entfremdung. Das Leben nahm jeden der ehemaligen Kameraden auf seine Weise gefangen, Welten des Alltags trudelten über die alten Beziehungen hinweg.

Die Postkarte aber hatte plötzlich eine Brücke zurück zum Einst. Und ich kann etwas wie ein scheinsicher Einfall: Wie, wenn man sie jetzt noch in den Kasten gab, daß sie nach einem Jahrzehnt ihren einstigen Bestimmungsort erreichte? Gewiß stimmte noch die Wohnungsangabe, somit würde sie wohl nachgesandt werden, und welche Ueberraschung mochte sie bei dem Ehepaar auslösen, wenn sie auf scheinbar unerklärliche Art eintraf als ein verspäteter Gruß aus längstvergangenen Wochen ärztlich-schwärmerischen Hoffens! Später ließ sich dann durch einen Brief der Zusammenhang enthüllen, eine alte Freundschaft wieder aufnehmen, doch die Karte sollte vorangehen, und heiter malte sich der Absender schon das Staunen der Empfänger aus.

Er ahnte dabei nicht, als er in launigem Scherz die Karte zur Post beförgte, den erklärenden Brief aber ins Ungewisse hinausschob, daß er das Schicksal zweier Menschen in der Hand hielt, ja unbewußt selber etwas wie Schicksal bedeutete. Denn dort in dem Haus, das anfangs Rosen des Glücks umrankten, war heimliche Verstimmung erwachsen, hatte wie Unkraut immer stärker gewuchert, zwischen zwei einst engverbundenen Herzen schien ein unüberwindlicher Zwiespalt aufgeklafft. Geschäftssorge machte den Alltag dumpf und bedrückend, böse Launen entzündeten sich an kleinen Mißhelligkeiten; jeder der beiden Ehepartner trug etwas von verstecker Verbitterung und Enttäuschung und war geneigt, dem andern zuzurechnen, was das Leben seinen Hoffnungen schuldig geblieben war. Aus geringem Aerger ward schlimmer Groll, beiderseits erwog man den Gedanken einer Trennung, die bisher nur gemeinsame Liebe zu dem Kind verhindert hatte. Da kam, ein geisterhafter Gruß aus längstverschollenen Tagen, die Postkarte ins Haus.

In ihr erstand aufs neue eine ferne Sehnsucht, ein gläubiges und glückhaftes Vertrauen. Es war eine Zeit, da man an selige Erfüllung ineinander glaubte, da heiteres Lebensgefühl alle Widerstände besiegte und, was auch die Zukunft bringen mochte, leicht überwunden schien im Glück gemeinsamen Schreitens. Von solcher Fröhlichkeit wehte ein Hauch nun heran, machte die Herzen weich und empfindsam, ließ die Rosen der Liebe wieder aufblühen. Da erstanden Abende verschwiegener Zärtlichkeit, heimlicher Schwüre, sehnende Stunden von der Trennung bis zum ungeduldig erwarteten Wiedersehen, und die eine verspätete Postkarte erinnerte an viele ähnlichen, die vergessen irgendwo in einem Kasten glühten. Man mußte sie hervorholen, sie des Abends gemeinsam lesen, die fernen Tage wieder heraufbeschwören. Der Lebenshoffnung schien die Postkarte, selbst ein kleiner, geflügelter Bote, neue Schwingen zu verleihen, und als ob Sonne die Wolken durchbrochen hätte, strahlte Jugendliebe wie aus einem Spiegel, darin ihr einstiger Glanz unverlöschlich eingefangen war.

Sybille Schmitz und Peter Voß in der Filmlegende „Fährmann Maria" (Maler: Terra-Film)

Werner Oellers

Die letzten Russen

Die Leute nennen ihn Pitz, und er hört darauf, und also heißt er auch Pitz. Er hat keine Papiere, keinerlei Ausweise, die über seine Herkunft Zeugnis zu geben vermöchten. Früher hat er einmal eine Blechmarke mit einer Nummer auf der Brust getragen, aber die Blechmarke ist verschwunden. Was hätte ihm auch die Blechmarke nützen können, da er das Recht nicht hatte, in dem seine Blechmarkennummer zu einem bestimmten Namen und zu allerhand Erläuterungen über seine Person gehörten? Nichts hätte ihm nützen können.

Vielleicht weiß Pitz, nachdem er nun seit zwanzig Jahren Pitz heißt, selber kaum noch, wie er früher geheißen hat. Geboren im Jahre 1915 ein deutscher Landsturmmann den Pitz vor Novo Georgievsk beim Schlafittchen und ihm mit aller Sachlichkeit das Schießeisen mit dem aufgepflanzten Bajonett von der Schulter nahm, ist das auch alles gleichgültig geworden. Denn was Pitz außer seinem Namen noch mehr zu verlieren hatte, war nicht so wichtig, daß es schwer zu verschmerzen gewesen wäre, es sei denn, daß man eine Einzimmerwohnung, einen Stall, den man mit drei anderen Gutsarbeitern teilt, daß man den Sonabendonton und die täglichen Fußtritte eines boshaften Herrn für wichtig nimmt.

Freilich ist sehr zu unterscheiden zwischen dem boshaften Herrn und Väterchen Zar. Väterchen Zar war gut, da wie ein gewisses Väterchen sein muß, aber er konnte nicht überall selber dabei sein, dafür war Rußland zu groß, und so konnte er nicht wissen, wie es manchmal zuging in seinem Land. So wenigstens meint Pitz, und da ist es kein Wunder, daß er sich immer als Unterian des Väterchens Zar fühlte, dem er die Treue schwor und der auf so schändliche Weise hat umkommen müssen. Er ist also sozusagen ein Emigrant, wenn auch einer von besonderer Art, und seine Ergebenheit an den alten Herrn erscheint so abwegig nicht, wenn man bedenkt, daß Pitz in diesem Leben wohl kaum noch zu einer anerkannten staatsbürgerlichen Seßhaftigkeit, auch nicht zu einem Nansenpaß, wird gelangen können. Denn das Leben Pitzos, das nun sechzig Jahre erfüllt hat, sah kaum noch eine andere Möglichkeit vor sich als die tägliche Wiederholung dessen, was er nun seit zwanzig Jahren betreibt: den deutschen Bauern am Rhein, zu dem das räuselhafte Schicksal ihn vor zwanzig Jahren verschlagen hat, weiter zu Pitze zu hüten und die gerade Innenstirne, sich um Mary zu sorgen, der auch bald zwanzig Jahre in des Bauern Diensten stand.

Es ist unwahrscheinlich, daß Mary früher Mary gewesen hat. Aber seitdem im Jahre 1914 sein Herr und Reiter, der Kosak, bei Tannenberg von seinem Rücken geschossen wurde und Mary in hoffnungslosen Scharen in die Reihen der Deutschen galoppierte, heißt Mary ein für alle Male Mary. Er hieß schon Mary, als er in Frankreich den jungen Adjutanten einer feldgrauen Division auf seinem Rücken trug, und hieß weiter so, als ihn das Heer der heimkehrenden Deutschen im November 1918 dem Bauern anvertraute, damals, als auf den benachbarten Gütern die letzten Russen ihre Habseligkeiten packten und Pitz allein in der Fremde zurückließen, der mit großen, weiten Augen hinter ihnen her sah und einen seltsam flackernden Schmerz im Herzen spürte. Da also war, wie vom Himmel geschickt, das Kosakenpferd zu Pitz gekommen, ein Landsmann sozusagen, in dessen Mähe man die unendliche Weite der Heimat, den Duft russischen Sandschafts, die schwermütige Verträumtheit russischen Lebens zu atmen glaubte. Es war ihm, der nun allein unter Fremden, fern von allen gottverlassenen Menschlein, das mit Tränen in den Augen und mit erbarmungswürdig rabebrechenden Lippen um das Leben seines Freundes kämpfte! Es sei drum, sagte da der Bauer, denn er konnte es nicht länger mitansehen — es sei drum, und wenn es auch noch so sinnlos ist und hinausgeschmissenes Geld, laßt ihm das Tier!

Und so hat man ihm den Gaul gelassen, hat geduldig zugesehen, wenn der Alte ihn pflegte und hätschelte wie ein Kind, hat heimlich und ergriffen gelauscht, wenn er ihm in der Dunkelheit des Stalles seine traurigen, schwermütigen Lieder vorsang, und war arg gepackt, als der greise Kriegsveteran unter den Tieren nach kurzer Zeit verstarb.

Bald „Wodka" bei Pitz gestern abend getrunken, sehr viel „Wodka". Aber jetzt kommen die langen Tage ohne „Wodka" und ohne Mary. Armer Pitz!

Georg Büsing

Erfinder Reddersen

„Reddersen, wann wurde Karl der Große geboren?"

Reddersen wußte es natürlich nicht. Reddersen wußte nie etwas. Er hatte ganz andere Dinge im Kopf.

Da war der Mühlbach unten im Tal. Reddersen hatte sich einen hauten Bretter beschafft und alle möglichen verrosteten Maschinenteile, die zu nichts mehr wert waren. Er baute daraus ein Wasserrad, das eine Kreissäge antrieb. Durch eine sinnreiche Konstruktion brachte er diese Säge in solch rasche Umdrehung, daß sie spielend Bretter zerschnitt. Als er uns eines Tages sein Werk zeigte, zerriet er mit der linken Hand unter die Säge. Ein Teil des kleinen Fingers ging dabei verloren. Reddersen schielte unter Schmerzen und sagte: „Das hätte schlimmer werden können". Und drei Tage später baute er dann eine Anlage, die unsere Kaninchenställe selbsttätig mit Wasser versorgte.

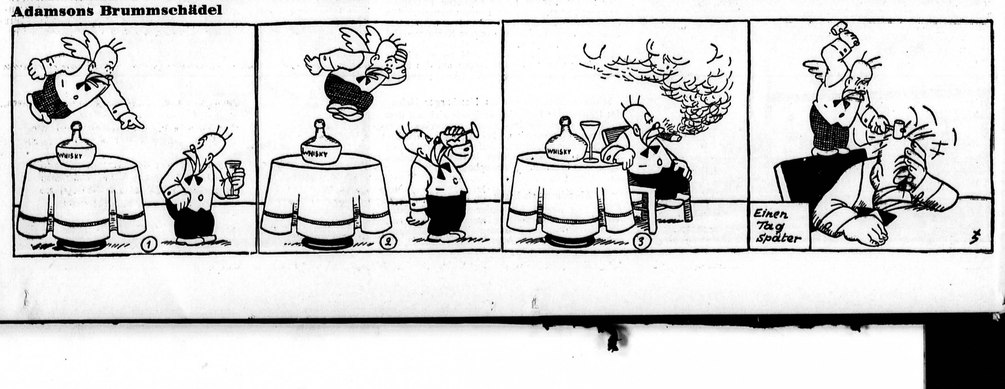
Reddersen wurde Mechaniker in der Stadt. Als und zu sah ich ihn noch, klein, schmächtig, die Taschen voller Werkzeug, die Stirn in grüblerische Falten gezogen. Er erfand alle möglichen Gebrauchsgegenstände. Aber er schlug nie Geld daraus. Das besorgte sein Meister. Reddersen hatte ganz andere Dinge im Kopf. Er experimentierte mit Chemikalien. Dabei zog er sich eine Vergiftung zu. Als ich ihn im Krankenhaus besuchte, lächelte er mühsam und sagte: „Das hätte schlimmer werden können". Gleichzeitig war er dabei, für die kranken Kinder des Nebensaales kunstgerechte Hampelmänner anzufertigen.

Zuletzt sah ich ihn an der Somme. Wir kamen aus Rußland und wurden dort eingesetzt, um die sehr gelichtete Truppe zu verstärken. Es war Winter, Stellungskrieg. Aber in dem Grabenabschnitt, wo Reddersen lag, war es ungemütlich. Er hatte eine Heizung in einigen Unterständen angelegt, alles funktionierte prächtig. Aus einem nahen, zerschossenen Wald besorgte Reddersen täglich das Holz zum Feuern. Und auf einem solchen Gang bekam er seinen Schuß.

Wir holten ihn in den Unterstand. Auf dem Rücken trug er noch die Last Holz, die er für uns herbeischleppte. Behutsam bateten wir ihn auf die Pritsche, er atmete keuchend, und von seiner Stirn perlte der Schweiß. Mit ernsten Gesichtern standen wir um ihn. Der Leutnant kam und fragte nach seinem Befinden. Reddersen lächelte verschmerzt und flüsterte: „Es hätte schlimmer werden können — —"

Weiter kam er nicht. Der Schuß saß. Es hätte nicht schlimmer werden können.

Adamsons Brummschädel



Expedition INCOBAR

3. Fortsetzung

Roman von Erich Baring

„Marianne, ich werde alt und gebächtnisschwach! Bald hätte ich es vergessen, dir Fräulein de Incobar vorzustellen."

„Wen?"

Jochen antwortet nicht, sondern wendet sich zu Dolores.

Marianne von Nijl sieht ihm verwundert nach. Was soll das bedeuten, daß er ihr das junge, ein wenig auffallend gekleidete Mädchen vorstellen will?"

Jochen tritt, die Hand leicht auf Dolores' Schultern gelegt, mit ihr zu Marianne. Er macht die beiden miteinander bekannt und erklärt, daß Frau de Incobar ihn noch kurz vor seiner Abreise von Monte Carlo gebeten habe, ihre Tochter nach Hamburg mitzunehmen. Sie sei schon lange von einer Freundin, Olly Haugrove, eingeladen worden, mit der Dolores sich im Margeter College sehr angefreundet habe.

Die Augen Mariannes gleiten mit raschem Blick über die schlanke, biegsame Gestalt der jungen Südamerikanerin.

Mariannes Augen nehmen einen kühlen Ausdruck an, und kühl ist auch die Begrüßung.

Alle Freude über Jochens Wiederkehr ist plötzlich geschwunden. Marianne ärgert sich, daß sie sich durch das junge Mädchen die Stimmung verderben läßt.

Marianne zwingt sich, freundlich zu Dolores zu sein und schlägt vor, sie in ihrem Wagen zu Haugrove zu bringen, bei denen auch Jochen und sie gelegentlich verkehren.

Vor dem Hause des Konsuls Haugrove, das in Harvestehude liegt, verabschiedet sich Dolores de Incobar — wenigstens nach Mariannes Meinung — sehr herzlich und fast überschwenglich von Jochen, während sie für Marianne nur ein paar kurze Worte findet.

Hat Fräulein von Nijl nur wenig Gefallen an der Südamerikanerin gefunden, so beruht das auf Gegenseitigkeit.

Dolores — kokett, lebhaft, sprunghaft in ihrer Art — ist das Gegenteil von der nordisch-kühlen, zurückhaltenden Marianne. Sie begreift Jochen nicht, wie er sich für das Mädchen interessieren kann.

Ein Gedanke schießt Dolores durch den Kopf! Es würde ein herrlicher Spaß sein, diesem fischblütigen Wesen den Verehrer abspenstig zu machen.

Marianne van Nijl hatte Jochen eigentlich gleich vom Bahnhof nach Blankenese zum Essen mitnehmen wollen. Wie hatte sie sich darauf gefreut! Nun war diese junge Südamerikanerin dazwischen gekommen und hatte ihr alle Wiedersehensfreude verdorben.

Marianne, die sonst so beherrschte, ruhige, fühlt es plötzlich heiß in ihren Augen aufsteigen, und sie hat Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Sie ist doch selbst nicht mehr. Ist sie etwa eifersüchtig auf diese hübsche, braune Dolores? Sie zuckt die Achseln.

Marianne, verstimmt und verärgert, bringt Jochen in ihrem Wagen in seine Wohnung. Sie verabschiedet sich kurz, dann fährt sie nach Hause.

Jochen sieht ihr kopfschüttelnd nach. Er versteht die plötzliche Aenderung in ihrem Wesen nicht.

Langsam und in Gedanken versunken steigt er die Treppe hinauf.

Frau Mergers, seine alte Wirtschafterin, öffnet und begrüßt ihn mit großem Wortschwall.

Jochen sagt der wackeren Frau ein paar freundliche Worte, dann geht er in sein Arbeitszimmer.

Jochen zündet sich eine Zigarette an, dann wirft er sich auf den Diwan und gräbelt über Mariannes seltsames Benehmen nach. Endlich glaubt er einen Grund dafür gefunden zu haben.

Will Marianne ihm zu verstehen geben, daß letzten Endes ein Mann, der — wenn auch völlig schuldlos — im Verdacht gestanden hat, Bankräuber zu sein, doch niemals ihr Gatte werden könne?

Jochen springt auf.

Ruhelos geht er im Zimmer hin und her, raucht eine Zigarette nach der anderen.

Tiefe Falten um den Mund lassen ihn im Augenblick älter erscheinen, als er in Wirklichkeit ist.

Er bleibt stehen, starrt auf das bunte Muster des Teppichs.

Zorn gegen das Mädchen, das er liebt, steigt plötzlich in ihm auf. Mehr und mehr verrennt er sich in dem Gedanken, daß Marianne ihn los sein will.

Aber warum ist sie dann zuerst so lieb und freundlich zu ihm gewesen?

„Verstellung!" raunt eine Stimme in seinem Innern.

Wenn doch nur schon der „Blaue Peter", die Abfahrtsflagge, vom Maste der „La Paloma" wehen würde!

Fort von Hamburg, fort, und nie wieder zurückkehren!

*

Senator van Nijl wundert sich, daß Jochen Asmussen nicht den Weg zu seiner Besitzung in Blankenese findet, und er wundert sich auch über die merkwürdige Niedergeschlagenheit und Verstimmtheit seiner Tochter.

Es ist ihm ziemlich klar, daß zwischen Jochen und Marianne etwas vorgefallen war. Aber er fragt nicht danach, denn in Herzensangelegenheiten sich zu mischen, hält er für falsch.

Als aber zwei Wochen verstreichen, und das bedrückte Wesen seiner Tochter sich nicht ändert und Jochen sich auch nicht sehen läßt, da beschließt er, mit Jochen zu reden.

Gleich am nächsten Tage fährt er zu ihm in sein Kontor. Er hat eine Zeit gewählt, wo er ihn bestimmt antreffen wird.

Der Reeder runzelt die Stirn, als ihm der Senator gemeldet wird.

„Ich lasse bitten", sagt er kurz zu seiner Sekretärin.

Herr von Nijl nimmt in einem der tiefen Klubsessel Platz und zündet sich eine Zigarette an.

Sein Blick gleitet unauffällig über Jochen: milde und abgespannt sieht er aus.

„Nun, mein Junge, wie geht's und steht's?" beginnt der Senator.

„Gott, Onkel Jost, eine Menge Arbeit und Aerger und dann die dumme Geschichte mit der Atlantikbank."

„Um zu arbeiten und sich gelegentlich auch zu ärgern, sind wir schließlich auf der Welt, Jochen. Was aber den törichten Verdacht anbelangt, so kannst du ruhig sein. Die Leute, die einen Moment daran geglaubt haben, schämen sich heute, wenn sie dich sehen. Glaube mir das!"

Jochen zuckt als Antwort nur die Achseln.

„Jetzt aber zu etwas anderem", fährt der Senator fort. „Warum meidest du mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, Blankenese? Ich möchte mich nicht gern in persönliche Angelegenheiten, aber diesmal tue ich es doch. Habt ihr euch gezankt?"

„Die Marianne und ich?"

„Wer sonst?"

„Nein, wir haben uns nicht gezankt."

„Warum kommst du dann nicht mehr wie früher zu uns? Was ist denn eigentlich los? Du machst ein Gesicht wie acht Tage Regenwetter, und bei mir zu Hause sitzt die Marianne, läßt den Kopf hängen und spricht keine drei Worte am Tage. Da soll einer klug daraus werden!"

Jochen zuckt als Antwort nur die Achseln.

Eine Weile vergeht, dann beginnt er mit müder Stimme: „Onkel Jost, ich habe das Gefühl, daß Marianne trotz aller ihrer Versicherungen doch nicht darüber hinwegkommen kann, daß man mich für einen Verbrecher gehalten hat."

„Jochen, was du da eben gesagt hast, ist vollkommener Unsinn. Die Marianne war die erste, die jede Möglichkeit, daß du der Täter gewesen sein könntest, von der Hand wies, und zwar tat sie es sogar unter schallendem Gelächter. Gerade daraus siehst du, für wie albern und töricht sie jenen Verdacht gehalten hat."

Jochen blickt schweigend vor sich hin, dann sagt er: „Ich danke dir für deine Worte, Onkel Jost."

Herr von Nijl hält die Sache für erledigt. Sein Blick fällt auf eine Seekarte, die vor Jochen auf dem Schreibtisch ausgebreitet liegt.

„Was hast du denn da für eine Karte?" erkundigt er sich.

„Die Küstengewässer der Republik Sta. Magdalena, Onkel", erwidert Jochen und streicht mit der Hand über das Blatt.

„Das Land wäre ein gutes Absatzgebiet für deutsche Waren, wenn dort endlich einmal Ruhe und Ordnung hineinkäme. Nichts wie Parteihader und Revolutionen gibt es dort drüben."

„Ein gewisser Kreis von Börsenleuten in Newyork steckt dahinter."

„Weiß ich, in unruhigen Zeiten läßt es sich am besten im Trüben fischen. Die Geldleute wollen Sta. Magdalena gewissermaßen zu einer Privatkolonie machen."

„So ist es. Aber die Lage kann sich auch einmal über Nacht ändern. Wie denkst du darüber, Onkel Jost, wenn wir dann engere wirtschaftliche Beziehungen zu der Republik aufnähmen?"

„Jochen, ich kenne dich von klein auf, aber als Phantasten und Träumer habe ich dich noch nie kennengelernt. Du meinst, wir könnten einmal mit den Yankees drüben konkurrieren, ihnen gar den Rang ablaufen? Nein, nein, mein Junge, das ist unmöglich. Ich kenne die Verhältnisse dort drüben zu gut!"

„Und doch halte ich es für ausführbar."

Die Sicherheit Jochens machte den Senator stutzig.

„Ich weiß, du warst einige Zeit in Sta. Magdalena. Hast du wieder Beziehungen angeknüpft?"

„Ich möchte darüber noch nicht sprechen, Onkel. Es ist eine etwas heikle und abenteuerliche Sache, die ich vorhabe. Vielleicht kann ich dadurch sogar meine Firma retten."

„Ich weiß nicht, was du vorhast, Jochen, ich will es auch gar nicht wissen. Aber ich glaube dich lange genug zu kennen, um zu wissen, daß du dich in nichts Törichtes einlassen wirst."

Jochen antwortet nicht, sondern spielt zerstreut mit dem Zirkel, der auf der Karte liegt. Seine Gedanken sind bei Marianne.

„Wenn du denkst, mein Junge, deine Firma retten zu können, dann Volldampf voraus. Ich würde dir gern schon meine Hilfe angeboten haben, aber auch ich habe schwer, sogar sehr schwer zu kämpfen."

Der Senator erhebt sich. Jochen geleitet ihn hinaus, dann geht er wieder an seine Arbeit. Er zirkelt ab, notiert und rechnet. Aber er macht Fehler über Fehler, denn seine Gedanken sind nicht bei den Untiefen, Riffen und Sandbänken an der Nordküste von Südamerika, sondern bei Marianne. Was könnte bloß der Grund für ihr merkwürdiges Benehmen sein?! —

Dan Nijl frühstückt rasch, dann fährt er in sein Kontor.

Eine Reihe von Konferenzen halten ihn an diesem Tage bis zum Abend in der Stadt fest. Erst gegen 8 Uhr kommt er nach Hause.

Als er seiner Tochter von der Unterredung mit Jochen erzählt, wird sie bald blaß, bald rot. Stumm hört sie ihrem Vater zu.

Als er geendet, herrscht eine Zeitlang Schweigen.

Plötzlich springt Marianne auf und umarmt den Vater.

„Vater," schluchzt sie, „ich habe ihn so unendlich lieb. Du weißt, daß ich dem ersten Moment mit keinem Gedanken an das geglaubt habe, was man Jochen vorwarf. Wie falsch beurteilt er mich, welch großes Unrecht tut er, wenn er . . ."

Mariannes Worte verlieren sich in Weinen und Schluchzen. Sie schmiegt sich wie ein hilfesuchendes Kind an den Vater.

Der Senator streicht sanft über ihr Haar. Langsam beruhigt sich Marianne.

„Vater, ich allein bin Schuld daran, daß Jochen überhaupt auf solche Gedanken kommen konnte."

„Du, Marianne?"

„Ja, ich."

Und dann erzählt sie von Dolores de Incobar.

Mariannes Stimme geht in Flüstern über.

„Vielleicht liebe ich Jochen viel zu sehr und bilde mir Dinge ein, die gar nicht der Wahrheit entsprechen."

„Marianne, sprich dich mit ihm aus, sprich mit ihm ganz offen und ehrlich. Ich bin überzeugt, es wird dann alles wieder gut!"

„Ich will es ja gern tun, wenn er nur kommen würde."

„Er wird kommen."

Marianne huscht aus dem Zimmer.

*

Sanfte, einschmeichelnde Melodien eines Tangos schweben durch die geöffneten Fenster der Villa des Konsuls Haugrove hinaus in den gepflegten, frühlingsgrünen Garten und verlieren sich über den stillen Wassern der Außenalster. Man tanzt gut in der Hamburger Gesellschaft, doch einen Tango, wie ihn eben Jochen Asmussen und Dolores de Incobar tanzen, sieht man nicht allzu oft.

Die straffe Sportfigur des blonden Jochen steht in einem seltsamen Kontrast zu der biegsamen Gestalt der brünetten Kreolin.

Dolores fällt auch durch ihre raffinierte Eleganz auf. Im Sturm hat sie sich die Herzen aller erobert.

Wohl spricht Dolores perfekt Französisch und Englisch; am liebsten unterhält sie sich aber in ihrer Muttersprache, der spanischen. So ergibt es sich, daß sie viel mit Jochen tanzt und seine Gesellschaft sucht, da er zufällig als der Einzige an diesem Abend geläufig Spanisch spricht.

Jochen war schon einige Male den Aufforderungen des Konsuls Haugrove gefolgt und kam zum Tennis oder zum Tee. Natürlich war es ihm klar, wer hinter den Einladungen steckte. Aber die reizende, oft recht ausgelassene Art von Dolores hatte ihn immer wenigstens auf Stunden vergessen lassen, daß Marianne, wie er sich einbildete, nichts mehr von ihm wissen wollte.

Beim langsamen Takt eines englischen Walzers flüstert Dolores:

„Herr Asmussen, wie freue ich mich auf die Zeit, wenn wir auf dem Meere sind."

Er nickt stumm, und ein innerer Zwang treibt ihn, Dolores in die Augen zu sehen.

Plötzlich aber erfüllt ihn ein Gefühl der Angst, und er sucht ihren Blicken auszuweichen . . .

VIII.

Der Marquis de Soverol, Oberstleutnant a. D. und ehemaliger Militärattaché der spanischen Botschaft in London, trifft — vor kurzem mit einem Flugzeug von London kommend — in der Villa Magdalena ein.

„Es ist lieb von Ihnen, Herr de Soverol, daß Sie wieder einmal nach mir sehen. Seit meine Tochter in Hamburg ist, fühle ich mich doch recht einsam." Mit diesen Worten begrüßt ihn Elvira de Incobar.

Der Oberstleutnant sagt Donna Elvira ein paar artige Worte des Bedauerns, daß er nicht eher hat herüberkommen können. Die Herrin des Hauses führt den Gast gleich zum Frühstück ins Speisezimmer.

Altes Sövreporzellan und sehr schönes Silber zieren den Tisch.

Lautlos serviert Lisette, die Kammerzofe. Als sie verschwunden ist, beginnt der ehemalige Militärattaché:

„Gnädigste Frau, ich bringe Ihnen die Nachricht, daß für Sie einige Geschütze, Maschinengewehre in der gewünschten Anzahl, ferner Gewehre und ausreichend Munition ab 1. Juni einschiffbar, unauffällig verpackt im Hafen der kleinen Insel Porto Santo lagern werden. Die Waffen habe ich unter der Hand besorgt. Sie wissen ja, daß ich überall gute Beziehungen habe."

„Das weiß ich, Marquis, und ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Bemühungen."

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau," meint de Soverol ab, „ich habe es gern getan. Für einen Mann, der in so freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrem Gatten gestanden hat, ist es doch eine Selbstverständlichkeit!"

Ueber Donna Elviras Gesicht huscht ein bitterer Schatten, und sie sagt leise:

„Wie weit waren doch immer die Abende in unserem Heim in Sta. Magdalena, wenn Sie zu uns kamen."

„Exzellenz, nur zu gern erinnere ich mich der fernen Zeiten, wo ich als Instrukteur in der Armee Ihres Heimatlandes tätig war. Ihr Gatte und ich verbrachten oben gleich von ersten Tage meiner Tätigkeit an sehr gut."

„Ich bin darüber so froh, Marquis, daß Sie mir die Nachrichten persönlich überbringen, denn ich habe noch allerhand mit Ihnen zu besprechen."

„Gnädige Frau, ich stehe Ihnen voll und ganz zur Verfügung, sowohl als Diplomat wie auch als Soldat."

Gleich nach dem Umsturz in Spanien war der Marquis aus dem Dienste geschieden, aber in London wohnen geblieben. Obwohl Soverol keinen offiziellen Posten mehr bekleidete und sich als sehr vermögender Privatmann lediglich mit schriftstellerischen Arbeiten, befaßte, spielte der elegante und hochbegabte ehemalige Militärattaché auch fernerhin in London eine bedeutende Rolle und war Persona grata bei sehr hohen und einflußreichen Persönlichkeiten gebieben.

„Ich habe die feste Zuversicht, lieber Freund, daß meine Expedition glücken wird. Die Korruption die augenblicklich in meiner Heimat herrscht und der verderbliche Einfluß jener Handvoll gewissenloser Börsenspekulanten müssen vernichtet werden. Wir sind ein reiches Land, doch wenn dauernd eine

Winter im Bergdorf

Frost klirrt daher. Der Wind fegt in die Schlote
und rüttelt Einlaß heischend an dem Haus.
Von seinem Atem klirren die Geräte,
die Lampe zuckt, und plötzlich geht sie aus.

Was tut's! Wenn draußen Sturm und Wetter toben,
wenn sich die Erde beugt der Schneegewalt,
dann mag man wohl den lieben Ofen loben,
in dem das Feuer prasselt, glüht und knallt.

Dann schaut man in das lust'ge Spiel der Flammen,
stochert mit einem Eisen in der Glut,
fühlt sich behaglich und rückt eng zusammen
und denkt: auch solch ein Winter mennt es gut.

Doch mag es sein, daß manchmal einer leise
aufsteht und durch das kleine Fenster späht,
vor dem mit Flockenfall und Schneegekreise
die wilde Jagd der Nacht vorüberweht.

Vielleicht, daß er dann, jenseits weiter Felder,
die winterlichen Leichentuch umspinnt,
das andre dort: die großen, dunklen Wälder,
die jetzt so einsam und verlassen sind.

Konzession auf Land, nach der anderen vergeben wird, dann werden die Dollarmagnaten in einer genussen Gegend finden, was sie nie finden dürfen. Uebrigens ist es Herrn Asmussen. Sie kennen ihn ja aus meinen Briefen und Erzählungen, gelungen, seinen Freund, einen Herrn von Jöns, für uns zu gewinnen."

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau. Sie wollen wirklich . . ."

„Meine Expedition ist eine wirkliche Filmexpedition, lieber Freund, und ich hoffe, daß das andere nur so nebenhergeht. Mein Filmtolf dann in den Lichtspielhäusern Europas laufen, um mein Vaterland so zu zeigen, wie es wirklich ist, um zu zeigen, daß man dort keineswegs nur Sumpfwildnisse mit Alligatoren und Fieberbrutstätten findet, sondern daß Sta. Magdalena ein schönes und gesundes Land ist. Ehe ich meines Mannes Frau wurde, bin ich viel mit meinem Vater im Innern meiner Heimat herumgestreift. Er erzählte mir oft von großen Bodenschätzen und von dem Ertragsreichtum weiter, fast unerschlossener Gebiete. Es muß anders werden in meinem Vaterlande."

„Und es wird auch anders werden, Donna Elvira."

Auch der Marquis hat das Gefühl, daß Donna Elvira den richtigen Zeitpunkt für ihre Expedition gewählt hat, denn Nachrichten aus bester Quelle besagen, daß das Volk drüben sich auf sich besonnen habe und nur noch eins fehle: ein energischer Führer.

Soverol hebt sein Glas.

„Donna Elvira, ich trinke auf das Wohl der Expedition Inodar und auf die Zukunft Ihrer Heimat!"

Leise klingen die Gläser aneinander.

„Wissen Sie, Marquis, worauf ich unendlich gespannt bin? Auf die Erfindungen Ihrer beiden japanischen Freunde."

„Ich sprach vorgestern den Kapitänleutnant Kuro und den Ingenieur Hashiro. Beide sind in Hamburg und arbeiten mit ihren Leuten fieberhaft in dem Dampfer, den Sie von der Reederei Asmussen gecharter haben. Alles wird tadellos funktionieren. Schnelligkeit, gnädigste Frau, bedeutet für Sie alles, und die andere Erfindung kann möglicherweise für das Gelingen Ihres Vorhabens von größter Wichtigkeit sein, denn für ausgeschlossen halte ich es nicht, daß die gegenwärtigen Machthaber in Ihrem Vaterlande den Versuch unternehmen, Sie unterwegs abzufangen und unschädlich zu machen. Donna Elvira, Sie müssen immer damit rechnen, daß Sie und Ihre Schritte überwacht werden."

„Das glaube ich sogar bestimmt, lieber Freund."

Klopfen . . .

Lisette bringt die Post.

„Sie verzeihen, Marquis?"

Soverol quittiert mit leichter Verneigung.

Donna Elvira sieht rasch die Sachen durch. Ein Brief ihrer Tochter ist darunter. Sie öffnet ihn sogleich.

„Liebste Mama! Ich kann Dir eine Neuigkeit berichten, die mir viel Spaß macht. Denke Dir, Jochen Asmussen scheint sich in Deine Tochter Dolores verliebt zu haben, wenigstens macht es mir den Eindruck. Wie Du schon schrieb, erzählte er mir auf unserer Reise hierher, daß er mit einer jungen Hamburgerin so gut wie verlobt sei. Ich vergaß, Dir mitzuteilen, daß ich seine zukünftige Frau auf dem Bahnhofe bei unserer Ankunft in Hamburg kennengelernt habe. Sie ist blond, schlank und recht elegant. Nach deutschem Geschmack ist sie wohl hübsch zu nennen. Nun scheint sich aber plötzlich zwischen Asmussen und Fräulein van Nitt — das ist ihr Name — eine tiefe Kluft aufgetan zu haben, und ich glaube mich nicht zu irren, daß ich die Ursache bin. Jochen Asmussen kommt viel zu uns, obwohl er früher nur selten bei Haugroves verkehrt. Gibt das nicht zu denken? Jedenfalls macht mir die Sache viel Spaß.

In Eile einen Kuß, liebste Mama,

von Deiner Dolores."

Wieder klopft es leise. Lisette bittet Frau de Incobar an das Telephon. Dr. Björnström, der Polizeichef der Casino-M.-G. Monte Carlo, sei am Apparat.

„Verehrter Doktor, Sie möchten mich in dringender Angelegenheit sprechen? Natürlich bin ich für Sie zu jeder Zeit zu Hause. Gut . . . Also in einer Viertelstunde erwarte ich Sie . . . Auf Wiedersehen!"

Donna Elvira erledigt gleich noch ein paar dringende Gespräche.

Ins Speisezimmer zurückgekehrt, erkundigt sie sich, ob Soverol Axel Björnström kenne.

Der ehemalige Militärattaché bedauert.

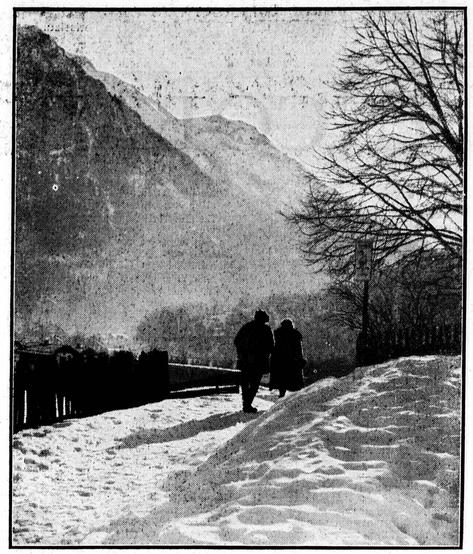
„Dr. Björnström ist Schwede, lieber Freund. Er war früher bei der Kriminalpolizei in Stockholm und ist jetzt Polizeichef in Monte Carlo."

„Ich erinnere mich dunkel, einmal von ihm gehört zu haben. Er soll ein ausgezeichneter Kriminalist sein."

Das Hupen eines Autos ertönt, und gleich darauf meldet Lisette schon Dr. Björnström.

„Sie verzeihen, Marquis, ich hoffe, die Unterredung dauert nicht zu lange. Hier sind Zigaretten und der Chartreuse und die neueste Nummer der ‚Illustration'."

Donna Elvira nickt Soverol zu, dann verläßt sie rasch das Speisezimmer. Der Marquis blickt ihr nach.



Wanderung im Schnee (Photo: Dr. Georg Fricke. Deike M.)

Welche Energie, welche Tatkraft! denkt er bei sich. Wohl ist ihr Vorhaben schwer, aber sie wird es durchführen.

Als die Expräsidentin ihr Arbeitszimmer betritt, kommt ihr Dodo, die Jaguarin, entgegen, schmiegt sich schmeichelnd an sie und leckt ihrer Herrin die Hand. Sofort fährt Donna Elviras braune Rechte über das gefleckte Fell des Raubtieres.

„Ich lasse Herrn Dr. Björnström bitten, Liserte."

„Auf deinen Platz, Dodo!"

Die Jaguarin springt mit elegantem Satze auf die breite Chaiselongue und blickt mit ihren grünlich-gelben Lichtern den eintretenden Polizeichef prüfend an.

„Treten Sie ruhig näher, Herr Doktor. Dodo tut niemandem etwas zu Leide. Nur auf meinen Befehl nimmt sie an oder aber, wenn jemand nachts ins Haus eindringen würde. Dann allerdings garantiere ich für nichts!"

Axel Björnström beginnt mit leiser Stimme:

„Exzellenz, mein Besuch ist ganz privater Art, außerdienstlich, denn Ihr Haus liegt ja auf französischem Boden, wo ich nichts zu sagen habe. Und doch fühle ich mich verpflichtet, Sie zu warnen."

„Warnen?"

„Um Sie zu warnen, gnädige Frau, bin ich gekommen, denn Sie schweben in Lebensgefahr. Ich habe lange überlegt, ob ich nicht beim französischen Polizeipräsidenten in Nizza ins Vertrauen ziehen sollte, aber zuerst wollte ich lieber mit Ihnen über den Fall sprechen."

„Hängt die Sache mit Politik zusammen?"

„So ist es," nickt Dr. Björnström.

„Exzellenz," fährt er nach kurzer Pause fort, „erinnern Sie sich noch an das Attentat auf meinen schwedischen Landsmann, Herzog von Stordbacken, der während der russischen Revolution 1917 vielen Anhängern des Zaren zur Flucht über die schwedische Grenze verholfen hatte? Das Attentat, bei dem der Herzog verletzt wurde, war ein Akt des Russen Nachimow. Diesem gelang es dann später, sich aus dem Staube zu machen, und er ging nach Amerika. Ich weiß bestimmt, daß sich Nachimow auch in Ihrem Vaterland längere Zeit aufgehalten hat. Ich habe den Burschen ein einziges Mal in meinem Leben gesehen, aber das hat genügt, um mir die Züge seines Gesichtes für dauernd ins Gedächtnis zu prägen."

Dr. Björnström erhebt sich und tritt ans Fenster, höchst, völlig gedeckt durch die Vorhänge, auf die besonnte Straße.

„Ich habe es gewußt, gnädige Frau! Wollen Sie Nachimow sehen?"

Donna Elvira tritt neben den Polizeichef.

„Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, das ist doch der Privatsekretär und Vorleser des alten, halberblindeten Herzogs von Chateauroux, meines Nachbarn!"

„Stimmt ganz und gar. Nachimow nennt sich zurzeit Baron Merhöden und gibt sich als früheren Rittmeister im ehemaligen russischen Gardeulanenregiment aus. Sie sehen, Exzellenz, ich weiß gut über den Menschen Bescheid. In Wirklichkeit aber ist es der Anarchist und Bolschewist Nachimow, der unter anderen Sprachen auch recht geläufig Volksdeutsch spricht."

Nachimow steht neben dem Wagen des Polizeichefs und plaudert mit dem Chauffeur.

„Jetzt erkundigt er sich bei meinem Mechaniker sicherlich, ob ich viel in Ihrem Hause verkehre. Wer der Polizei — der russischen natürlich ausgenommen — hat der Kerl ziemliche Angst."

„Ich bitte Sie, Dr. Björnström, wie kommen Sie zu dem Verdacht, daß der Mann etwas gegen mich im Schilde führt?"

Statt einer Antwort gibt der Doktor Donna Elvira einige Briefe.

„Zunächst eine kurze Erklärung noch, dann bitte ich zu lesen. Vor etwa vier Wochen sah ich Nachimow in Monte Carlo im Kasino. Ich erkannte ihn sofort wieder, und sofort hatte ich auch das Gefühl, daß er etwas vorhatte. Gegen wen? Das machte mir Kopfzerbrechen. Schließlich tippte ich auf Sie, gnädige Frau. Ich erlaubte mir, seine Korrespondenz zu überwachen. Sie halten die Abschriften seiner Briefe, die er schrieb bzw. empfing, in der Hand. Diese Briefe beweisen mir die Richtigkeit meiner Vermutungen."

„Wie kamen Sie dazu, ausgerechnet auf mich zu tippen, lieber Freund?"

„Ich will nicht indiskret sein, Exzellenz, will Sie auch nicht mit Fragen belästigen. Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, kaum sehr gut zu kennen, dann lese ich alle möglichen Zeitungen, und zwar sehr genau. In letzter Zeit hat so manches über Ihr Vaterland in den Blättern gestanden, und von meinem Berufe her bin ich es gewöhnt, zu kombinieren und allerhand Möglichkeiten zu erwägen."

Donna Elvira blickt dem Doktor in die blauen Augen, dann beginnt sie zu lesen.

Keine Muskel zuckt in ihrem Gesicht, obwohl sie in den Briefen — wenn auch umschrieben — ihr Todesurteil liest.

Mit liebenswürdigem Lächeln gibt Donna Elvira dem Doktor die Papiere zurück.

„Oberst Lopez soll sich hüten, mir in die Hand zu fallen."

Ihre Augen blitzen unheimlich.

„Wer ist das, Exzellenz?"

„Zwar ist kein Name in den Briefen genannt, aber die Persönlichkeit, von der sie stammen bzw. für die sie bestimmt sind, ist ein Oberst Lopez. Er ist der eigentliche Mörder meines armen Gatten. Gegenwärtig ist er drüben in meiner Heimat Kriegsminister und Polizeichef in einer Person, hat also alle Macht in Händen. Er ist mein gefährlichster Feind. Ich lese zwischen den Zeilen der Briefe, daß er es ist, der Nachimow angestiftet hat, mich unschädlich zu machen."

Frau de Incobar reicht dem Doktor die Hand.

„Ich danke Ihnen für die Warnung, Herr Björnström, aber sprechen Sie doch lieber nicht mit Ihrem französischen Kollegen über die Angelegenheit. Sie werden leicht erraten, warum ich es nicht möchte. Ich werde sehr auf meiner Hut sein, zudem verlasse ich ja auch binnen kurzem die Riviera."

„Gnädige Frau, solange Sie noch hier weilen, stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung, und ich werde den Burschen auch weiterhin sorgfältigst überwachen. Sollten wir uns vor Ihrer Abreise nicht noch einmal sehen, dann nehmen Sie die Ueberzeugung mit auf die Fahrt, daß meine besten Wünsche Sie über das Meer begleiten."

*

Weiche, duftende Rivieranacht über dem Cap Martin.

Marquis de Soverol und Donna Elvira sitzen im Speisezimmer.

Sie haben während des Nachmittags noch einmal alle Einzelheiten der geplanten Expedition durchgesprochen, und für jeden etwa möglichen Fall hat der ehemalige Generalstäbler gute und praktische Ratschläge erteilt. Nun sprechen sie wieder über den Besuch Dr. Björnströms.

Auch der Oberstleutnant nimmt die Warnungen sehr ernst und rät zu größter Vorsicht.

„Daß man Ihnen nach dem Leben trachtet, Exzellenz, ist ein Beweis, wie hoch man in Ihrer Heimat Ihre Fähigkeiten und Ihre Willenskraft einschätzt. Es scheint mir aber auch ein Beweis zu sein, daß man irgendwie Kenntnis von Ihrem Vorhaben erhalten hat. Sollte man auf dem Meere etwas gegen Sie unternehmen, dann werden die genialen Erfindungen der Japaner, die sie in Ihre Dienste gestellt haben, einen jeden Gewaltakt gegen Ihr Schiff zunichte machen. Des seien Sie fest versichert."

Lisette huscht ins Zimmer und füllt die Gläser von neuem mit eisgekühltem Mumm extra dry.

Die Abendluft trägt Rosenduft durch die geöffneten Fenster und verwehte Klänge einer Geige — — —

Im Nachbarhause sitzt der Herzog von Chateauroux, der alte, fast blinde Grandseigneur, im bequemen Lehnstuhl zurückgesunken.

Ihm gegenüber steht, an einen der mächtigen Bücherschränke gelehnt, sein Vorleser und trägt aus Racines Drama „Berenice und Titus" einige Szenen vor.

Der Greis hört mit geschlossenen Augen zu.

Als der Vorleser geendet, spricht der Herzog noch fast eine Stunde über Racine und seine Kunst. Nachimow langweilt sich tödlich, muß dauernd mit dem Gähnen kämpfen. Endlich erhebt sich der Greis und läßt sich von seinem Vorleser ins Schlafgemach führen, wo der Kammerdiener bereits auf ihn wartet.

Konstantin Petrowitsch Nachimow eilt in sein Zimmer, wo er das Licht jedoch nicht einschaltet. Seine Augen gewöhnen sich rasch an die Dunkelheit. Zunächst holt er aus einer Ecke hinter dem Kleiderschrank eine Flasche Kognak hervor, entkorkt sie und nimmt einen kräftigen Schluck.

„So . . .," murmelt er vor sich hin.

Er weiß, daß seine Hand jetzt nicht zittern wird.

Dann schließt er das rechte Fach seines Schreibtisches auf und entnimmt ihm eine Browning-Pistole, prüft sorgfältig, ob der Schalldämpfer noch fest sitzt.

Er nickt befriedigt, dann schleicht er geduckt aus offene Fenster.

Das Laub einer riesigen Platane raschelt vor ihm im sanften Nachtwinde. Der mächtige Baum wurzelt gerade noch auf dem Grundstück des Herzogs, aber ein Teil seiner starken Aeste ragt hinüber über die Gartenmauer bis fast an die Fenster des ersten Stockwerkes des Hauses, das Frau de Incobar gehört.

Nachimow kann durch das üppige Blätterwerk in die weit geöffneten Fenster des Arbeitszimmers der Nachbarin sehen.

Der Raum ist nur matt von Lichte der Schreibtischlampe erhellt. Deutlich sieht er Elvira de Incobar an ihrem großen, mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtisch sitzen. Sie scheint zu lesen.

Der Russe schleicht lautlos über die Treppe hinab in den Garten.

Er klettert gewandt am Stamme des Baumes hinauf, dann schiebt er sich geräuschlos auf einem starken Aste vor, der nahe an die Fenster von Donna Elviras Arbeitszimmer reicht.

Nachimow ist gut von üppig belaubtem Gezweig gedeckt. Ein paar Blätter, die ihn stören, beseitigt er.

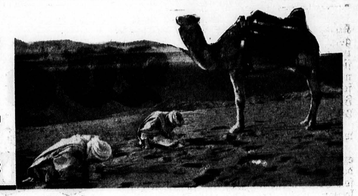
Seine Rechte gleitet in die Tasche zur Pistole. Er legt sorgfältig an, krümmt langsam den Zeigefinger. Die Waffe gibt nur einen schwachen, dumpfen Knall von sich. Ueber Mitter und Korn sieht Nachimow, wie sein Opfer in sich zusammensackt und sich nach vorn über den Schreibtisch neigt.

Nachimow will gerade seinen Browning wieder in die Rocktasche schieben, als er ein dunkles Etwas aus dem Fenster auf sich zuschnellen sieht. Er fühlt scharfe Krallen und stürzt von der Platane. Seine Hände verkrampfen sich in weiches Tierfell . . .

(Fortsetzung folgt)

Unser neuer Tatsachenbericht!

Die letzten Beduinen



Auf dem Kamelrücken durch die transjordanische Wüste / Von A. R. Lindt

Amman, die Stadt meines Aufbruchs

Um fünf Uhr ist es dunkel, von einer hoffnungslosen, trübseligen Dunkelheit, aus der nur einige Cafés aufleuchten, in denen stierend die Männer kauern. Die Limonadenverkäufer klappern mit ihren Trinkschalen, obwohl sie wissen, daß es keinen Durstigen mehr gibt, den sie locken könnten. Sie klappern trotzdem, teils aus Gewohnheit, teils weil sie nichts anderes zu tun haben. Die Fellachen und Beduinen drausßen auf dem Lande und in der Wüste ja, die haben es gut. Wie Tiere können sie sich zum Schlafen niederlegen, sobald die Sonne untergegangen ist. Sie kennen nun nicht die Verpflichtung, die nun einmal das Los der Städter ist — während langer Winterabende noch aufzustehen. Und Amman, trotz alledem, was gegen die transjordanische Hauptstadt Erfindungen der Japaner, die sie in Ihre Dienste gestellt haben, einen jeden Gewaltakt gegen Ihr Schiff zunichte machen. Des seien Sie fest versichert."

Lisette huscht ins Zimmer und füllt die Gläser von neuem mit eisgekühltem Mumm extra dry.

Die Abendluft trägt Rosenduft durch die geöffneten Fenster und verwehte Klänge einer Geige — — —

Im Nachbarhause sitzt der Herzog von Chateauroux, der alte, fast blinde Grandseigneur, im bequemen Lehnstuhl zurückgesunken.

Ihm gegenüber steht, an einen der mächtigen Bücherschränke gelehnt, sein Vorleser und trägt aus Racines Drama „Berenice und Titus" einige Szenen vor.

Der Greis hört mit geschlossenen Augen zu.

Als der Vorleser geendet, spricht der Herzog noch fast eine Stunde über Racine und seine Kunst. Nachimow langweilt sich tödlich, muß dauernd mit dem Gähnen kämpfen. Endlich erhebt sich der Greis und läßt sich von seinem Vorleser ins Schlafgemach führen, wo der Kammerdiener bereits auf ihn wartet.

Konstantin Petrowitsch Nachimow eilt in sein Zimmer, wo er das Licht jedoch nicht einschaltet. Seine Augen gewöhnen sich rasch an die Dunkelheit. Zunächst holt er aus einer Ecke hinter dem Kleiderschrank eine Flasche Kognak hervor, entkorkt sie und nimmt einen kräftigen Schluck.

„So . . .," murmelt er vor sich hin.

Er weiß, daß seine Hand jetzt nicht zittern wird.

Dann schließt er das rechte Fach seines Schreibtisches auf und entnimmt ihm eine Browning-Pistole, prüft sorgfältig, ob der Schalldämpfer noch fest sitzt.

Er nickt befriedigt, dann schleicht er geduckt aus offene Fenster.

Das Laub einer riesigen Platane raschelt vor ihm im sanften Nachtwinde. Der mächtige Baum wurzelt gerade noch auf dem Grundstück des Herzogs, aber ein Teil seiner starken Aeste ragt hinüber über die Gartenmauer bis fast an die Fenster des ersten Stockwerkes des Hauses, das Frau de Incobar gehört.

Nachimow kann durch das üppige Blätterwerk in die weit geöffneten Fenster des Arbeitszimmers der Nachbarin sehen.

Der Raum ist nur matt von Lichte der Schreibtischlampe erhellt. Deutlich sieht er Elvira de Incobar an ihrem großen, mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtisch sitzen. Sie scheint zu lesen.

Der Russe schleicht lautlos über die Treppe hinab in den Garten.

Er klettert gewandt am Stamme des Baumes hinauf, dann schiebt er sich geräuschlos auf einem starken Aste vor, der nahe an die Fenster von Donna Elviras Arbeitszimmer reicht.

Nachimow ist gut von üppig belaubtem Gezweig gedeckt. Ein paar Blätter, die ihn stören, beseitigt er.

Seine Rechte gleitet in die Tasche zur Pistole. Er legt sorgfältig an, krümmt langsam den Zeigefinger. Die Waffe gibt nur einen schwachen, dumpfen Knall von sich. Ueber Mitter und Korn sieht Nachimow, wie sein Opfer in sich zusammensackt und sich nach vorn über den Schreibtisch neigt.

Nachimow will gerade seinen Browning wieder in die Rocktasche schieben, als er ein dunkles Etwas aus dem Fenster auf sich zuschnellen sieht. Er fühlt scharfe Krallen und stürzt von der Platane. Seine Hände verkrampfen sich in weiches Tierfell . . .

(Fortsetzung folgt)

Wüstenreise mit Komfort

„Was, Sie wollen in die Wüste?" Mein arabischer Bekannter zog erstaunt die Stirne hoch, so daß sich sein Tarbusch (Fez) etwas in den Nacken schob. „Fürchterlich langweilig, die Wüste. Einönig, trostlos, vollständig uninteressant. Mieten Sie einen hochpferdigen Wagen, damit Sie rasch damit fertig werden."

„Ich will Kamele mieten."

Der Tarbusch glitt tiefer in den Nacken. „Wissen Sie denn, wie sich ein Kamel gebärdet? Ein tückisches Tier, das beißt, schlägt und aus dem Maul stinkt. Es gibt nichts Langweiligeres für den Geist, nichts Schmerzhafteres für den Körper als einen Kamelritt. Nun, ich wünsche Glück."

Dieser Araber war ein Dichter, der in feurigen Gesängen die Kämpfe und Heldentaten der Beduinen besang.

Peake Pascha, der englische Befehlshaber der arabischen Legion, traf für mich die notwendigen Vorkehrungen.

„Nur etwas ist schwierig", sagte er. „Sie brauchen einen Begleiter, der sowohl ein Kamel reiten als auch englisch sprechen kann. Diese beiden Forderungen finden sich in einem Araber selten vereinigt. Spricht ein Araber englisch, so hält er es unter seiner Würde, auf einem Kamel durch die Welt zu gondeln. Kamelreiten ist für ihn nicht ein Sport — es ist ihm ein Symbol für arabische Rückständigkeit. Für ihn bedeutet das Besteigen eines Kamels einen unverzeihlichen Rückfall in überwundene Zustände, so wie es für den Automechaniker, der eben erst gehen gelernt, erniedrigend gewesen sein muß, wieder auf allen Vieren zu kriechen. Aber auf alle Fälle machen Sie sich für morgen zum Aufbruch bereit."

Am Abend stellte sich ein junger Offizier der Legion bei mir ein, um mir mitzuteilen, daß er den Befehl erhalten hatte, mich als Dolmetsch durch die Wüste zu begleiten. Blauäugig und blond, mit dem steilen Hinterschädel der Druesen, trug er die Uniform mit der unaufdringlichen Eleganz eines englischen Offiziers. Dem englischen Vorbild nachgebend, reisierte er sich, wenn irgend möglich, auch in der Wüste — was mich, sehr gegen meinen Willen, zwang, dasselbe zu tun. In seiner Begeisterung für Jagd — die sich stark von arabischer Jägerei unterscheidet — in seiner ruhigen Sicherheit, die er nicht durch Großsprecherei zur Heldenhaftigkeit aufzubauschen suchte, zeigte er, was der englische Einfluß auf einen Araber vermag. Freunde warfen ihm vor, was so vielen Engländern nachgesagt wird, daß er sich mehr um sein Pferd, sein Gewehr und seinen Hund kümmere, als um irgend etwas anderes. Ein ungerechtfertigter Vorwurf, da er über die Verhältnisse Transjordaniens Bescheid wußte, wie wenige sonst. Sohn eines brutischen Arztes, gebildet, die englische Sprache beherrschend, hatte er allen Grund, sich zur Effendi-Klasse zu zählen. Ungleich seinen Stammesgenossen verachtete er nicht die Beduinen, deren körperliche Tüchtigkeit und Freizügigkeit ihn anzogen. In dem schmutzigsten Scheich vermochte er den Adeligen zu erkennen. Darin, daß Beduinen sich selten waschen und Läusen nicht ungastlich die Besiedelung ihres Hauptes verwehren, erblickte er keinen Grund, sie als minderwertig zu betrachten.

„Durch die Wüste"
Aus dem neuen Karl-May-Film
Photo: Syndikat-Film (WV-Bild)

Verirrt!

Vor unserer Abfahrt trafen wir einige Offiziere der arabischen Legion.

„Du hast Pech, Nafzi Bey, in die Wüste reiten zu müssen."

„Ich habe Glück."

Wir fuhren im Automobil der Wüstengarnison Bair zu, wo die Wüstenpolizisten, die unsere Eskorte bilden sollten, und unsere Kamele uns erwarteten. Bis Qatrani, einer Station der Hedjas-Bahn, eine Art Straße. Nach Qatrani, wo man nach Südosten abbiegt, noch einige Wagengeleise. Der Chauffeur fährt in unüberlegter, schuljungenhaftiger Eile, indem er den Wagen über kleinere Senkungen voll Gottvertrauen hopsen läßt, und nur brutal vor tiefen Löchern abbremst, daß Nafzis und mein Schädel brummend aneinander schlagen. Vorne am Kühler klappert wild eine Kette aus blauen Glasperlen. Der altmodische Araber schmückt die Gelenke seiner Gelenkten mit silbernen Reifen, die Nacken seiner Pferde und Kamele aber mit bunten Halsbändern. Der moderne Araber verfährt in gleicher Weise seiner Geliebten gegenüber, hängt aber die bunte Kette einem Automobil um den Kühler.

„Ist es der richtige Weg?" fragte ich den Fahrer.

„Ich fahre schon zum vierten Male nach Bair," erwiderte er gekränkt.

Schwer senken sich die Wolken auf die Ebene nieder. Wir hätten um drei Uhr nachmittags in Bair eintreffen sollen. Jetzt ist es vier Uhr. Bei dem häufigen Mitteln des Wagens hat mein Kompaß Mühe, seine Stellung zu finden. Hat der Kompaß recht, fahren wir nordost, statt südost.

„Ich kenne den Weg genau," sagte gereizt der Fahrer. Der Kompaß gehörte schon meinem Großvater, er wurde einmal von manchmal Räubern heftig zu Boden geschleudert, trotzdem er voll Proviant und Staub ist, habe ich ihn nie prüfen lassen — der Kompaß kann unrecht haben. Was kommt es schon darauf an, wohin wir fahren, ist doch die Wüste überall gleich feinig, gleich grau. Unsere Schädel erdröhnen nicht nur, wenn sie aneinanderschlagen, in ihnen summt es beständig, so wie es in Telegraphenstangen singt. Die Wolkendecke beginnt sich gleichmäßig zu röten. Wenn man nur wüßte, woher die Röte kommt. Da, ein roter Strahlen leuchtet auf, hinter uns, wo wir südlich fahren sollten. So sicher bin ich nicht mehr. Denn es ist mir gehörig schlecht, und ich habe das Gefühl, daß ein Druckfehler härter ist als ein Europäerschädel.

„Der Weg macht hier eine Biegung", sagt der Fahrer.

Die Scheinwerfer stechen nun unternehmungslustig in die Nacht hinein, aber sie schneiden nutzlos Strahlen in einen leeren Himmel und eine kahle Ebene. Immer noch folgen wir einer alten Räderspur, die sich etwas betrunken hinwindet, großen Grabbüscheln ausweichend und Senkungen umfahrend. Nafzi und ich schrecken aus dem Schlafe auf, als wieder einmal unsere Köpfe mit besonderer Gewalt aneinander prallen. Der Wagen steht still. Der Fahrer stiert unbeweglich auf einen tiefen Graben, der die Wüste durchpflügt. Der Wagen könnte den Abhang hinunterrutschen, wahrscheinlich auch die Böschung auf der anderen Seite wieder emporklettern. Aber dahinter liegt eine Senkung, dahinter eine neue Rinne. Während des letzten Regengusses muß hier ein Gewirr von Bächen den Boden ausgepflügt haben.

„Was sagst du?" saucht Nafzi den Fahrer an, der immer noch am Steuerrad kauert.

„Wir sind nicht auf dem Wege nach Bair", antwortet er dumpf.

Wir suchen das Wagengeleise ab, dem wir so gutgläubig und schafsmäßig gefolgt sind. Es macht vor dem Graben kehrt. Auch dieser Wagen mußte sich verirrt oder Gazellen gejagt haben.

Nafzi und ich schritten dem Graben nach. Bis jetzt waren wir gar nicht in der Wüste gewesen. wir hatten in dieser Limousine gesessen, die nach Benzin gestunken und deren Fensterrahmen die Ebene pedantisch in Rechtecke aufgeteilt hatte. Rund um uns dehnt sich jetzt die schwarze, leicht hügelige, lehmige Masse der Wüste. Ungewöhnlicher noch als diese Leere ist die vollständige Geruchslosigkeit, ebenso vollständig wie die Stille, die uns umfängt. Plötzlich flackert ein Gesang auf. Nach wenigen Tönen erstirbt er ebenso plötzlich. Wir rufen. Wir kommen nicht gegen die Totenstille auf. Hier muß der Sänger gestanden haben. Nafzi nimmt seine Flinte von der Achsel und besichtigt dem Fahrer, die Scheinwerfer auszuschalten. Sie machen es allzu leicht, den Flüchter zusammenzuschießen. Wir flattern einen Abhang hinauf. In weiter Ferne dort drüben leuchtet ein Feuer. Es verschwindet, es leuchtet wieder auf, es verschwindet, als ob es die Lichtsignale eines Leuchtturms wären. Es sind nur die Bodenwellen, die sich davor schieben, indem wir weiterschreiten. Nafzi ruft. Keine Antwort. Plötzlich trägt uns ein heftiger Windstoß das Geklapp von Hunden zu. Wir holen den Wagen herbei und fahren auf das Licht zu, bereit, beim ersten Verdacht mit Vollgas kehrt zu machen. Die Scheinwerfer lassen ein Zelt und drei einzige, verschlafene Tiere aufleuchten, die mit hilfloserhafter Dummheit trotz ihrer elefantenmäßigen Größe über die Zeltleinen stolpern. Die Kamele, das eine Vorderbein hochgebunden, humpeln aus dem Lichtkreis in die Dunkelheit hinaus. Der Beduine folgt sogleich den Tieren, als er Nafzis Uniform erblickt. Wir befinden uns nicht weit von Azrak, zwei Kamelreisetage von Bair entfernt, in unmittelbarer Nähe der Grenze zwischen Transjordanien und dem Reiche Ibn Sauds.

„Die Grenzstämme Ibn Sauds pflegen mit fremden Eindringlingen kurzen Prozeß zu machen", sagt Nafzi.

Die Festung Bair

Der Beduine setzt sich neben den Fahrer. Er steuert in schnurgerader Linie durch die nächtliche Wüste unter bewölktem Himmel, der keine Orientierung nach den Sternen gestattet, bis schließlich um Mitternacht im Lichte der Scheinwerfer, weiß wie ein verwunschenes Schloß, die Festung von Bair auftaucht.

Ein verwunschenes Schloß, umgeben von Drahtverhauen. Die Hupe unseres Wagens ruft ein Echo verängstigten Kamelgebrülls. Zwei Beduinen tragen eine Stacheldrahtballade zur Seite, um uns in den ummauerten Hof einzulassen. Ein Feuer — es scheint prächtig farbig nach dem bleichen Scheinwerferlicht, auf das wir all diese Stunden über gestarrt — färbt blutrot die schlafenden Wüstensoldaten. Ein Unteroffizier springt auf. Er hat den Schlaf ebenso rasch abgeschüttelt wie ein Sumpfvogel das Wasser von seinem öligen Gefieder.

„Die Kamele sind morgen um fünf Uhr für Sie bereit."

Aus dem Feuer steigt der beißende Geruch des getrockneten Kamelmists.

„Gottseidank, sind wir endlich unsere Limousine los", sagte ich zu Nafzi. Da tritt in den Lichtkreis ein Soldat, unter dessen Kopftuch ein bleiches Gesicht schlaffig hervorblickt. Inmitten der verwitterten, windgebräunten Köpfe der Wüstensoldaten scheint es das Gesicht eines verdrießlichen, bluklosen Geistes.

„Haben Sie ein drahtloses Telegramm abzusenden?" fragt das Gesicht.

Entweder müssen diese Beduinen, dieses Wachtfeuer, dieser Kamelgeruch oder das bleiche Gesicht mit seiner Frage ein Spuk sein. Aber während der Bleiche seine Frage wiederholt, schmauchen die Beduinen ruhig ihre Pfeifen weiter. Der Bleiche ist ein Stadtaraber, der Telegraphist der Festung, der drahtlos mit sämtlichen Garnisonen und den Flugplätzen Transjordaniens in Verbindung steht.

(Fortsetzung folgt.)

Was weißt du vom Brot?

Wir stellen keine Scherzfrage, wenn wir unsere Ueberschrift derart formulieren. Wir sind auch davon überzeugt, daß von hundert Antworten schätzungsweise neunundneunzig unzutreffend sein würden. Es ist wirklich eigentümlich, daß wir gerade vom Hauptnahrungsmittel, vom Brot, am allerwenigsten wissen. Dabei ist der Begriff „Brot" der Inbegriff des Lebens schlechthin. Wir beten um das tägliche Brot. Wir sprechen davon, daß wir unser Brot verdienen müssen. Kein Nahrungsmittel kommt so oft auf den Tisch, als das Brot. Da ist es doch sicherlich erforderlich, daß wir das Notwendigste wenigstens wissen.

Brot wird aus Mehl gebacken. Und Mehl wird aus dem Getreide gewonnen. Soviel wissen wir schließlich alle. Aber dann dürfte für die meisten Menschen auch schon die Grenze des Wissens, vielleicht sogar das Interesse hierfür, erreicht sein. Und doch ist es nicht nur lehrreich, sondern sogar notwendig, daß wir möglichst viel vom Brot wissen, um dieses Wissen dann zur Grundlage einer zweckentsprechenden Ernährung zu machen. Dies ist um so bedeutungsvoller, als neben dem Streben nach Reinerhaltung der Rasse das gleich energische Bestreben zur Gesunderhaltung unseres Volkes stehen muß.

Das ganze Korn

Lernen wir nun zunächst etwas vom Brotgetreide, insbesondere vom Roggen. Im Roggen sind die wichtigsten Nährstoffe, deren der Mensch bedarf, in so glücklicher Zusammensetzung und ausreichender Menge vorhanden, daß der Roggen das ideale Getreide für die Brotnahrung darstellt. Diese Nährstoffe verteilen sich aber über das ganze Korn. Sie sitzen nicht etwa nur in dem innern Mehlkern. Es ist infolgedessen erforderlich, daß auch das ganze Korn zur Brotbereitung benützt wird. Das bedeutet, daß nicht — wie dies bei der heute üblichen Art der Fall ist — die wichtigen Bestandteile — Keimling und Kleie — abgeschieden werden, sondern daß diese im Brot erhalten bleiben. „Aber das geht ja gar nicht", wird jetzt derjenige sagen, der sich vielleicht einmal mit dem Problem Mehl und Brot beschäftigt hat. Und er wird hinzufügen, daß sich Mehl, in welchem Keimling und Kleie enthalten sind, gar nicht hält. Wir müssen ihm darin recht geben. Aber wir ziehen daraus eine andere Schlußfolgerung, als sie bisher allgemein gezogen wurde. Hundertprozentig ausgemahlenes Mehl ist keine Lager- und Handelsware. Aber hundertprotig ausgemahlenes Mehl bringt das beste Brot, wenn es sofort und richtig verbacken wird. Aber wie wird denn nun richtig gebacken? In keinem andern Lande der Welt wird es doch wahrscheinlich eine so vielfältige und moderne, keine fast jedem Geschmacksempfinden Rechnung tragende Brotindustrie geben als in Deutschland? So oder ähnlich ist ja wohl die allgemein herrschende Auffassung. Hierzu ist einiges zu sagen.

Brot ist nicht Brot

Früher war Brot einfach Brot. Das ist heute nicht mehr der Fall. Es gibt soviel Brotarten und -sorten, daß selbst der Fachmann sich kaum durchfindet. In dieser Tatsache allein scheint uns ein Beweis dafür zu liegen, daß die Entwicklung, welche die „moderne" Brotindustrie genommen hat, eine Fehlentwicklung ist. Wäre sie richtig gewesen, brauchten wir nicht so lange und so ausgiebig und unter so hohem Kräfte- und Geldaufwand zu suchen und zu experimentieren, welches Brot nun das beste ist. Sicherlich haben die Nahrungsmittelchemiker und Ernährungsphysiologen es in den meisten Fällen gut gemeint, wenn sie Reformvorschläge machten. Aber sie sind doch in einer Teilaufgabe stecken geblieben, anstatt die Gesamtheit der Frage anzupacken.

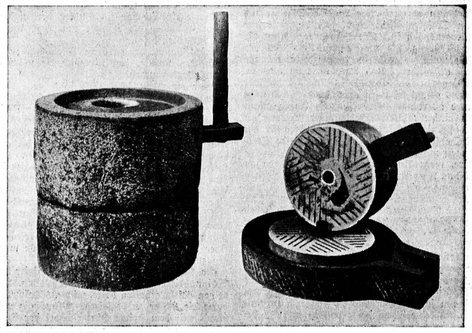
Die rechte Lösung der Brotfrage ist erst zu finden, wenn Mahl- und Backverfahren gleichzeitig den Erfordernissen angepaßt werden. Wenn, wie wir vorhin sagten, das hundertprozentig ausgemahlene Mehl sich nicht zum Lagern eignet, so ist es klar, daß nicht mehr Getreide vermahlen werden dürfte, als jeweils verbacken werden kann. Bei dem heutigen Stande der Mühlen- und Brotindustrie sind wir von dieser Möglichkeit noch weit entfernt. Nicht jeder Bäcker kann seine eigene Mühle haben. Aber es ist sehr wohl zu erreichen, daß wir wenigstens einen Teil unserer täglichen Brotnahrung aus voll ausgemahlenem und richtig verbackenem Roggenmehl genießen.

Welches ist denn nun das richtig ausgebackene Brot? Wir kennen fast nur die übliche Form des Laibbrotes, das in frischem Zustand eine knusperige Kruste hat (die nach kurzer Zeit zäh und ledern wird), unter welcher sich eine weiche, breiartige Krume befindet. Diese Brotform ist deswegen falsch, weil sie den an richtiges Brot zu stellenden Anforderungen nicht entspricht. Der Wassergehalt dieser Brotart — bis zu 45 Prozent! — ist viel zu hoch. Sie ist nicht richtig durchbacken, weshalb wesentliche Bestandteile des Korns teils

Brotfladen aus der Zeit der Pfahlbauten

Museum in Yverdon — (M.)

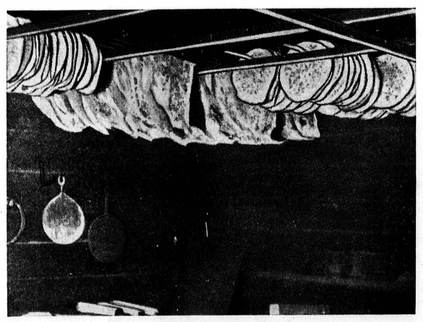
nicht erschlossen, teils solche zerstört werden. Schließlich enthebt sie die Zähne ihrer ursprünglichen Aufgabe, zu beißen und zu kauen. Jedes Organ aber, das seiner Aufgabe entzogen wird, verdirbt und verkümmert. Wenn, wie es die Schluntersuchungen zeigen und wie es insbesondere auch bei der kürzlich erstmalig wieder erfolgten Rekrutenaushebung sich ergab, fast neunzig Prozent der Bevölkerung schlechte Zähne haben, so ist das im Wesentlichen auf falsche Ernährung zurückzuführen. Haben die Zähne nichts zu kauen, so können sie sich nicht richtig entwickeln. Dann werden sie nicht kräftig, sondern leicht anfällig. Die nicht richtig gekauten und infolgedessen ungenügend durchspeichelten Speisen belasten den Magen, so daß Magenerkrankungen und Verdauungsstörungen die Folge sind.



Getreide-Handmühlen — Ethnographisches Museum München — (M.)

Der flache Fladen

Es ist logisch, daß nur richtig und zweckmäßig zubereitete Speisen, deren Nährgehalt den Erfordernissen des Körpers entspricht, gut gekaut und gut verdaut, der Gesundheit und der Gesunderhaltung des Volkes dienen. Dies gilt in erster Linie vom Hauptnahrungsmittel, vom Brot. Wie muß also dann „richtiges" Brot beschaffen sein? Es muß hart, knusprig, nahrhaft, haltbar sein. Es muß jener Form entsprechen, wie sie die Urvölker gewählt haben, die in der Hauptsache ihrem Instinkt und nicht chemischen oder physiologischen Erkenntnissen und Gesetzen folgten. Die ursprüngliche Form des Brotes aber war der flache Fladen. Das Korn wurde zwischen Steinen verrieben, mit Wasser zu einem dünnen Teig angerührt und dann auf heißem Stein geröstet. Beim Mahlen des Getreides erfolgte keine Absonderung der Kleie und des Keimlings, also keine Verminderung des Mehl- und Brotwertes. Bis auf den heutigen Tag vollzieht sich die Brotbereitung der Naturvölker in der hier geschilderten Weise. In Europa finden wir das harte Flachbrot noch in einigen Teilen der Schweiz, in Schottland, Finnland und in Norwegen. Es ist mehr als interessant, festzustellen, daß bei diesen Völkern nicht nur der Gesundheitszustand der Zähne, sondern der allgemeine körperliche Zustand ganz ausgezeichnet ist. Bekanntlich sind — um nur eines herauszugreifen — die sportlichen Leistungen in den nordischen Staaten bemerkenswert. In Norwegen nennt man das harte Flachbrot „Knäckebröd". Der Name kommt daher, weil das Hartbrot beim Brechen ein knackendes Geräusch verursacht.



Brotvorrat im schwedischen Bauernhaus

Das trockene, flache „Knäckebröd" hängt monatelang unverändert haltbar am trockensten und wärmsten Platz: unter der Decke.
Nordiska Museet, Stockholm — (M.)

Ein praktischer Versuch

Es ist das Verdienst des deutschen Physiologen Dr. Wilhelm Kraft, daß er die Reform der Brotnahrung aus der Ebene unfruchtbarer Diskussionen herausgehoben und sie praktisch angepackt hat. Nach ausgiebigem Studium der Ernährungsfrage und jahrelanger praktischer Beschäftigung, damit schuf er die „Ersten Deutschen Knäckebrotwerke", die in Burg bei Magdeburg eine Großerzeugungsanlage unterhalten. Hier wird ein deutsches Knäckebrot hergestellt, das allen Erfordernissen, die an ein richtiges Brot zu stellen sind, gerecht wird. Das in eigener Mühle voll ausgemahlene Mehl wird nach vorschriftsmäßiger Teigführung in gleichmäßig geheizten elektrischen Oefen derart gebacken, daß die Erschließung und Erhaltung der Nährwerte in der heute vollkommensten Weise garantiert ist. Ueberraschend schnell hat sich — gegen einige interessemäßig begründete Widerstände — die Idee des Knäckebrotes durchgesetzt. Insbesondere die Jugend ist es, die nach dem harten, knusperigen, gut schmeckenden Knäckebrot verlangt. In mehreren hundert Landjahrlagern wurde es im vergangenen Landjahr regelmäßig verabfolgt. Bei Schulspeisungen wird es immer mehr herangezogen. Krankenhäuser und Erholungsheime gehören zu den ständigen Verbrauchern, weil Knäckebrot eben das richtige und auch dem kranken Magen bekömmliche Brot ist. Bei den Weltfahrten des Zeppelin ist Krafts Knäckebrot ebenso dabei wie bei den Seereisen deutscher Kriegsschiffe und bei den Grönland- und Himalaya-Expeditionen. Daß es auch in immer steigendem Maße zum Volksbrot wird, dafür bürgen seine eigenen Werte, abgesehen davon, daß volkswirtschaftliche und ernährungspolitische Gründe dem knusprigen Knäckebrot ebenfalls das Wort reden.

Bildmatern (3) nach Werkphotos.

Ein Film nach Charles Dickens

Karriere, die vor 100 Jahren begann

„David Copperfield" auf der Leinwand

Dickens Roman „David Copperfield", der seinerzeit die Gemüter unvorstellbar erregte und noch heute zu den meistgelesenen Büchern gehört, erscheint jetzt auf der Filmleinwand.

Karriere! Wer glaubt, das sei ein Schlagwort des 20. Jahrhunderts, der blättere 100 Jahre zurück, und er sieht staunend vor einer Schriftsteller-Karriere, die noch heute ihresgleichen sucht. Genau vor 100 Jahren startete diese Karriere.

Vor 100 Jahren erschien nämlich das erste Buch von Charles Dickens, eine Sammlung von Skizzen, die zum Teil schon in Magazinen abgedruckt waren und nun gesammelt unter dem Pseudonym „Box" — ein Kosename, den Dickens Bruder ihm gab — herauskamen. Ein Honorar erhielt „Box" für das Buch nicht. Der Verleger hatte auch nicht viel Hoffnung, mit dem unbekannten Autor Geld zu verdienen. Aber der unbekannte Autor war schon froh, es überhaupt so weit gebracht zu haben; denn nach einer Kindheit in Armut und Elend, die ihm kaum Zeit für die Schule ließ, weil er mit niederen Arbeiten Geld verdienen mußte, hatte er es mühsam bis zum Parlamentsberichterstatter gebracht. Und nun! Ein Buch! Es war der erste Hoffnungsstrahl! Diese gesammelten Skizzen schilderten die unteren Schichten des Volkes, mit denen Dickens in seiner armseligen Kindheit in innigste Berührung kam, das er in seiner Londoner Vorstadt aus nächster Nähe gesehen und beobachtet hatte und um das sich die Literatur bisher nicht viel gekümmert hatte. Dickens hielt die Geplagten, die Unterdrückten für würdig und interessant genug, sich mit ihnen literarisch zu beschäftigen. Sein Herz blieb ihnen zeitlebens treu.

Ein Jahr darauf erschien sein erster Roman „Pickwick Papers", wie damals üblich, in monatlich folgenden blauen illustrierten Heften. Der nicht gerade optimistische Verleger druckte erst 400 Exemplare, von denen nur etwas 100 verkauft wurden, — bis plötzlich! — siehe da! — England aufhorchte und begann, über Sam Weller, Dickwicks komischen Diener und Stiefelputzer sich totzulachen. Jetzt stieg die Auflage rapide auf 40 000! Das war 1836 und Dickens 24 Jahre alt! Später, auf seinem Höhepunkt, bei dem Erscheinen des „Copperfield" — nie hat er dieses Werk erreicht, geschweige denn übertroffen — konnte sein Publikum gar nicht die einzelnen Hefte abwarten. Die Leute aus den englischen Provinz liefen oder fuhren ihm Postpferden Meilen und Meilen entgegen, um die Fortsetzung einige Stunden früher in die Hände zu bekommen; denn bereits seit einem Monat hatten sie sich darüber gestritten: heiratet Copperfield nun seine Dora oder seine Jugendfreundin Agnes; außerdem wollte man natürlich so schnell wie irgend möglich erfahren, ob sich „Mr. Micawbers Verhältnisse wirklich gebessert haben, mit einem Wort — die Spannung war unbeschreiblich! Man lauerte, wie gesagt, schmerzlich auf den Postboten und las die nächste Fortsetzung möglichst schon auf der Landstraße, manche lasen sie laut vor, andere rannten heimwärts, um die Familie nicht länger auf die Folter zu spannen. Dickens deckte vollständig die geistigen Bedürfnisse seiner Zeit, der großbürgerlichen victorianischen Epoche. Nie war je ein so unwandelbar herzliches Verhältnis zwischen einem Dichter und seiner Nation da!

Der bettelarme Junge wurde der gefeierte Dichter seines Volkes und ein reicher Mann; er wohnte in einem Schloß und hinterließ anderthalb Millionen. Für sein erstes Buch bekam „Box" kein Honorar, für die erste Ausgabe seines ersten Romans „Pickwick" aanze 15 Pfund. (Heute werden die erarbeiten blauen Hefte mit Gold aufgewogen, sind buchhändlerische Raritäten. Man zahlte neulich auf einer Auktion für die Erstausgabe von „Pickwick" 1500 Pfund!) Dickens Honorare stiegen gewaltig. Die Verleger, die ihn einst geschröpft hatten, schröpfte er jetzt weidlich. Er verstand es, für seine Romane Riesenhonorare zu erzielen, außerdem brachten ihm die Zeitschriftenartikel, die er ständig weiterschrieb, in seiner Blütezeit jährlich etwa 300 000 RM. Sein höchstes, geradezu phantastisches Honorar hat er allerdings nicht mehr erlebt. Für ein zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlichtes kurzes Buch „Das Leben unseres Herrn", das er 1849 für seine Kinder niederschrieb, wurden kürzlich an seine Erben 600 000 RM gezahlt! Da das Manuskript 14 000 Worte enthält, war also jedes Wort von Dickens mit 40 RM bewertet.

Ebenfalls einen Rekordpreis erzielte eine Ausgabe seiner gesammelten Werke, die der amerikanische Verleger G. D. Sproul 1909 bis 1915 herausbrachte, die sogenannte St. Dunstans Illuminated Dickens Edition in 30 Bänden, die einen Gipfelpunkt an Luxus darstellen. Jeder Band hat schweren Goldbeschlag und ist in handgemaltes Leder gebunden; wie die mittelalterlichen Bücher ist jede Seite mit Handmalereien verziert. 800 Drucker, Maler, Buchbinder, Graveure, Goldarbeiter arbeiteten sechs Jahre lang an dieser Ausgabe, die pro Exemplar die Kleinigkeit von sage und schreibe 560 000 RM gekostet hat! Die Auflage war von vornherein auf 15 limitiert, von denen neun in Amerika, sechs in England verkauft wurden. An der Spitze der Subskribenten stand der alte Pierpont Morgan, einer der reichsten Männer der Welt, — die anderen Namen kann man sich so ungefähr denken.

Doch trotz dieser snobistischen Monumentalausgabe bleibt Dickens weiterhin ein echter Volksdichter, seine Bücher echte Volksbücher. Vor allem aber sein „Copperfield", das er mit seinem Herzblut geschrieben hat; ist es doch der dichterische Abglanz seiner eigenen bitteren Kindheitstage, die hier mit Rührung und Humor erzählt werden. Das vollste, rundeste, gelungenste seiner Werke, das mit der Zaubermacht seines Humors die Welt verklärt hat, — und ist doch ein Bekenntnisbuch, in dem das Elend des zu niederer Sklavenarbeit verdungenen Kindes David zum Himmel schreit, der heuchlerische Pietismus des schurkischen Uriah an den Pranger gestellt und die edle Hilfsbereitschaft der vortrefflichen Tante Betsey nach Gebühr glorifiziert wird. Es ist ein Stück eigenes Leben darin, echt, doch phantasievoll, daher so eindringlich, so suggestiv. Millionen hat das Buch begeistert, das nun auch dem Film seinen Geist, seinen Humor, seine Menschlichkeit geben soll.

E. M.

Das Erziehungsproblem im Film

„Traumulus" - eine Tragödie ihrer Zeit

. . . und Emil Jannings spielt die Hauptrolle

In der individualistisch-liberalistischen Epoche der Vergangenheit beruhten Bühnenerfolge zum größten Teil entweder auf der Sensation des aktuellen Themas, oder auf der mehr und mehr in den Vordergrund tretenden Ausstattung, deren Ueberschätzung der materialistischen Weltanschauung jener Zeit entsprang. Diese beiden Momente waren auch für die Theaterkritik maßgebend, die sich nur in vereinzelten Fällen zu einer weltanschaulichen Würdigung des Werkes und seiner Probleme durchrang.

Arno Holz' „Traumulus", in dem mit dramatischer Wucht das Erziehungsproblem zur

Emil Jannings
spielt die Hauptrolle in dem Froelich-Syndikat-Film „Traumulus"
(M. Syndikat-Film)

Emil Jannings und Hilde Weißner
in dem Froelich-Syndikat-Film „Traumulus"
(M. Syndikat-Film)

Debatte gestellt wird, das damals überaus „modern" war, spiegelt blitzartig in der menschlichen Tragödie des Professors Niemeyer, der von seinen Schülern mit dem Spitznamen „Traumulus" bedacht worden ist, die Lebenstragödie der ganzen liberalistischen Zeitepoche wieder. Die Uraufführung wurde ein großer Erfolg. Der einzige Bühnenerfolg, der Arno Holz beschieden war. Was anläßlich dieser Uraufführung vor genau dreißig Jahren dem intellektuellen Literaturfanatismus willkommener Anlaß war, um geistreiche Sophismen über das aktuelle Erziehungsproblem zu machen, hat für uns heute einen wesentlich tieferen Sinn.

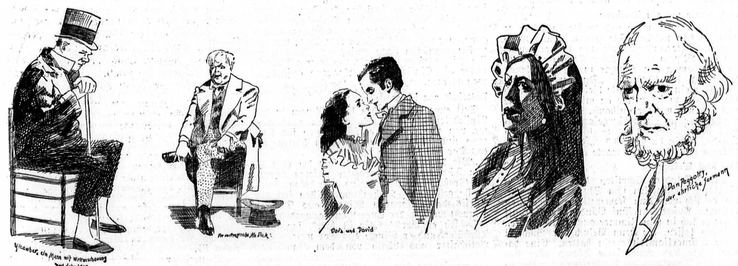
Wir stehen nicht mehr unter der Vormundschaft eines literarischen Gesellschaftsklimpels, der im Schutz der immunen „öffentlichen Meinung" sich jeden Exzeß erlauben durfte, sondern wir leben in einer Zeit, deren kategorischer Imperativ der Selbstverantwortung für sich und die Gemeinschaft uns zu einem horizontalen Denken und Empfinden erzogen hat. Wir sehen das Einzelschicksal nicht mehr unter dem damals dominierenden Gesichtspunkt einer individualistischen Humanität, sondern unter dem der verantwortlichen Verpflichtung für alle. Was damals, in einer Zeit der politischen Großmannssucht Europas, unter dem prahlerischen Vorwand der Kultur an Lebensverrat begangen wurde, das können wir, die heute den nötigen Abstand zu jener Zeit gewonnen haben, erst voll und ganz beurteilen.

Aus dieser Distanz ergibt sich auch für uns heute zu dem „Traumulus" Arno Holz' eine wesentlich andere Einstellung, als sie die damalige Zeit anläßlich der Erstaufführung dieses Werkes gehabt hat. Was damals, angesichts der Aktualität des Erziehungsproblems, in dem Werk Arno Holz' den Reiz tragischer Satire hatte, wird für uns, die wir das Erziehungsproblem aus der nationalsozialistischen Weltanschauung fundamental gestaltet und gelöst haben, zur historischen Erkenntnis einer Zeit und ihrer Maske.

In der Figur des Professors Niemeyer verkörpert sich der unselige Dualismus jener liberalistischen Zeitepoche, die über die humanistischen Erziehungsideale der Antike und die Emanzipationstheorien der damaligen Zeit das Leben und die Jugend vergaß. Die Schule, die nur darauf bedacht war, das Vorrecht der Exterritorialität der Bildung für sich zu wahren, hatte jeden Zusammenhang mit dem Leben und seinen mitgen Strömungen verloren. Und dort, wo sich wie bei Arno Holz ein „Traumulus" seiner romantischen Weltfremdheit dem pädagogischen Mechanismus abstrakter Schulweisheit entgegenstellte, mußte lediglich zwangsweise die Katastrophe eintreten. In diesem Zwiespalt zwischen Sein und Schein blieb nicht diese oder jene Erziehungstheorie, sondern immer der Mensch als Persönlichkeit auf der Strecke.

Die tiefe Tragik der seelischen Konflikte dieses menschlichen Schicksals ist durch Arno Holz' vollendete künstlerische Gestaltung der Figur des „Traumulus" zu einem Bekenntnis von eruptiver dramatischer Gewalt gestaltet worden, und es ist ein kulturelles Verdienst an dem geistigen Vermächtnis Arno Holz', gerade dieses Werk dem deutschen Film erschlossen zu haben. Die Persönlichkeit Emil Jannings', der unter der Regie von Carl Froelich in dem gleichnamigen Syndikat-Film die Rolle des „Traumulus" spielt, verspricht ein schauspielerisches Erlebnis, in dem wir nicht nur die tragische Katastrophe eines Menschen, sondern darüber hinaus die Kaviltation des liberalistischen Zeitalters erleben werden.

Die Kunst des Tanzes ist eine Frage, die gerade heute auch für den Film von besonderer Bedeutung ist. Wie auf allen Gebieten des künstlerischen Lebens, so geht auch in der Tankkunst eine bedeutsame Wandlung vor sich, die den Tanz gerade vom Gesichtspunkt des Künstlerischen wieder auf die Höhe bringen soll, von der er in den letzten Jahrzehnten so sehr herabgesunken ist. Im ernstlichen Bestreben dieser Bemühungen hatten sich Berufstänzer aus allen deutschen Gauen im August vorigen Jahres in einem ersten Tänzerschulungslager zusammengefunden, und Lager ähnlicher Art sollen in diesem Jahre wiederholt werden. Trude Sand, erzählt im Februarheft der Monatshefte von Velhagen & Klasing in einem interessanten, reich und gut bebilderten Artikel die Arbeit, die in diesem Tänzerschulungslager geleistet worden ist. Sie spricht von dem neuen Geist, der die Tänzer beseelt und aus dem heraus die neue Tankkunst geboren werden soll, die in einem viel stärkeren Maße als bisher eine Gemeinschaftskunst werden wird. Es wird dabei weniger auf die Akrobatik als auf die Seele ankommen, aus der der Tanz gestaltet wird. So wird der Tanz in Zukunft etwas vermitteln, was das Volk ansieht. Aus dem wirklichen Leben des Volkes wird der Tankünstler seine Themen nehmen. — Es ist sicher, daß diese Wandlung, die in allen Tänzerkreisen, die wirklicher Kunst dienen wollen, stärksten Widerhall gefunden hat, auch dem Tanz im Film ein neues und tiefer im Volk verwurzeltes Gepräge geben wird. Vor allem wird auf diese Weise das so oft allmachtige „Ausstattung" einen nicht zu unterschätzenden Gegner bekommen.



Alte liebe Bekannte aus „David Copperfield"
(Metro-Goldwyn, M.)

Aus fernen Zonen

Abenteuer in Innerasien

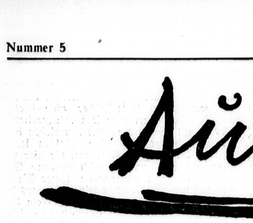
Sven Hedin erzählt von seiner letzten Expedition

„Großes Pferd" war der Beiname des jungen chinesischen Generals Ma Chung-yin, in dessen Hände der berühmte schwedische Forscher auf seiner letzten Expedition fiel. Ma war von bewundernswerter persönlicher Tapferkeit, aber leider auch unerhört grausam. Bei der Erstürmung von Städten pflegte er der erste auf der Stadtmauer zu sein, ließ aber zuweilen die ganze Bevölkerung niedermähen, wenn sie sich nicht rechtzeitig ergeben hatte. Man könnte Ma als den Napoleon von Sinkiang bezeichnen: auch er wollte die ganze Welt erobern, hatte anfänglich große Erfolge und wurde schließlich vom Geschick ereilt. Zu seiner Flucht erzwang er sich von Sven Hedin die Kraftwagen der Expedition, nachdem er den Forscher und seine Mitarbeiter bereits hatte an die Wand stellen und mit Erschießen bedrohen lassen. In seinem neuen Buch „Die Flucht des Großen Pferdes" (mit 117 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und seiner Mitarbeiter sowie einer vierfarbigen Routenkarte) schildert Sven Hedin, wie es ihm und seinen Gefährten als „Gästen" des Großen Pferdes und, nach dessen Bericht von der Kampfbühne, als Spionageverdächtigen ergangen ist, denen nun auch die Feinde Aas nach dem Leben trachteten. Das Werk gibt ein erschütterndes Bild von innerasiatischer Kriegführung und von Abenteuern, die mutige, aber friedliche Forscher inmitten dieses Hexenkessels zu bestehen hatten. Wir entnehmen dem Buch den Abschnitt, in dem Sven Hedin erzählt, in welch „liebenswürdiger" Weise der „Verleih" der Expeditionskraftwagen vereinbart wurde.

*

„Zehn Minuten später kam Yew und meldete, zwei Soldaten seien da, ich würde ans Telephon beim Kommandanten gerufen, da eine wichtige Botschaft für mich aus Khara-schar eingegangen sei. Ich nahm Yew und Georg als Dolmetscher mit und Esse als Fahrer für die Limousine. In dieser lagen in einer Handtasche meine Tagebücher, Handschriften und Karten sowie im Nüchtin mein prachtvoller Zeißfernstecher. Wir stiegen ein. Die beiden Soldaten stellten sich auf die Trittbretter und zeigten Esse den Weg — keineswegs zum Namen des Kommandanten und zu seinem Telephon, sondern nach dem Quartier von Chang und seinen Leuten, wo wir gestern abend gegessen hatten.

Wir wurden schräg über den Hof geführt, nach dem Zimmer mit dem einfachen Steariniicht, und gebeten, am Tisch Platz zu nehmen. Tee, Zucker und Zigaretten wurden vorgesetzt.



Sven Hedin unter seinen Mitarbeitern
Verlag Brockhaus, Leipzig. (M.)

Schon in der Tür stand ein halbes Dutzend Soldaten mit Gewehren und Pistolen; im Zimmer waren ebensoviel und auf dem Hof, der nur durch den Lichtschein aus dem Fenster erleuchtet wurde, zwanzig oder dreißig Mann versammelt, alle bewaffnet.

Jetzt wiederholte Chang seine Forderung. Telephonischer Bescheid wäre von Ma Chung-yin aus Dawancheng gekommen, und auch ein schriftlicher Befehl wäre mit Kurieren nach Khara-schar geschickt worden. Dieser Befehl ist eindeutig. Er müßte heute abend ein Ultimatum haben.

In bestimmter Form und mit Betonung jedes Wortes antwortete ich: „Wir stehen im Dienst der Zentralregierung. Ich bin dafür verantwortlich, daß der Befehl der Regierung ausgeführt wird. Die Autos gehören nicht uns, und keins darf verliehen werden."

„Die militärischen Angelegenheiten gehen allein anderen vor", rief Chang. „Nichts darf sie aufhalten. In einem Krieg in Sinkiang bedeutet Nanking nichts. Uebrigens stehen auch wir unter Nanking, und es dürfte sowohl in eurem wie in Nankings Interesse sein, wenn ihr uns helft."

„In unseren Anweisungen ist ausdrücklich vorgeschrieben, daß wir in Sinkiangs inneren Streitigkeiten nicht Partei ergreifen dürfen. Ich weigere mich daher, ein Auto auszuliefern."

Mit zusammengebissenen Zähnen und blaß vor Zorn antwortete Chang mit leiser und zitternder Stimme:

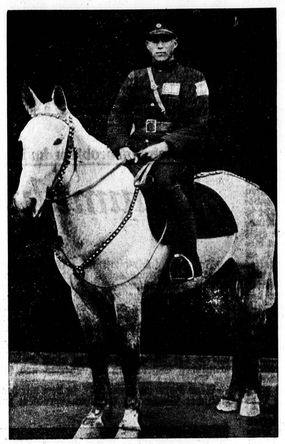
„Es spielt keine Rolle, was ihr beschließt und ob ihr euch weigert. Den Befehl, den ich von Ma Chung-yin erhalten habe, ist zu gehorchen. Noch heute abend hat eins von euren Autos an meiner Tür zu stehen!"

Da hohnlachte ich, erhob mich brüsk und ging ohne Abschiedsgruß hinaus. Georg und Yew folgten mir. Mit der Taschenlampe beleuchtete ich den Weg. Ich kam auf die Straße hinaus, wo Esse in der Limousine wartete, öffnete die Tür und nahm meinen Platz auf dem Rücksitz ein. Yew hatte den Fuß auf dem Trittbrett und die Hand am Türgriff, bereit einzusteigen. Da warfen sich drei Soldaten von rückwärts über ihn und rissen ihn mit Gewalt herunter. Er drehte sich um und erhob den Arm, um zurückzuschlagen. Da rief ich: „Sei ruhig, folge ihnen!"

In demselben Augenblick sprang ich aus dem Auto. Ein paar Soldaten packten mit eisenfesten Griffen Yews Arme, und ein paar andere trieben ihn mit Kolbenstößen in den Hof zurück. Ich war kaum aus dem Auto, als ich von anderen Soldaten umringt wurde, die meine Handgelenke ergriffen und mich auf demselben Weg vorwärts stießen. Esse war auch herausgesprungen, hatte die Tür zugeschlagen und wurde in gleicher Weise wie wir behandelt. Wie Vieh wurden wir in den Hof getrieben, wo Georg bereits gebunden stand. Hier wurden wir drei Schweden und Yew von etwa dreißig Soldaten und Offizieren umringt. Unter diesen erkannte ich die Eskorte aus Turfan wieder und den Adjutanten des Kommandanten von Korla. Wahrscheinlich war der Kommandant, der sich angeblich in Khara-schar befand, selbst auch da. Mit starren Zügen und grau im Gesicht führte Chang das Kommando in knappen, harten Worten. Er sagte nicht viel. Jeder Soldat kannte seine Rolle, die er viele Male vorher gespielt hatte und die so vielen unschuldigen Menschen das Leben gekostet hatte.

Jeder von uns war von einem halben Dutzend Soldaten umringt. Sie hatten es eilig. Alles spielte sich in einigen Sekunden ab. Wenn es sich ums Erschießen handelt, hat es keinen Zweck zu zaudern. Je schneller, desto besser, dann ist es vorüber.

Eine schwielige Faust entwand meiner Hand die Taschenlampe. Mit einem gewaltsamen Ruck riß einer der Gesellen die Knöpfe meiner Joppe auf, zog sie mir aus, während ein anderer mir das Hemd aus dem Hosenbund riß, um es über den Kopf zu ziehen. Ein teuflischer Räuber hielt die ganze Zeit die Mündung seiner Pistole mitten auf mein Herz gerichtet. Starke Hände ergriffen mich bei den Handgelenken und fesselten mir die Hände auf dem Rücken. Yew, Georg und Esse standen bereits da mit nacktem Oberkörper, die Hände wie in einem Schraubstock auf dem Rücken gebunden. Jeder hatte eine oder mehrere Pistolen vom Kaliber 7 mm vorn Herzen. Die Wüteriche hielten den Finger am Drücker. Wenn einer von ihnen auf dem dunklen, unebenen Hof gestolpert wäre, wäre ein Schuß losgegangen, und das Zeichen wäre gegeben gewesen.



Das „Große Pferd"
Aus: Sven Hedin, Die Flucht des Großen Pferdes (M. — Verlag Brockhaus, Leipzig.)

Jetzt rasselten die Gewehre, die zum Schuß fertiggemacht wurden. Die Soldaten stellten sich uns gegenüber auf. Die Mündungen der Gewehre waren auf uns gerichtet. Das einzige, was noch fehlte, war: „Legt an! Feuer!"

In einem Augenblick wurde mir die Lage in ihrer ganzen Tragweite klar. In einer Sekunde flog mein Leben an mir vorbei, die liebe Heimat im Norden, die jungen Menschen, für deren Leben ich die Verantwortung trug, die Expedition, für die ich der Zentralregierung Rechenschaft abzulegen hatte. In einer halben Minute sind wir erschossen! Jesus im Himmel, das darf nicht geschehen, das Leben meiner drei Kameraden und mein eigenes Leben sind mehr wert als ein Lastauto. Blitzschnell riet ich Georg zu:

„Wir werden erschossen! Versprich ihnen ein Auto für heute abend!"

Einer klopft größer als alle die andern, überfestete Georg in ruhigem und abgemessenem Ton meine Worte. Chang erteilte ein Kommando. Die psychologische Wendung trat ein. Gespannte Muskeln erschlafften, die Gewehre nahmen eine mehr vertikale Stellung ein. Ein neues Kommando vor: „Führt den alten Mann hinein, haltet die jungen fest!"

Der Soldat, der die erste Schlinge um meine Handgelenke gelegt hatte, ließ den Strick fallen und meine Hände los. Zwei Soldaten pufften mich in die Stube und zogen einen Stuhl an den Tisch mit dem Stearinlicht heran, an dem ich Platz nahm. Ich wollte mir eine Zigarette anzünden. Das Etui fehlte ebenso wie andere Dinge, die ich in den Taschen gehabt hatte. Seltsamerweise war die Uhr da. Die anderen hatten ihre eingebüßt.

Nun folgten Minuten, lang wie Ewigkeiten.

„Kommen die anderen nicht", fragte ich die Wächter, die mich gleich Wölfen bewachten. „Sie kommen!" lautete die Antwort.

Aber sie kamen nicht. Ich saß in fürchterlicher Spannung und erwartete jeden Augenblick, die drei Solden zu hören, die mir den Tod meiner Freunde verkündeten.

„Kommen sie nicht bald?"

„Sie kommen!" Aber sie kamen nicht. Von Unruhe gepeinigt, erhob ich mich rasch, um auf den Hof hinauszueilen und zu sehen, was geschehen war oder geschah. Die beiden Soldaten stellten sich mir in den Weg wie eine Mauer von Eisen und zeigten auf den Stuhl.

Es war 10.30 Uhr. Das Ganze war in einigen Minuten vor sich gegangen.

Aeußerlich blieb ich ruhig, aber mein Inneres war voller Unruhe. Im nächsten Augenblick wurde Yew mit einem gewaltigen Stoß in die Stube befördert und rief:

„Ihr Ultimatum ist: ja oder nein wegen des Autos."

„Antworten Sie, daß das Auto heute abend hier sein wird unter der Bedingung, daß Ihre, Georgs und Esses Fesseln gelöst werden und daß die beiden Schweden hierhergebracht werden."

Ein paar Kerle lösten den Strick um Yews Handgelenke. Er machte einige Armbewegungen und sagte:

„Sie haben den Strick mit aller Kraft angezogen, meine Handgelenke schmerzen, und ich habe das Gefühl in den Händen verloren."

Im gleichen Augenblick wurden Georg und Esse hereingeführt, und Chang gab Befehl, ihre Fesseln zu lösen."

Der Lama mit den fünf Weisheiten / Mipam besiegt den Thron der Tulkus

Aus dem ersten Roman eines Tibeters in deutscher Sprache „Mipam. Der Lama mit den fünf Weisheiten" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, geheftet 4.40 RM. Leinen 5.30 RM) bringen wir nachstehend das Schlußkapitel, das einen Einblick in die geheimnisvolle Welt der Mönche Tibets gewährt.

Am nächsten Morgen lachte Mipam bleich und kraftlos an der Brüstung der Terrasse, auf die sein Zimmer ging. Unter sich, jenseits des Tales, sah er den Pfad, auf dem er zu dem Zwiebelschloß gelangt war, das ihn gefangen hielt. Es lag nur an ihm, sein Pferd zu satteln und auf dem gleichen Wege fortzureiten. Da fand er das Lager des Ngagpa und dann das der Doplas, wo Kalsang auf ihn wartete, entzog sich dem Zugriff von Ngarong und der Anziehung des Tulku-Thrones, auf den er sich nach Angabe der Mönche gesetzt hatte und der mit der Ruhe der Gewißheit auf den Tag zu warten schien, wo er ihn wieder einnahm.

„Ich warte auf ein Zeichen"

Er konnte fortgehen und wußte doch, daß er es nicht tun würde. Die Verzauberung ward immer stärker, umschnürte ihn immer enger. So war Mipam in der letzten Nacht im Traum in der Gompa von Dangar in der verfallenen Wohnung des Dubtob. „Du verstehst noch schlecht, mein Sohn", hatte dieser gesagt, „durch die Wände zu sehen. Sie bu mit Gedanken wie mit Steinen vor dir aufsanft. Die letzte Nachtwache habe ich dir vorhergesagt. Der Augenblick des Erwachens naht. Geduldig dich; du bist da, wohin du gehörst." „Ich warte", sagte Mipam ganz laut. „ich warte auf ein Zeichen".

Die fünf Weisheiten

Die fesselnden Schriften der Tulkus von Ngarong verschafften ihm Stunden der Ruhe, wo er sich von dem sämerzlichen Schwanken erholte. Außer den fünf Bänden der Chronik hatte er sich in sein Zimmer auch Handschriften bringen lassen, die beim Besuch der Bücherei seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Eine davon nahm das gemeinsame Thema aller Lamas von Ngarong, die Verbreitung der Kenntnis der fünf Weisheiten, wieder auf und fügte eine Art von Plan hinzu:

„Durch Betrachtung zum richtigen Verständnis der Natur, der Wesen und der engen Bande zwischen ihnen gelangen. — Sich vorbereiten, den Beweis mit allen seinen Folgerungen zu führen. — Nach dem Vorbild des Buddha, des Lowo Atica und aller Weisen, die die Lehre von der Erlösung durch richtige Ansichten gepredigt haben, diese Lehre überall predigen, soweit unsere Füße uns tragen können, um das Leid zu bekämpfen und zu vernichten."

Mipam war über dieses Programm begeistert und sann darüber immerfort nach. Wie bedeutsam ist es, dachte er, daß der, der es aufgestellt hat, keinen Nachfolger fand, der es verwirklicht hätte. Dieser Nachfolger war er — so versicherten die Einsiedler —, doch dagegen sträubte er sich nach wie vor auf.

Zwei Tage nach seinem Traum von dem Dubtob in Dangar ließ Mipam den Vorsteher des Klosters rufen. „Habt ihr mir nicht gesagt, es gäbe hier eine besondere Einsiedelei für den Lama von Ngarong?" „So ist es." „Darf ich mich dorthin zurückziehen?" „Ihr seid hier zu Hause, Rimpotsche. Die Einsiedelei gehört Euch." Mipam machte eine ungeduldige Bewegung. Er war nicht Yesches Nga Den; warum wollte man ihn dazu zwingen? Doch wenn sich Dolmas Tod bestätigte, wollte er als Mönch unter die Einsiedler von Ngarong aufgenommen werden.

Botschaft aus Lhasa

Seit etwa sechs Wochen lebte Mipam in der Einsiedelei, als eines Nachmittags zwei Reiter, von zwei Doplas geführt, denen sich Kalsang und Tharchin angeschlossen hatten, an das Tor von Ngarong pochten.

„Wir kommen aus Lhasa", sagt der eine zu dem Türhüter. Die Tochter unseres Herrn, des Großkaufmanns Tenzing, war belog; dann ist sie gestorben. Nach ihrem Willen soll ein Tulku dem Ylongpön Mipam aus Dangar gebracht werden, der Euer Lama geworden sein soll. Ist er hier?" „Er ist hier", sagte der Türhüter, und er öffnete das Tor weit. „Ein Botschafter aus Lhasa von dem Kaufherrn Tenzing", meldete der Klostervorsteher durch die geschlossene Tür. Die Antwort ließ auf sich warten. Endlich schob Mipam den Riegel zurück, und Tenzings Diener warfen sich nieder.

„Von Semo Dolma", sagte der ältere und reichte Mipam ein Päckchen. „Sie ist tot, nicht wahr?" fragte Mipam mit einer Ruhe, die ergreifender war als die leidenschaftlichsten Schmerzensausbrüche. Die beiden Männer nickten. „War sie Nonne, als sie starb?" „Das wußtet Ihr!" rief der Mönch und Tenzings Diener. „Kyab su Tschiwo, Rimpotsche, Ihr seid ein Buddha!"

Wiederkehr des Lama

Inzwischen hatte Mipam das Päckchen geöffnet, den Türhüter erkannt und Dolmas kurze Worte gelesen.

„Laßt die Muschel Yeguir blasen!" gebot er dem Trapa.

Während dieser eilends gehorchte, verließ Mipam die Einsiedelei und kehrte in die Wohnung des Lamas zurück. In einer Truhe lagen sorgsam zusammengelegt die Mönchskleider des letzten Tulku Yesches Nga Den.

Mit fester Hand zog Mipam die brokatne Tsogg an, faltete den Gürtel, zog die hohen Schuhe an und setzte sich den gelben Mantel der Einsiedler um. Dann wartete er. Die Muschel tönte noch immer. Draußen hörte man die Schritte der Mönche, die zum Tempel liefen. Nun trat Stille ein: alle mußten da sein.

„Ich gehorche Dir, Dolma", flüsterte er.

Dann ging er festen Schrittes zum Thron der Tulkus. Völlig hatte seines Geistes, sich er sich das Geheimnis der Wiedergeburt nicht mehr nach Art der Volksmeinung zu erklären. Der Dubtob in Dangar hatte recht gesprochen: die Wand, die seine Blicke beschränkt hatte, war gefallen. Aus dem Türkis, den die sterbende Dolma ihm gesandt hatte, war ein Licht entsprungen, das seinen Geist erhellte. Er war die Wiederverkörperung der Lamas von Ngarong; denn der gleiche Geist der Güte, das gleiche Verlangen, das Leid zu bekämpfen, das sie erfüllt hatte, lebte auch in ihm, und er war da, um ihr Werk fortzusetzen.

Ueber die Versammlung der regungslosen Mönche, die kaum zu atmen wagten, ließ er einen Blick voll ernsten Wohlwollens hingleiten.

„Meine Söhne, Euer Lama ist wiedergekehrt". Und still setzte er in seinem Herzen hinzu: „Tschangpal, sanfte Mutter, Dein Kind hat Deinen Traum verwirklicht!"

Die Bauten Adolf Hitlers

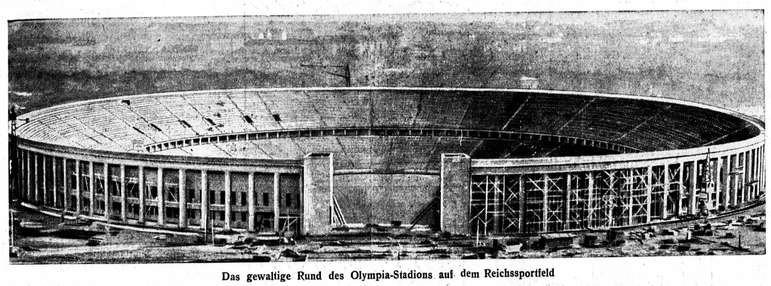
Steinerne Zeugen nationalsozialistischen Aufbauwillens / Der neue deutsche Stil

Das neue Gesicht des Königlichen Platzes in München
Die Modelle der neuen Parteibauten, deren Richtfest bereits begangen werden konnte, mit den beiden Ehrentempeln in der Mitte, in denen die ersten Blutzeugen der Bewegung ewige Wache bezogen haben.

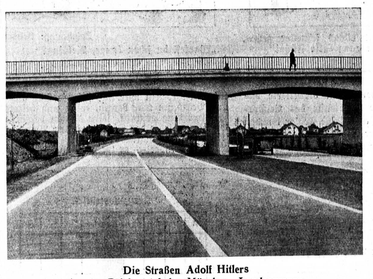
„Unsere Dome sind Zeugen der Größe der Vergangenheit! Die Größe der Gegenwart wird man einst messen nach den Ewigkeitswerten, die sie hinterläßt!" Diese Worte sprach der Führer auf der großen Kulturtagung des Reichsparteitages der Freiheit in vergangenen Jahre, und hat mit ihnen nicht nur das bauliche Schaffen unserer Zeit umrissen, sondern eine Wahrheit ausgesprochen, die für alle Zeiten und alle Völker gilt. In ihren Bauten setzt sich eine Zeit ihr Denkmal, sie sind der äußere Gradmesser der Kulturhöhe eines Volkes. In einem Deutschland, für das der Nationalsozialismus nicht nur ein neues politisches, sondern auch ein neues Zeitalter der Kultur heraufgeführt hat, kann nicht gleichgültig sein, was und wie gebaut wird. Das Reich des Nationalsozialismus wurde nicht für eine Generation gegründet, sondern für ein ewiges Deutschland, und so weisen seine Bauten in die Jahrhunderte. Damit hat das bauliche Schaffen unserer Zeit die entscheidende Aufgabe von der bisherigen Kulturoberflachung, die lediglich einem fragwürdigen Tagesbedürfnis diente, vollzogen.

Hinter uns liegt die Vorkriegszeit, in der eine falsche Pracht Auswüchse zeigte, wie kaum zuvor. Der repräsentative Bau einer Stadt durfte nicht der lebendige Ausdruck seiner Zeit sein, nein, er mußte die Gotik oder den Neuklassizismus imitieren. Und das Ergebnis sehen wir in den vielen bizarren Formen, die sich heute in den Himmel erheben. Hinter uns liegt auch die Zeit eines bolschewistischen Kulturbolschewismus, des Stils der Nackfriesgezeit, dem es glücklicherweise nur wenig gelang, Wurzel zu fassen, da die Reaktion des gesunden deutschen Menschen gegen die Auswüchse eines angekränkelten Künstlertums nicht ausblieb. Jener Stil behauptet sich durch „moderne Sachlichkeit" und „Echtheit" auszuzeichnen. Sieht man jedoch genauer hin, so erkennt man, daß es nichts weiter war, als die Sucht, um jeden Preis etwas Anderes, etwas Originelles zu schaffen, daß es vielfach aber nur die Fassade für künstlerische Unfähigkeit war.

Heute erleben wir etwas ganz anderes. Man gestaltet neu und ist doch auf der ewig gleichbleibenden Linie geblieben, die menschliches Schönheitsempfinden gebietet. Das nationalsozialistische Deutschland hat es auch nicht mehr nötig, bei fremden Vorbildern geistige Anleihen aufzunehmen. Die reiche Tätigkeit, die bald nach dem Umbruch von 1933 auf dem gesamten Gebiet des Bauwesens einsetzte, hat Werke vor uns entstehen lassen, die einen neuen und doch arteigenen Stil verkörpern.



Das gewaltige Rund des Olympia-Stadions auf dem Reichssportfeld

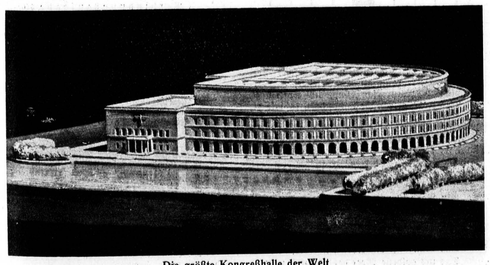


Die Straßen Adolf Hitlers
An der Reichsautobahn München—Landesgrenze.

Sie werden auf Jahrhunderte hinaus das äußere Gesicht Deutschlands bestimmen.

In der ersten Reihe steht hier die hehre Weiheſtätte des Königlichen Platzes in München, wo die ersten 16 Blutzeugen der Bewegung ewige Wache bezogen haben. Zwei schlichte Ehrentempel um. geben je 8 Bronzesärge, die die sterblichen Ueberreste der 16 Helden bergen. Das Dach ist frei. Wind und Wetter haben ungehindert Zutritt, und im Winter liegt eine dichte Schneedecke über der Beisetzungsstätte. Der Königliche Platz selbst ist mit 22 000 Steinplatten ausgelegt. Kein Wagenverkehr führt mehr über ihn hinweg, und so ist das Ganze zu einem riesigen Forum des Gedenkens geworden.

Ueberhaupt hat München, die Hauptstadt der Bewegung, mit den neuen Bauten der Partei bereits den stärksten Anteil an dem neuen deutschen Stil. Denn es ist ein neuer deutscher Stil. Man hat hier bewußt etwas Neues geschaffen, ohne sich jedoch über allgemeine, ewig gültige Regeln der Baukunst hinwegzusetzen. Daß dabei auch Weltbestleistungen vollbracht werden, beweisen die Parteitagbauten in Nürnberg. Dort ist jetzt die größte Kongreßhalle der Welt im Bau, ein monumentales Werk, zu dem der Führer im Jahre 1935 den Grundstein legte.



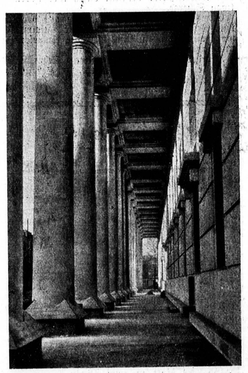
Die größte Kongreßhalle der Welt
Das Modell der in Nürnberg im Bau befindlichen Kongreßhalle, die einen Versammlungsraum für 60 000 Personen enthalten wird.

In diesem Zusammenhange muß der Name eines Mannes genannt werden, den der Führer schon lange vor der Machtergreifung aus der Münchener Architektenschaft ausgewählt hatte, und von dem er wußte, daß sein künstlerisches Empfinden mit den Zielsetzungen der neuen Zeit übereinstimmt. Es war der Architekt Prof. Troost, der leider allzufrüh ins Grab sank, dessen Name aber mit den Bauten des neuen Deutschland bis in alle Zukunft unlöslich verbunden sein wird.

Aber auch die Reichshauptstadt wird ihren Anteil an der allgemeinen Neugestaltung haben. Hier nähert sich bereits der monumentale Bau des Reichsluftfahrt-Ministeriums der Vollendung. Das große Rund der Deutschlandhalle, die die größte Sport- und Versammlungsstätte von Europa ist, hat bereits ihre Einweihung erlebt. Nur wer ein-

Stets bewegt sich die Bahn in sanftem Bogen durch das Land, nirgends zerstörend, verunstaltend, sondern verbindend. Besonders erwähnenswert sind die Brückenbauten und Ueberführungen, die hierbei notwendig wurden. Die gewaltige Mangfall-Brücke, mit der die Reichsautobahn München—Landesgrenze das Tal der Mangfall überschreitet, konnte kürzlich zum erstenmal befahren werden.

Wohin wir auch blicken, überall sehen wir tausend Hände am Werk, die das Antlitz eines neuen Deutschland formen. Aber trotz ihrer Vielzahl lenkt sie ein einheitlicher Wille, der



Das Haus der deutschen Kunst in München im jetzigen Baustadium
Ein Blick durch die wuchtige Säulenfassade.

Wille des Führers. Selbst künstlerisch hochbegabt, hat er uns den Weg gewiesen, der aus dem Kulturchaos der letzten Jahrzehnte wieder hinausführt in eine gesündere, schönere Zukunft. Von diesen Bauten, deren Entwürfe der Führer stets selbst angeregt und genehmigt hat, wird man einst sagen, daß sie nicht nur die steinernen Monumente des Dritten Reiches seien, sondern schlechthin die Bauten Adolf Hitlers.

(Selle-Eysler-(4), Deutsche Presse-Photo-Zentrale (1), K.)

Kleine Geschichten von großen Künstlern

Von Hans Bethge

Devrient

Ludwig Devrient, als Trinker nicht weniger von Rang denn als Schauspieler, war das Haupt jener berühmten Tafelrunde im Lutter und Wegnerschen Keller zu Berlin. Er zechte bei weitem mehr als seine Kasse vertrug, und einmal war seine Rechnung bei Lutter und Wegner so bedrohlich aufgelaufen, daß er allen Grund hatte, an der Möglichkeit einer Bezahlung zu zweifeln. Die Wirte drängten, Devrient sah sich außerstande, ihrem Verlangen nachzukommen und verließ daher schweren Herzens den geliebten Keller, um in einer anderen Weinstube eine Tafelrunde zu eröffnen.

Seine Freunde folgten ihm ausnahmslos, und den Schaden trugen die alten Wirte, deren größter und berühmtester Kneipwirt völlig verödete. Herr Lutter sah sich daher notgedrungen zu einer Maßnahme veranlaßt. Er machte sich eines Tages auf, besuchte Devrient, präsentierte ihm die ominöse Rechnung und versprach ihm in liebenswürdiger Weise die Hälfte des Betrages zu streichen, wenn der Künstler verspräche, den alten vertrauten Keller wieder mit seiner Gegenwart zu beehren. „Um Reichen, daß er es ernst meinte, riß Lutter die Rechnung mitten durch und überreichte dem Schauspieler lächelnd die eine Hälfte.

Devrient nahm sie entgegen, gnädig, huldvoll, jeder Zoll ein König, und erwiderte:

„Ich nehme Ihren Vorschlag an. — aber ich bin nicht gewillt, mich von Ihnen an Edelmut übertrumpfen zu lassen. Sehen Sie her: ich zerreiße die andere Hälfte auch."

Was er mit äußerst herablassender Miene tat.

Hasenhut

Anton Hasenhut war ein beliebter Schauspieler Wiens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als er noch Anfänger und unberühmt war, befand er sich bei einer kleinen Wanderschmiere in der Provinz. Eines Tages kam er mit seinen Kollegen in einen Ort zurück, wo die wandernden Mimen schon früher gespielt hatten. Der Wirt eines Gasthauses bemerkte Hasenhut und rief ihm zu:

„Herr Hasenhut, bei mir auf der Tafel stehen noch vier Maß Bier von Ihnen!"

„Ich schenke sie Ihnen", rief Hasenhut pathetisch zurück. „Trinken Sie das Zeug aus, ehe es sauer wird!"

Und war schnell an dem Wirtshaus vorüber.

Die Gallmeyer

Die bekannte Komikerin Josephine Gallmeyer sah während eines Diners in Wien neben Hans Makart, der damals seine größten Triumphe feierte. Makart war ein ganz und gar schweigsamer Mensch, jeder Konversation abgeneigt, und die Gallmeyer, die sich gern unterhielt, fand die Situation allmählich recht unheimlich. Schließlich sah sie ihren Tischherrn groß von der Seite an und sagte:

„Lieber Herr von Makart. Sie sind so einsönig. Ich finde, wir könnten jetzt amal von was anderem schweigen!"

Helmerding

In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gehörten Karl Helmerding und Friedrich Beckmann zu den populärsten Schauspielern Berlins. Sie waren nahe befreundet, verkehrten abends an der gleichen Tafelrunde und waren beide bekannt durch ihre übermütigen Scherze.

Eines Abends trat Helmerding mit verstörtem Gesicht zu den Freunden der Tafelrunde, warf einen trüben Blick über die Anwesenden und sagte mit bewegter Stimme:

„Kinder, ich muß Euch etwas Schreckliches mitteilen — Beckmann ist tot, — Herzschlag, ganz plötzlich."

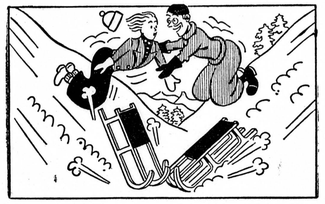
Liebe im Schnee

Die lebende Lawine!

„Wie schön Liebling, zu wissen, daß uns nichts trennen kann."

„Junger Mann, Sie haben gewagt, meiner Tochter einen Heiratsantrag zu machen, warum haben Sie mich nicht erst gefragt?"

„Mein Gott, gnädige Frau, lieben Sie mich auch?"



Kleiner Glücks-Unfall!

„Endlich kommen wir uns näher, Fräulein Resi!"

„Können Sie nicht etwas schneller gehen, Egon, ich bekomme ja ganz kalte Füße!"

Zeichnung: Krusch

„Wartest du schon lange, Liebling?"

Alles war erschüttert, man diskutierte das Ereignis, begann die Verdienste des Verstorbenen hervorzuheben, auch seine Fehler wurden angedeutet, und während man noch mitten in der angeregten Unterhaltung über den so plötzlich Verstorbenen war, tat sich die Tür auf — und Beckmann trat herein, frisch und heiter.

Helmerding erschrak, seine Augen verfinsterten sich, er legte den Finger an den Mund und flüsterte bedeutungsvoll:

„Still, Kinder — er weiß es noch nicht . . ."

Der Nörgler

Schnieke ist bei den Kellnern seines Stammlokals nicht übermäßig beliebt. Wegen seiner ewigen Meckerei.

„Zwei Eier im Glas", bestellte Schnieke. „Aber ich bitte mir aus, daß sie wirklich warm sind. Das Glas müssen Sie natürlich auch anwärmen."

Der Kellner kommt mit den dampfenden Eiern angeflitzt.

„Na, und wo ist das Salz?"

„Das Salz?" grinst der Ober. „Das wird eben noch mal angewärmt."

Die lieben Kleinen

Schöne Bescherung! Die gute Schwester hat dem lieben Brüderchen eine Glaskugel ins Ohr hineingequetscht. Mit zitternden Händen holt der vielgeprüfte Vater den Fremdkörper heraus. Als die Gefahr beseitigt ist, kriegt er erst die richtige Wut:

„Du nichtsnutzige Göre! Wie kommst du denn auf solche Dummheit?"

„Aber Papi, ich wollte bloß mal sehen, ob du recht hast."

„Ob ich recht habe?"

„Ja, du sagst doch immer, daß bei ihm alles zum einen Ohr reingeht und zum anderen raus!"

Auf dem Befug

Schotte: „Wie weit ist es noch bis zum Gipfel?"

Einheimischer: „Noch drei Stunden, die Lava ist aber nadelspitz und noch glühend heiß!"

Schotte: „Das macht nichts, ich werde sowieso die Schuhe anziehen!"

Unheilbar

„Eine völlige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist nur möglich, wenn Sie nicht mehr trinken."

„Also unheilbar, Herr Doktor!"

Was sonst keiner wußte

„Papa, ich war heute in der Schule der einzige, der antworten konnte!"

„So, was fragte denn der Lehrer?"

„Wer die Scheibe in der Klassentür eingeschlagen hat!"

In der Länge . . .

Felix: „Vater, wir sollen einen Aufsatz schreiben über das Thema: In der Kürze liegt die Würze! — Weißt du kein Beispiel?"

Vater (Wursthändler): „Mein Junge, bei mir liegt die Würze in der Länge."

Autorität

„Du solltest dich schämen, nicht zu wissen, was ein Elefant ist", sagt Paulchen zu seinem kleinen Schwesterr.

„Na, Paulchen", greift da Papa ein, „weißt du es denn?"

Darauf flüstert Paulchen Papa ins Ohr: „Pst, nicht meine Autorität untergraben."

Entgegenkommend

Vater: „Ich habe jetzt keine Zeit, du bekommst deine Prügel ein andermal."

Kurt: „Es hat gar keine Eile, Vater."

Was du ererbt von deinen Vätern . . .

Tante Anna ist zu Besuch gekommen. Seit langer Zeit mal wieder.

„Und wie Hariechen wieder gewachsen ist", stellt sie fest. „Jetzt hat er ganz die Nase von Großvater. Die großen Ohren — die sind ja von Onkel Max! Die Mundpartie hat er von der Mutter. Na ja, und . . ."

„Und diese Hose vom Vater", ergänzt der Hausesherr.

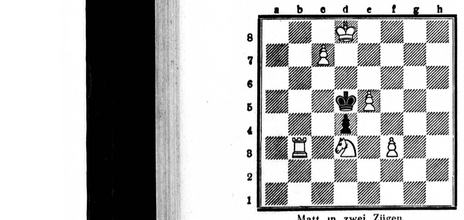
Klein angefangen

Sohn: „Papa, die Leute sagen alle, daß du sehr klein angefangen hättest."

Vater: „Na, das stimmt auch! Als ich geboren wurde, soll ich nur vier Pfund gewogen haben!"

Schachaufgabe

Nettcke



Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung: 8 Figuren. — Weiß (6 Figuren): König d8, Turm b5, Springer e3, Bauer e7, e5, f3. — Schwarz (2 Figuren): König d7, Bauer d4.

Wieviel bleiben übrig?

Vater Meier ist dabei, den Christbaum zu plündern. Das heißt, die Plünderung besorgen mehr die Kinder, er verrichtet sein alljährliches Amt, den schönen Schmuck sorgfältig zu verpacken. Zehn Kerzen sind noch am Baum. Er zündet sie an. Die Kinder stehen dabei und sehen zum letztenmal in das Licht. Da fällt Vater Meier etwas ein. „Kinder", sagt er, „wenn ich von diesen zehn Lichtern drei ausblase, wieviel bleiben dann übrig?" Die Kinder protestieren, diese Aufgabe sei denn doch zu leicht, und nennen eine Zahl. Diese Zahl ist falsch. Welche ist die richtige?

Silbenrätsel.

au — be — be — bot — e — ei — fo — gelb — go — ha — fa — ll — nau — ni — o — oe — raus — reich — rob — rum — ster — um.

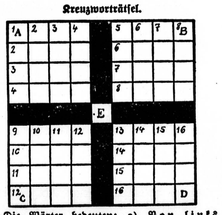
Aus vorstehenden 22 Silben sind neun Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Kosmetikum _____
2. Zierpflanze _____
3. Teil eines Fruchtkörpers _____
4. Meeresbewohner _____
5. Stadt in Hessen (Prov.) _____
6. europäisches Reich _____
7. Marktplatz im alten Rom _____
8. chemischer Grundstoff _____
9. Ort in den bayer. Alpen _____

Richtig gebildet, müssen die Wörter, sofern man ihre Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben aneinanderreiht, zwei Winterſportplätze ergeben. Welche sind dies?

Auszählproblem.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts und b) von oben nach unten: 1. Märchenfigur, 2. Erdformation, 3. Hohlmaß, 4. Schornstein, 5. deutscher Seeheld, 6. Verkehrsanstalt, 7. Priester, 8. Voranschlag, 9. Naturerscheinung, 10. Spielkugel, 11. Metall, 12. griechische Landschaft, 13. wie 11, 14. gelöstes Harz, 15. Widerhall, 16. photographischer Apparat. Diagonale A bis D: Verkehrsunternehmen, B bis E: Industriestadt im Rheinland, C bis E: weiblicher Personenname.

Scharade.

Ein Paar ist wie zwei Bläumlein zart,
Von seltner wunderfüßer Art,
Die letzte ist ihr holder Schein,
Der bringt bezaubernd ins Herz hinein.
Das Ganze ist ein Körnlein Gold,
Das ins goldene Meer der Ewigkeit rollt,
Ein Tropfen nur in einer Welle,
Doch darin liegen Himmel und Hölle.

Gegensätze.

Zu den nachstehenden je zwei Wörtern suche man die Gegensätze. Jeder von diesen muß ein Hauptwort ergeben.

1. Der hätelt, 2. Kuh verzweifelt, 3. kommt immer, 4. Wald, Tisch, 5. immer hungrig, 6. Ober marsch, 7. leer, fleisch, 8. fall nieder.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: Dame g 2 — f 1

Schwarz antwortet mit S f 3 beliebig †; darauf folgt 2.) S f 4 — d 5 †, D c 6 schlägt Springer d 5 †; 3.) Springer f 2 — e 4 Abzugsschach und matt.

Verbindungsaufgabe.

Bogen-Lampe, Apfel-Kraut, Licht-Schirm, Luft-Schiff, Meer-Esche, Laub-Wald, Eis-Berg, Ilse-Stein, Distel-Fink, — Bauklotz.

Umstellungsrätsel.

Elisabeth — Behalt sie.

Illustriertes Kreuzworträtsel:

Waagerecht: Hase, Ente, Tor, Bett, Turm, Senkrecht: Gabel, Rehe, Gerte, Stern. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Erdbitzung, 2. Ried, 3. Hege, 4. Ober, 5. Zaum, 6. Urne, 7. Nike, 8. Geer, 9. Arie, 10. Unke, 11. Meer, 12. Haig, 13. Aera, 14. Iris, 15. Gast — Diagonale A—B: Eigenheit.

Geographisches Anagramm.

1. Halkein, 2. Albanien, 3. Messenien, 4. Berofina, 5. Unna, 6. Rotterdam, 7. Gernrode, — Hamburg.

Scherzfragen.

1. Bei einer Erbschaft. 2 Wenn man sie ißt. 3. Mit Scheidewasser.

Welt der Frau

Die Mütter und ihre frühaufstehenden Kinder

Gemeinsames Frühstück — Sinngemäße Körperpflege — Frohsinn im Haus

Die Zeit zwischen den Weihnachts- und Osterferien ist die ernsteste im Leben des schulpflichtigen Kindes. Das muß die Mutter einsehen und sich danach richten. Sie muß noch eifriger als sonst aus die Gesundheit ihrer Kinder bedacht sein, denn es werden in diesen letzten Vierteljahr besonders große Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Kindes gestellt.

Gleich am Morgen fängt es an. Die Mutter muß selber dafür sorgen, daß die Kinder wirklich rechtzeitig geweckt werden, d. h. so rechtzeitig, daß sie sich vorschriftig waschen und ankleiden und richtig frühstücken können. Es ist ganz falsch, wenn die Kinder im letzten Augenblick aus dem Bett springen, in aller Hast in die Kleider fahren und vielleicht nur gerade noch einen Schluck Kakao oder Tee hinunterstürzen, um dann bereits aus der Tür zu rennen. Solche Hetze schadet dem Kinde und macht es für die Schulstunden unaufmerksam. Wir wissen ja an uns selber, wie unangenehm es ist, wenn wir einmal gezwungen sind, uns abzuhetzen. Es entsteht eine Nervosität in uns, die uns jede Arbeit erschwert und uns sehr rasch müde macht. Diesem Zustand müssen wir bei den Kindern vorbeugen. Man muß die Stunde des Aufstehens für die Kinder so berechnen, daß ihnen fünfzehn Minuten für ihr Frühstück bleiben und daß sie den Schulweg in Ruhe zurücklegen können.

Die Mutter sollte sich immer die Zeit nehmen, mit ihren Kindern zusammen zu frühstücken, auch im Winter und auch, wenn die Kinder sehr früh heraus müssen. Es schadet niemandem, wenn er frühzeitig aufsteht. „Morgenstunde hat Gold im Munde", und das frühe Aufstehen fällt nur die ersten Male schwer, nachher ist es einem so selbstverständlich, daß man gar nicht begreift, wozu man jemals länger im Bett bleiben mußte.

Viele Kinder essen morgens vor der Schule nicht gern, das ist aber nur eine Angewohnheit, und zwar eine schlechte, und keine Mutter sollte sie durchgehen lassen. Man soll versuchen, etwas ausfindig zu machen, was den Kindern schmeckt. Sehr zarte Kinder sollten einen Haferflockenbrei oder Ähnliches bekommen, andern wird eine frische Buttersemmel mit einem Apfel am besten schmecken. Kinder, die morgens das Frühstück verschmähen, werden blaß und dünn, und man kann oft beobachten, daß sie an Kopfschmerzen leiden, einfach weil sie zu lange nüchtern umhergehen.

Sehr wichtig ist aber auch, daß man darauf achtet, daß die Schulkinder, auch die älteren, rechtzeitig ins Bett kommen. Um acht, spätestens halb neun müssen alle Kinder bis zu zehn Jahren zu Bett sein, die Zehn- bis Dreizehnjährigen kann man bis 9 Uhr auf sein lassen, die Vierzehn- bis Siebzehnjährigen sollen erbarmungslos um 10 Uhr ins Bett geschickt werden, und nur die Allerältesten sollen Erlaubnis bekommen, bis 11 Uhr aufzubleiben, falls sie noch dringend zu arbeiten haben. Und die Mutter muß sich darum kümmern, daß die Kinder auch tatsächlich schlafen.

In der Ernährung soll man Gemüse und Obst nicht vernachlässigen, sie tun den Kindern gut und machen sie leistungsfähiger. Auch soll man ihnen zwischen den Mahlzeiten dann und wann etwas Obst, ein paar Nüsse oder dergleichen geben, um sie etwas zu erfrischen.

Auf jeden Fall müssen die Kinder mindestens eine Stunde täglich sich in der freien Luft bewegung machen, auch bei ungünstigerem Wetter, wenn es nicht gerade heftig regnet. Mit den Kleineren soll die Mutter selber mindestens eine Stunde spazieren gehen, wenn die Möglichkeit zum Spielen draußen nicht gegeben ist.

Wenn es irgend möglich ist, sollen die Kinder jeden Morgen ihren Körper kalt abreiben. Wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, kann man das ruhig den ganzen Winter hindurch fortsetzen. Man muß dann nur den Körper tüchtig trocken reiben, und auch hier wird die Mutter den Kleineren helfen. Auf jeden Fall wirkt eine solche kalte Abreibung überaus erfrischend und ist für den Körper gesund, ganz abgesehen davon, daß sie die Liebe zur Reinlichkeit in hohem Maße fördert.

Viele Kinder fühlen sich elend, weil sie schlecht passende Kleider tragen. Wenn zum Beispiel Schuhwerk zu eng ist, so schadet das nicht nur den Füßen, sondern dem ganzen Gesundheitszustand. Alle Kleidungsstücke müssen genügend weit sein. Ebenso müssen die Betten so beschaffen sein, daß die Kinder im Schlaf wirklich ein Ausruhen finden.

An den Sonntagen soll man ebenfalls so viel wie möglich mit den Kindern sich im Freien aufhalten. Aber man darf sie nicht durch übermäßige Fußmärsche so anstrengen, daß sie den ganzen Montag noch erschöpft und müde sind. Nur wer am Montag munzen frisch und ausgeschlafen erwacht, kann von sich sagen, daß er seinen Sonntag richtig angewandt hat.

Vor allen aber muß die Mutter dafür sorgen, daß im Heim eine heitere, behagliche Stimmung herrscht. Selbst wenn sie sorgen hat, soll sie versuchen, die Kinder nichts davon merken zu lassen. Das findliche Gleichgewicht ist allzu schnell erschüttert. Die Mutter muß auch versuchen, den Kindern, die für ihre Jahre verhältnismäßig viel zu arbeiten haben, dann und wann eine kleine Freude zu machen. Sie soll auch dafür sorgen daß sie genügend Verkehr mit Gleichaltrigen haben. In einem Hause, in dem auch die Freunde Zutritt haben, werden die Kinder sich viel länger heimisch fühlen, als wenn die Eltern jeden Verkehr abgeschnitten haben. Eine Mutter soll auch den Freunden und Freundinnen ihrer Kinder hier und da noch ein wenig Mutter sein. Wo ein liebevolles Frauenherz zu finden ist, da fühlt sich die Jugend wie durch einen Zauber angezogen.

Ilse Lensch.

Helga mit den Zöpfen

Herta Kraemer (Deike M.)

Kampf dem Familienunglücksfall

Weshalb erkälten sich die Kinder so leicht?

Der Winter ist eine harte Zeit für Mütter. Gewiß, wir alle leiden unter der unfreundlichen Jahreszeit. Die Mütter aber tun es doppelt und dreifach. Im kinderreichen Haushalt hört der Schnupfen oft nicht auf. Es kommt hinzu, daß die Kinder, die im Sommer den ganzen Tag im Freien herumspielen, zur Winterzeit in der Stube sitzen müssen und als Hilfsfolge und unvernünftige Geschöpfe sich oft nur sehr widerwillig auf dieses Käfigleben umstellen lassen. Es ist nicht übertrieben, wenn man die Ursachen zahlreicher Erkältungen auf die Unfähigkeit des winterlichen Kinderdaseins zurückführt. Ein Lebewesen, das an Bewegung in freier Luft gewöhnt ist, muß sich erkälten, wenn es plötzlich zum Stillstand gezwungen wird und wenn der belebende Einfluß von Sonne, Licht und Luft auf die Haut und den Gesamtorganismus ausbleiben. Wer diese Nachteile des Winters kennt, dem sind hiermit auch schon große Hilfen in die Hand gegeben.

Die Lehre von den Vitaminen ist dank der Aufklärung des Laien über gegenwärtige medizinische Probleme heute fast zum Allgemeingut geworden. Wir wissen, daß der Körper für seinen Aufbau diese „Lebensstoffe" braucht, die man gewissermaßen als aufgespeicherte Sonnenenergie bezeichnen kann.

Die Vitamine, die in zahlreichen frischen Nahrungsmitteln enthalten sind, die vor allem aber auch durch die Bestrahlung des Lichtes und besonders durch den ultravioletten Anteil der Sonnenstrahlen entstehen, fehlen in unserem Klima während der Winterzeit, oder sie sind jedenfalls oft nicht in ausreichendem Maße für unseren Organismus vorhanden. Ein Kind braucht diese Vitamine in besonderem Maße, weil sich alle seine Organe noch in der Entwicklung und im Aufbau befinden. Die Vitaminlehre und ihre praktischen Anwendungen haben uns fast völlig von der verhängnisvollen Krankheit der Rachitis oder englischen Krankheit befreit, die in vergangenen Zeiten den Körper und die Gesundheit so vieler Kinder zerstört hat. Die Sorge der Mutter in der sonnenarmen Zeit muß daher auf drei Punkte gerichtet sein: Das Kind muß Bewegung haben, es muß Licht haben und zweckmäßig ernährt werden. Bewegung löst sich mit einiger Ausdauer und pädagogischem Geschick auch in der engsten Stube durchführen. Die Eltern müssen hier mit gutem Beispiel vorangehen. Sie müssen sich mit ihren Kindern an täglichen gymnastischen Uebungen beteiligen, die so selbstverständlich wie das Zähneputzen werden müssen. Denn auch verschmufte Eltern sind in der winterlichen Wohnung eine höchst unerwünschte Erscheinung, und wenn erst ein Familienmitglied erkältet ist, so entsteht leicht ein Kreislauf des Schnupfens ohne Ende den ganzen Winter hindurch. Aber auch das fehlende Sonnenlicht können wir mit den Mitteln der modernen Technik und Wissenschaft bis zu einem gewissen Grad ausgleichen. Es gibt immer mehr uns den Luxus einer Winterfrische nicht leisten können. Die künstliche Höhensonne gibt die Möglichkeit, selbst wenn die Sonne tagelang nicht scheinen will, in genau dosierter Menge uns die ultravioletten vitaminerzeugenden Strahlen zuzuführen, nach denen unser Körper hungert. Auch die Ernährung läßt sich im Winter vitaminreich gestalten. Es gibt immer Dörrobst, die reich genug an Vitaminen sind, um den Mangel an frischem Gemüse zu ersetzen. Unlängst ist sogar nachgewiesen worden, daß im Kohl, selbst im gekochten Kohl, ein ziemlich großer Vitamingehalt vorhanden ist.

Wer diese einfachen Regeln beachtet, der wird seine Familie ohne allzuviel Schnupfenzwischenfälle durch den Winter bringen.

K. L.

Nützliches und Hübsches für Handarbeitsfreunde

Rotkäppchen-Kissen fürs Kinderzimmer

Eine Frau, die gerne Handarbeiten macht, wird nicht jahraus, jahrein am fremden Wissen hängen bleiben. Sie wird einmal den Sprung zur Eigenschöpfung ihrer Handarbeitsvorlagen wagen, denn da beginnt erst die wirkliche Freude an der Handarbeit. Die vorgezeichneten Muster auf Kissenplatten und Decken sind wirklich nicht immer schön. Besonders aber lehnt sie sie aus dem Grunde ab, weil sie keine Beziehungen zu den dargestellten Mustern hat. In der Wohnung sollte aber nichts beziehungslos und zufällig für uns sein.

Was wollen wir nun an die Stelle der vorgezeichneten Muster setzen, womit wollen wir Kissen und Decken für die Wohnung bestücken? Mit dem, was uns innerlich beschäftigt. Natürlich werden wir uns zuerst an einfachen Dingen versuchen. Es ist sonderbar: noch die ungeschickteste Darstellung selbsterfundener Handarbeitsvorlagen hat mehr Leben, mehr künstlerischen Geist als die an sich vollendetere Schablonenvorlage.

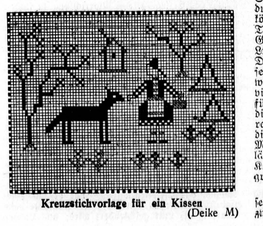
In dem Bemühen, zuerst Einfaches darzustellen, sollten diejenigen, die in der Stadt wohnen, heute nicht in den Fehler verfallen, nur Bäuerliches darzustellen. Jeder schafft aus seinem Erlebnis, aus seinem Lebensstil heraus das nahe liegt alles, was das Kind angeht; vom Kinde handelnd, fürs Kind bestimmt. Märchenbilder können unsere Stichmuster werden. Und so bringen wir hier einen Vorschlag, ein Kissen mit dem Thema „Rotkäppchen" zu besticken. Wieviel Freude macht allein das Entwerfen der Kleidung von Rotkäppchen selbst! Wie lächerlich und freudlich tanken die Bäume. Den Wolf sticken wir möglichst massig und dunkel, es leuchtet nur sein gefährlich blickendes Auge hell hervor, ein einziges Kreuz im Stickmuster freigelassen, erzeugt diese gruselige Wirkung.

Als Material für ein Kissen im Kinderzimmer wählen wir grobes Leinen, farbig oder ungefärbt weiß, oder Seidenleinen. Zum Sticken nehmen wir Glanzwoll oder Perlgarn. Man heftet Stramin auf den zu bestickenden Stoff und kann nun die Vorlage direkt abstikken, indem man das Muster auf den Karos des Stramin stoffes abzählt. Wenn die Arbeit fertig ist, werden die Stramin läden vorsichtig ausgezogen, und das gestickte Muster befindet sich im Grundstoff. Wer geschickt ist, kann natürlich das Muster gleich auf Leinen sticken, auf dem ich ja auch gut abzählen läßt. Ein anderes Verfahren ist dies, zunächst die Vorlage auf kariertes Papier mit breitem Pinsel in Wasserfarben zu übertragen, der Entwurf kann in diesem Falle gleich in den gewünschten Farben ausgeführt werden. Nun legt man die gezeichnete Vorlage auf den gewählten Kissenstoff, legt ein Blatt gelbes Durchschlagpapier dazwischen, befestigt das Ganze mit Reißnägeln auf einem Reißbrett oder einer Tischplatte und paust das ganze Muster durch. Dann wird das Muster ausgestickt.

Unsere Vorlage zeigt ein typisches Kreuzstichmuster. Den Charakter des Kreuzstiches entsprechend werden Kreuzstichvorlagen immer etwas eckig und stilisiert aussehen, was ihnen, besonders den kindlichen Mustern, einen besonderen Reiz verleiht. Aus dem gegebenen Vorschlag lassen sich leicht andere Motive ableiten. Der noch ganz ungeübte Anfänger wird sich zuerst mit einer hübschen Borte, eine oder mehrfarbig, begnügen.

L. Netzband.

Märchen als Handarbeitsvorlage: Das Rotkäppchen-Kissen (Deike M)



Kreuzstichvorlage für ein Kissen (Deike M)

Fortschritt und Forschung

Deutscher Welterfolg in der Tropenmedizin

Bekämpfung der Riesenmalariaepidemie auf Ceylon mit deutschen Heilmitteln - Der Erfolg der Chininbehandlung um ein Vielfaches übertroffen - Russische Nacherfinder der deutschen Heilmittel

Vor nicht allzu langer Zeit gingen Mitteilungen durch die Presse, wonach ein ganzer Transport des deutschen Malariahe.mittels Atebrin mit Flugzeugen nach der Insel Ceylon geschafft wurde, die bekanntlich seit Ausgang des verflossenen Jahres von einer gewaltigen Malariaepidemie, wie sie seit 20 Jahren auf dem Erdball nicht mehr zu verzeichnen war, heimgesucht wird. Einige Zeit später las man in der englischen Zeitung Continental Post unter den Ueberschriften „Deutsche Heilmittel als Kulturträger" und „Deutsche Wissenschaft rettet ein ganzes Land vor dem Untergang" von dem gewaltigen Erfolg dieser Aktion, die für Deutschland das stolze Ergebnis hatte, daß ein fast 100prozentiger Heilerfolg zu verzeichnen war. Während die bisher übliche Chininbehandlung ziemlich lange Zeit in Anspruch nimmt — sie dauert 20—40 Tage — hatte das Atebrin, wie man feststellen konnte, bereits innerhalb zweier Tage die Krankheitskeime im Blute der Befallenen völlig vernichtet.

So wirkt sich die Tat eines Mannes aus, der seine wissenschaftliche Ausbildung zum größten Teil Deutschland verdankt. Denn der englische Arzt Dr. Simons, der von sich aus die Behandlung der Malaria auf Ceylon mit deutschem Atebrin in die Hand genommen hat, war eine Zeitlang am Institut für Tropenkrankheiten in Hamburg tätig, jener berühmten deutschen Forschungsanstalt, an deren vorsährigem Herbstkursus Tropenärzte aus acht verschiedenen Ländern der Erde teilgenommen haben, um die neuesten Heilerfolge deutscher Wissenschaft für ihre eigene Praxis in den verschiedensten Tropengebieten der Welt nutzbar zu machen. So wirkt sich zugleich die Tat zweier deutscher Chemiker aus — Dr. Mietzsch und Dr. Mauß —, denen im Vorjahr für die Erfindung des Atebrins hohe wissenschaftliche Ehrungen zuteil geworden waren.

Man darf die Tat Dr. Simeons und den Einsatz des Atebrins in Ceylon um so höher werten, als die englische Regierung, nachdem bereits eine halbe Million Menschen auf Ceylon an der Malaria erkrankt war, noch alle Hilfeangebote des Hamburger Instituts abgelehnt hatte. Ja, im Frühjahr glaubte die englische Presse reisgniert feststellen zu müssen, daß diese furchtbare Tropenkrankheit eben doch stärker sei als das medizinische Wissen und pharmazeutische Können Europas. Immerhin gab es Leute, die sich voll Zuversicht an den Völkerbund und mit Schärfe gegen die holländischen Pflanzer wendeten, die den Anbau der Chinarinde und den Handel damit auf der ganzen Erde selbstherrlich in der Hand haben. Man hat dann auch erreicht, daß der Völkerbund die Holländer daran erinnerte, daß angesichts der hohen Chininpreise die meisten der von der Malaria betroffenen Opfer nicht in der Lage seien, das Chinin zu bezahlen. Die Holländer aber haben erklärt, eine ausreichende Belieferung mit Chinarinde sei nur möglich, wenn für die Pflanzer auch ein entsprechender Gewinn herausschaue. Daß diese Gewinne ungewöhnlich hoch sind und daß z. B. eine Gesellschaft im letzten Jahrzehnt zweimal Dividenden von fast 50 Pfd. und jedenfalls nie unter 20 Pfd. ausschüttete, haben sie schamhaft verschwiegen.

Man mag daraus entnehmen, von wie weitgreifenden Einfluß die Forschungen, die in einem chemisch und medizinisch so hoch entwickelten Lande wie Deutschland mit allen Mitteln modernen Wissens und Könnens ausgeführt werden, für die ganze Welt sein können. Daß diese gewaltige Bedeutung nicht nur von der malariageplagten Menschheit anerkannt wird, sondern darüber hinaus auch von allen Ländern, die unmittelbar am Kampf gegen die Tropenkrankheiten interessiert sind, beweist eine russische Begebenheit, auf die kürzlich in der deutschen Fachpresse aufmerksam gemacht wurde. Es handelt sich um den gottlob nicht gerade häufigen Fall, daß ein Nacherfinder dem anderen gegenüber das Recht in Anspruch nimmt, zuerst gestohlen zu haben. Zwei russische Chemiker namens Knunjanz und Magidson sind in der russischen Presse deswegen aneinander geraten. Der eine rühmt sich in aller Oeffentlichkeit, das Atebrin zuerst den Deutschen nachgemacht zu haben und beschuldigt den anderen, ihm diesen etwas zweifelhaften Ruhm streitig machen zu wollen. Der andere hingegen betont, er sei bei seiner Nacherfindung des deutschen Heilmittels weit präziser vorgegangen, denn er habe sich sowohl an Muster deutschen Atebrins belangt, wie auch das im Jahre 1932 auf die Herstellung dieses Heilstoffes erteilte deutsche Patent auf das genauste studiert.

Daß die Russen in der „Auswertung" fremder Patente mehr als großzügig sind, ist eine in Fachkreisen längst bekannte Tatsache. Daß sie sich obendrein noch des Diebstahls fremden geistigen Eigentums rühmen, dürfte wohl einzig dastehen, bedeutet aber in diesem Falle nur wiederum eine uneingeschränkte Anerkennung der deutschen Leistungen.

Dr. Fr. Woysch

Phantasie oder Erfindergenie?

Schwimmt mit Schaufeln — fliegt mit Luftflossen

Die Sensationen des Hans Scheer - Wasseromnibus und Lufttrapper in einem - In 2 Tagen Hamburg-Newyork? Aus dem Wunderkeller eines unbekannten Erfinders

15 Jahre lang: Geheim!

Kein Wunder, daß heute alle Wiener Reporter sich begierig auf diesen Hans Scheer stürzen, daß seine Werkstatt in diesen Tagen eher der Redaktion einer großen Tageszeitung gleicht als einem wissenschaftlichen Arbeitsraum. Und doch hat der Herr dieses einen Kellerraumes, der einmal vielleicht — Weltfahrtsort der ganzen Welt werden könnte, den Reportern von Anfang an ein Schnippchen geschlagen: heute bemüht sich jeder zweite Berichterstatter, der erste zu sein, der etwas „Neues" aus diesem Wunderkeller berichtet, heute, da Hans Scheer die Ergebnisse seiner 15jährigen Arbeit dem Patentamt eingereicht hat! 15 Jahre lang aber stand über dieser kleinen Kellerwohnung das ungeschriebene Wort: Geheim! Kein Mensch wußte, was hier vorging, selbst die Nachbarn tuschelten sich zwar mancherlei zu über den eigenartigen Herrn da unten, aber niemand ahnte, wie es wirklich aussah.

Visite im Wunderkeller

Die Berichterstatter, die erwarteten, bei einem Mann mit solch tollkühnen Plänen als erstes ein fabelhaftes Laboratorium zu finden, waren einigermaßen erstaunt, als sie die Kellertreppe hinabstiegen und dann jenen Raum betraten, der eher in eine phantastische Spukgeschichte des 17. Jahrhunderts zu passen scheint, als in ein Erfindermärchen unserer Tage.

Die Wände sind kahl, nur an einer hängt ein Ausschnitt aus einer illustrierten Zeitung — Abbildungen „verkannter Erfinder".

Am so lebhafter ist es an der Decke. da baumeln Flugzeugmodells, Miniatur-Zeppeline, Drähte und Leitungen. Am interessantesten aber ist eine Wasserbahn, die an einer Wand aufgestellt ist und in der eine der eigenartigen Konstruktionen des Herrn Scheer schwimmt: der Wasseromnibus.

„Machen wir's den Schwänen nach ..."

„Von Lilienthal ist bekannt, daß er jahrelang den Vogelflug beobachtete, ehe es ihm gelang, das erste Flugzeug zu konstruieren. Hans Scheer nun hat sich als Studienobjekt den Schwan erkoren. Der Schwan bewegt sich sowohl im Wasser wie in der Luft, und wenn er auf dem Wasser schwimmt, benutzt er als Antrieb jene Schaufeln, die — nur wenig ins Wasser getaucht — ihn sich doch rasch fortbewegen lassen.

Das ist die erste Idee des Hans Scheer: man kommt schneller zu Wasser vom Fleck, wenn der Rumpf des Schiffes nicht tief eingetaucht im Wasser liegt, sondern wenn statt Rad oder Schraube ihm Schaufeln bewegen und ihn so leicht und rasch über die Oberfläche des Wassers gleitet. Herr Scheer ist der Meinung, daß sich diese neue Apparatur in jeden Ozeandampfer einbauen ließe, und daß es dann möglich sein könnte,

die Strecke Hamburg-Newyork in etwa 2 Tagen

zurückzulegen. Wird es ihm gelingen, das Blaue Band zu erobern?

Aber der Schwan schwimmt ja nicht nur, er fliegt auch! Und so war es der nächste Gedanke des Erfinders, eine Vorrichtung zu finden, mit der man sowohl schwimmen wie fliegen könne. Er formte die Schaufeln des Schiffes zu Luftflossen um! Wie im Wasser drehen sie sich auch in der Luft mit gewaltiger Geschwindigkeit und sollen auf diese Weise den Propeller ersetzen. Senkt sich dieser „Lufttrapper" aber auf Wasser herab, so gleitet er dort auf Pontons, und die Schaufeln arbeiten nun im Wasser ebenso wie in der Luft.

Man sieht: wenn die Gedanken dieses Erfinders sich in der Praxis wirklich bewähren sollten, könnte eine grundlegende Umwälzung des gesamten Verkehrswesens die Folge sein.

Schier unermüdlich scheint der Geist dieses Erfinders. Er zeigte den Besuchern nicht nur die Konstruktion eines neuen gasfolen Stratosphärenballons, das „Flossenflugzeug" hat er mit einer Hebestütze versehen, durch die die Maschine beim Start in die Luft geschleudert wird; zum Landen benutzt er einfach einen Anker und meint daher, die großen Flugplätze unnötig zu machen.

Wenn das Wörtchen wenn . . .

All das sind, wie gesagt, Pläne, im Modell hervorragend durchkonstruiert aber noch warten sie auf die erste praktische Chance, die allein entscheiden kann, ob jenes Wunderkabinett im Keller des Herrn Scheer sich einmal in eine vielleicht noch phantastischere Wirklichkeit verwandeln wird.

Soeben sind seine Entwürfe dem Patentamt eingereicht, und wenn sie diese Barriere passiert haben, ist immer noch keineswegs gewiß, ob sich ein Mensch finden wird, der Geld dafür ausgibt, so unwahrsche.nlich klingende Projekte nun so weit zu fördern, daß sie wirklich praktisch erprobt werden können.

Einige eifrige Wiener Journalisten haben allerdings schon nambafte Flugsachverständige gefragt, doch es ist eigentlich selbstverständlich, daß diese Herren mit ihren Aeußerungen sehr zurückhaltend waren. Sie erklärten alle, daß die Pläne natürlich außerordentlich interessant seien, daß es jedoch völlig unmöglich sei, schon irgendein Urteil zu fällen, ehe die Pläne in den Einzelheiten bekannt seien und man das Stadium wirklicher praktischer Versuche erreicht habe. — Noch als weiß man nichts anderes, als daß ein unbekannter Wiener Erfinder in seinem Keller die phantastischsten Modelle hütet, und daß er von dem sanat schen Willen beseelt ist, seine Ideen in der Wirklichkeit zu erproben.

Fortschritte in aller Welt

Kälte durch Dampf

Es klingt durchaus paradox, daß man Dampf, der also eine Mindesttemperatur von rund 100 Grad Wärme aufweist, eine Kältewirkung sollte erzeugen können. Und doch hat J. H. Reynold von der Croll-Reynolds-Engineering Co. vor den Mitgliedern der American Chemical Society den Nachweis erbracht, daß sich Dampf in Bruchteln einer Sekunde auf dem Wege der Vakuumkühlung in Eis verwandelte. Hierzu läßt man Frischdampf durch enge Düsen mit der hohen Geschwindigkeit von 1300 m/sec in einen Kondensator ausströmen. Dabei dehnt sich der Dampf plötzlich aus, so daß er augenblicklich abkühlt. Dieser Wärmeverlust geht dabei so schnell vonstatten, daß — entsprechend dem Bericht — an den Düsen Eiszapfen entstehen. Man benutzt dieses neue Verfahren in erster Linie für die „Klima-Anlagen" in Eisenbahnwagen, Hotels, Theatern usw., aber auch in Brauereien, Brennereien, Gärtnereien usw., bei der Herstellung chemischer Lösungen, Kosmetika oder dergleichen. Nachdem es gelungen war, gewöhnlichen Niederdruckdampf aus kleinen Kochern an Stelle des ursprünglichen Hochdruckdampfes aus industriellen Kesseln zu verwenden, ist der Betrieb wesentlich einfacher geworden.

100 Teller Erbsensuppe 1914 gegen 42 Teller 1935

In Amerika besitzen über acht Millionen Haushaltungen elektrisch betriebene Kühlschränke — in Deutschland sind wir von einem auch nur annähernd prozentual gleichwertigen Zustand noch weit entfernt. Aber das Interesse für diese fortschrittliche Haushaltseinrichtung mehrt sich in allen Kreisen.

Zwar werden sicher viele Leute sagen: unsere Eltern und Großeltern haben keine elektrischen Kühlschränke gehannt und dennoch gut gelebt; und auch die sparsame, auf regelrechte Vorratswirtschaft bedachte Hausfrau ist keine Erfindung der Neuzeit. Weshalb brauchen wir also heute mehr Kühlung, als sie vor Generationen notwendig war?

Die Antwort hierauf ist leicht gegeben: erstens hat man Anno Dazumal genau so Kühlung gebraucht, wenn man Vorräte ohne allzugroßen Verlust über längere Zeit aufbewahren wollte, und zweitens leben wir im Zeitalter des hygienischen und sachlichen Fortschrittes. Außerdem aber haben wir in unserer Generation schon einen Wandel in der Ernährung zu verzeichnen, der sich in stärkerem Maße den leichtverderblichen Nahrungsmitteln zuwendet.

Vor dem Kriege verbrauchte man in Deutschland sehr viel Hülsenfrüchte. An diesen Verbrauch reichen wir heute noch nicht einmal zur Hälfte heran. Allen wir vor dem Kriege im Jahre 100 Teller Erbsensuppe, so essen wir heute nur noch 42 Teller. Gab es vor dem Kriege pro Kopf und Jahr 100 Teller Reissuppe, so essen wir heute nur noch 70. Nur der Fleischverbrauch ist gleich geblieben und um ein Weniges auch der Kartoffelverbrauch. Fisch, Trinkmilch, Obst, Gemüse, Butter sind gegenüber dem Vorkriegsverbrauch erheblich in den Vordergrund gerückt.

Brauchte eine Hausfrau vor dem Kriege in einem gewissen Zeitabschnitt 100 Pfund Butter, so benötigt sie heute 109 Pfund, statt 100 Eiern essen wir heute 116.

Und ganz besonders macht sich der Wandel in der Ernährung bei der Bevorzugung von Käsespeisen verschiedenster Art bemerkbar. Schnitt die Hausfrau der Vorkriegszeit 10 Scheiben Käse ab, so nimmt sie heute 14. Auch Zucker und Honig wird heute um ein Fünftel mehr verbraucht als in der Vorkriegszeit, und eine ganz frappante Steigerung vermerken wir bei pflanzlichen Oelen und Fetten, die von einem 100prozentigen Verbrauch vor dem Kriege auf 287 Pfd. in der Nachkriegszeit gestiegen sind.

Man sieht hieraus, daß, vielleicht aus Ernährungsgründen, vielleicht aus einem durch die Gesetze der Biologie noch nicht erfaßten Wandel des Geschmacks, ein Hinwegen zum hochwertigen, aber leicht verderblichen Nahrungsmittel besteht. Diese Neigung konnte, wenn man nach der guten alten Methode, d. h. ohne künstliche Kühlung wirtschaftete, große Gefahren des Verlustes für die Volkswirtschaft mit sich bringen. Aber davor steht als Wächter die Kühlhalle, das moderne Schlachthaus, die Tiefstkühlanlage der Molkereien, der Kühlraum des Nachbarn, die Kühlkammer des Lebensmittelhändlers und Fleischers und nicht zuletzt der elektrische Kühlschrank der Hausfrau.

Dipl. ing. Z. Dienst

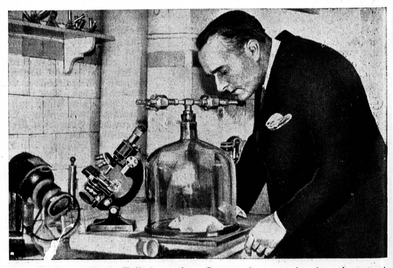
Der Tank des Friedens

Apotheker Hofius und seine großartige Erfindung

Ueberall liest man jetzt von dieser neuen, milchwirtschaftlich so bedeutsamen Erfindung, welche nach langen, arbeitsreichen Jahren der Duisburger Apotheker Theodor Hofius herausbringen und nun unter großen anfänglichen Schwierigkeiten der breiteren Oeffentlichkeit übergeben konnte. Es handelt sich hier um eine bisher noch unerkannte Möglichkeit, in einem besonderen tankartigen Gefäß verschiedenster Größen Milch und Sahne durch Zufuhr von Sauerstoff, für längere Zeit gegen Säurung haltbar zu machen.

Nach langen Mühen war es gelungen, zuerst im Milchhof der städt. Milchversorgung Duisburg diesen Dank, der dem Frieden und dem Aufbau dienen soll, gründlich zu erproben. Und das von dieser Stelle erteilte sachverständigste Gutachten war für den weiteren Erfolg ausschlaggebend: „Es ist deshalb," so heißt es in diesem Bericht, „dieses Verfahren wie kein anderes geeignet, Ueberschußmengen in Molkereien in vollkommen frischem Zustand mehrere Tage, ja Wochen und Monate aufzubewahren, so daß die Molkereien klar disponieren können, welche Rohmilch sie verbutter.n können oder welche sie als Frischmilch in den Handel geben können."

Hieraus ergibt sich schon die Bedeutung der Erfindung, welche heute bereits in mehreren Molkereien und größeren Betrieben bestens arbeitet und dessen Einführung im Ausland soll stark an ihr interessiert sein. Was das Frischhalten dieses wichtigen Volksnahrungsmittels gerade heute bedeutet, z. B. für den Kleinhandel, ist für die Säuglingspflege in der warmen Jahreszeit usw., kann jeder sich selbst ausrechnen.



Ein Heilgas erfunden?

Dem Pariser Gelehrten Robert soll die Erfindung eines Gases gelungen sein, das, eingeatmet, die Wirkung aller bekannten Kampfgase aufhebt. Das Gas nennt sich Oxycarbozon und wird in Form eines schwarzen Pulvers hergestellt, das dann zerstäubt wird. Auf unserem Bild sehen wir den Gelehrten bei Versuchen mit einer weißen Ratte, die erst durch Gas vergiftet wurde, dann aber mit Hilfe des Oxycarbons wieder geheilt werden konnte. (Atlantic, K.)

Heim und Hof

Das Frühbeet braucht Strohdecken

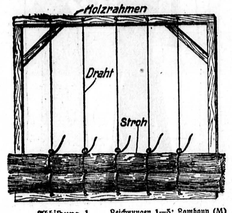


Abbildung 1 Zeichnungen 1—5: Zamboni (M)
Der Holzrahmen wird mit Fäden bespannt

Abbildung 2
An den Enden der Decke wird ein gesondert gebundenes Strohbündel festgeschlungen

Ein mit Pferdedung bepackter Frühbeetkasten erwärmt sich und hält den Frösten kalter Frühjahrsnächte nur stand, wenn er bei Sonnenuntergang mit einer Strohdecke abgedeckt wird. Wenn jetzt im Winter in Garten und Feld weniger zu tun ist, dann ist es Zeit, für die Saaten im Frühbeet solche Strohdecken zu flechten. Sie haben nicht nur den Frost abzuhalten, sondern sollen auch zu einer gleichmäßigeren Wärme im Mistbeet verhelfen, was für empfindlichere Saaten und auch für Frühkulturen wichtig ist.

Für solche Decken brauchen wir langes Roggenstroh, das aber nicht mit der Maschine, sondern mit der Hand gedroschen sein muß. Vorsichtig — wenn auch nicht nötig — ist es, etwas Rohr zwischen das Stroh zu nehmen, da dann die Feuchtigkeit von den Decken besser abgeleitet wird. Reine Rohrdecken halten nicht so gut warm wie Strohdecken. Sodann müssen wir uns einen Holzrahmen bauen, und zwar in der Größe, in der die einzelnen Decken zu flechten sind. Wir sehen auf den Abbildungen 1 und 3 solche Rahmen, wie man sie sich leicht aus einfachen Latten zusammenbauen kann.

Im Abstand von je 20 cm schlägt man nun auf der Ober- und Unterkante des Lattengestells Nägel ein und spannt von einem zum andern je einen guten Bindfaden. Manche Praktiker verwenden auch Draht zu diesem

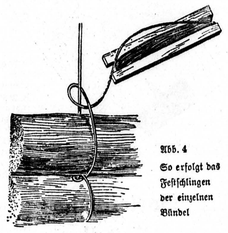


Abb. 4
So erfolgt das Festschlingen der einzelnen Bündel

Abbildung 5
Wie die fertige Decke im Schnitt aussieht

Zweck. Und nun wird an diese gespannten Fäden das Stroh, mit etwas Schilf vermischt, bündelweise festgeschlungen. Die Abbildungen 3 und 4 zeigen uns diese Arbeit. Die Fäden, die zum Festschlingen genommen werden, hat man sich vorher auf Holzleisten aufgewickelt. Das erste Bündel Stroh wird vorher noch gesondert mit einem Faden oder Draht umwunden und durch reichliche Verwendung von Rohr oder auch einer Weidenstrebe verstärkt, denn es wird später beim Aufs- und Abdecken der Kästen besonders angegriffen. Das Stroh wird bei diesen Arbeiten immer so gelegt, daß die Aehren zum größten Teil nach innen kommen. Von der Stärke der einzelnen Bündel hängt die Stärke der Decke ab. Den Schluß bildet wieder ein besonders gefülztes Strohbündel. Nachdem schneidet man die Seiten der Decke glatt und kann das Ganze nun von dem Holzrahmen abnehmen, wobei die Fadenenden verknotet werden.

Strohdecken, die wir auf solche Weise leicht selbst herstellen können, lassen sich naturgemäß auch für andere Zwecke als Kälteschutz verwenden.

Mangel an Humus auf Wiesen und Weiden

Lange Zeit wurde der Steigerung der Ernten auf dem Ackerlande weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt als der Hebung des Zustandes von Wiesen und Weiden. Während man durch eingehende Untersuchungen längst wußte, daß den Feldern je nach Boden und Kulturen — alle zwei bis vier Jahre — eine gewisse Menge Stallmist verabreicht werden muß, damit unter gleichzeitiger Anwendung mineralischer Dünger hohe Erträge dauernd erzielt werden können, wurde das weite Grünland mit minderwertigem und meist humusarmem Kompost abgefertigt, und dieses geschah häufig nicht einmal regelmäßig. Auch Wiesen und Weiden mit Stallmist zu düngen, wie es z. B. im Allgäu längst üblich ist, daran dachten die wenigsten Landwirte. Erst in den letzten Jahren ist darin eine Wandlung eingetreten, aber immer noch stehen wir in der Verbesserung unserer Grünlandflächen erst auf halbem Wege. Aber immer mehr wird durch Aufklärung und eigene Erfahrung die Weide als billigste und zuverlässigste Futterquelle für unser Vieh im Sommer, gutes Wiesenheu aber als höchst wertvoll für die Winterfütterung anerkannt. Und heute ist es wichtiger und notwendiger denn je, die Erträge auf den eigenen Futterflächen sowohl nach Menge als nach Güte zu steigern, um uns auch in dieser Hinsicht vom Auslande so viel als möglich frei zu machen. Pflege, Düngung und neuzeitliche Nutzung des Grünlandes verdienen bei diesen Bestrebungen die höchste Beachtung.

Sollen aber diese Maßnahmen von Erfolg gekrönt sein, dann dürfen wir eines nicht außer acht lassen: die Humuszufuhr auf unsere Wiesen und Weiden. die im Ackerbau schon von alters her als wichtigste Forderung gilt. Ein alter Praktiker hat einmal gesagt: „Die Wiese ist die Mutter des Ackerlandes", und er hat mit diesem Spruch vollkommen recht. Ueberläßt die Wiese doch ihre ganze Kraft, verarbeitet durch den Tiermagen, in Form von Mist ihren „Kindern", d. h. den Ackerflächen. Nach dem Schnitt — es geschieht meistens noch zu früh und in der sonnenreichsten Zeit — ist die ausgedehnte Wiesennarbe schonungs- und schutzlos der sengenden Sonnenglut preisgegeben. Zuvor hat das überständige Futter Licht und Luft vom feinen Bodengras, das der Grasmäher stehen lassen würde, abgehalten, so daß es erstickte. Nun beschattet nichts den Boden, nichts regt neues Wachstum an, und erst nach Wochen beginnen die fast verdorrten Wurzelstöcke der Gräser wieder langsam auszuschlagen. Die derart vernachlässigte Wiese aber bringt nicht einmal einen zweiten Schnitt oder doch nur einen ganz kümmerlichen Ertrag. Selbst eine Stickstoffdüngung als unmittelbare Eiweißquelle kann auf solch verwahrlosten, humusarmen Grünland nicht mehr viel helfen.

Wer daher nun diesem mehr und besseres Futter ernten will, der trage Sorge für eine Bedeckung von Stallmist oder humusreichem Kompost wenigstens alle vier Jahre. Viele Bauern geizen damit, weil sie ihren Feldern keinen Zentner, geschweige denn gleich ganze Fuder Stalldung entziehen wollen. Sie sollen aber bedenken, daß die gedüngten damit versorgte Wiese oder Weide mehr und besseres Futter und als Folge davon mehr und gehaltvolleren Mist liefert.

Der Stalldünger übt auf Bodenbeschaffenheit, Gare und Bodenbakterien einen äußerst günstigen Einfluß aus und steigert außerdem vorteilhaft die wasserhaltende Kraft des Bodens — auch geringere Niederschläge, selbst der Tau, werden dadurch besser ausgenützt. Die Bedeckung mit Stallmist wirkt auch äußerst günstig auf Verbindung der Grasnarbe, besonders auf die Neubildung der feinen Untergräser. Dieser günstige Einfluß hält mehrere Jahre an. Bei regelmäßiger Wiederholung der Stallmist- oder Kompostdüngung bildet sich mit der Zeit eine leistungsfähige Wiese oder Weide, die im zeitigen Frühjahr schon ausgetrieben, nach dem Schnitt oder Abweiden sich sofort wieder begrünt, mineralische Düngergaben, namentlich Stickstoff, mit wesentlich höheren Erträgen lohnt und auch längere Trockenperioden ohne Nachteil übersteht. Stallmist und Kompost können nicht nur im Spätherbst oder Winter ausgebracht werden, wie man heute vielfach noch sieht, sondern schon mit gleichem oder sogar oft besserem Erfolge nach dem ersten Schnitt. Dieser Umstand ist ein großer Vorteil für den Landwirt, kann er sich doch bei der Wiesendüngung darnach richten, wenn er Zeit und gutes Wetter zur Verfügung hat. Der mit verrottete Stalldünger wird auch nicht flächenweise verabreicht, sondern gleichmäßig über die ganze betreffende Grünlandfläche verteilt. Auch gehe man besser sparsam mit kleiner Menge (120 bis 180 dz je Hektar) Stallmist und dünge dafür öfter.

Auf den Weiden ist der Kot der Tiere mit der Gabel oder einem Fladenverteiler auseinanderzuziehen, damit er der ganzen Fläche möglichst zugute kommt. Wohl hat dieser organische Dünger bereits eine gute Wirkung, aber diese darf nicht überschätzt werden. Er reicht jedenfalls nicht aus, um den nötigen Humus auf die Wiesen zu bringen, damit die erforderliche Bedeutung und Gare erzielt wird. Die Weiden müssen nun so öfter mit Stallmist bedeckt werden, je weniger Niederschläge das betreffende Gebiet aufweist. Die Stallmistgare schützt vor Dürre und ermöglicht bessere Ausnutzung selbst geringer Niederschläge. Wird der Dünger nach dem ersten Abweiden ausgebreitet, dann kommt er auf solchen Weiden zur besten Ausnützung. Es wird dabei auch der Umstand berücksichtigt, daß das Rindvieh jene Weiden, die im Winter mit Stallmist bedeckt wurden, im Frühjahr bei noch wenig sonnigem Wetter nicht gern annimmt, wohl aber solche fast immer anstandslos. Die nach dem ersten Abweiden oder im Sommer mit Stallmist versehen wurden.

Wer auf seinem Grünland — Wiesen und Weiden — mehr und wertvolleres Futter erzielen und dadurch mehr und billiger Milch erzeugen will, der mache sich die vorstehenden Ausführungen zunutze. Er erfüllt damit die Vorbedingung für eine möglichst hohe Ausverwertung der Stickstoffdüngung, aber auch die Forderung der Zeit, seine Wiesen und Weiden zur besten und billigsten Eiweißquelle zu gestalten.

M. P.

Praktischer Ratgeber

Landtechnische Arbeiten im Februar. Der Bauer findet in diesem Monat nur an wenigen witterungsgünstigen Tagen Gelegenheit, Außenarbeiten zu verrichten. Sein Hauptaugenmerk richtet er auf die Verbesserung des inneren Wirtschaftsbetriebes und auf die seiner Ortsgemeinde. Zu empfehlen ist, in jedem Dorf eine Wiehnage aufzustellen, gemeinsam zu verwalten und zu benutzen. — Alle Landmaschinen und Landgeräte sind sorgfältig einzufetten, deren Eisenteile gegen Rost und gelegentlich Fäulnis geschützt. Der Bauer wird auch darauf zu sehen haben, ob nicht an seinen Maschinen und Geräten von der letzten Benutzungszeit her Schäden und Mängel vorhanden sind. Gerade jetzt haben die Ausbesserungswerke für Landmaschinen und Landgeräte genügend Zeit, um alle Fehler sorgfältig beseitigen zu können, damit im zeitigen Frühjahr alles in Ordnung ist und ohne Umstände Verwendung finden kann. — Größere Landmaschinen, die der Bauer nicht selbst auf vorhandene oder drohende Schäden hin prüfen kann, sollten von einem Fachmann eingehend durchgesehen werden. — Die gefrorene Erde ist möglichst auf die Hilfspflege der Zugtiere zu achten. Der Beschlag muß stets in Ordnung sein. Die Hufe sollen täglich gereinigt werden, wobei auf etwaige Fremdkörper in der Sohle zu achten ist. Die Trockenheit der Hufe erfordert die zeitweilige Anwendung einer guten Hufschmiere. Bei den geringsten Anzeichen einer Hufkrankheit ist sofort der Tierarzt zu Rate zu ziehen. Der Bauer vermeidet Quackalbereien und Wunderdoktoren! — Die Arbeiten in Haus, Hof und Stall gehen weiter. Erinnert sei daran, daß der Elektromotor ein allzeit bereiter und zuverlässiger Helfer zum Antrieb aller Arbeitsmaschinen ist. Auf einer Tragbahre befestigt, kann er überall aufgestellt und in Benutzung genommen werden. — Die Bäuerin werden gewisse, im Haushalt, in der Milchkiche, bei der Futterbereitung nützliche Landgeräte sehr willkommen sein. Vornehlich wird dabei an die Verwendung von Elektrogeräten, so Waschmaschinen, Heißwasserbereiter, gedacht. Der Bauer möge sich von seinem Landmaschinenhändler über derartige neuzeitliche Landgeräte für Haus und Hof unterrichten lassen. Zum Schluß ist noch daran zu denken, daß im Hause selbst, im Keller, auf dem Boden, in den Ställen elektrisches Licht in ausreichenden Mengen und in sachgemäßer Anlage vorhanden sein muß. Die alte Stallaterne ist völlig unzureichend. Sie ist feuergefährlich und begünstigt durch die trübe Lichtquelle die Unfallgefahr. Mk.

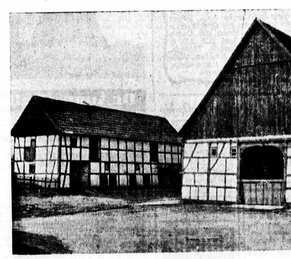
Arbeitspferde werden mit Kohlrüben gefüttert. Die Wirtschaften sind keineswegs mehr so selten, wo Arbeitspferden der Futterhafer durch Kartoffeln ersetzt wird. Man unterstützt, ob man gedämpfte Kartoffeln vielleicht durch gelbe rohe Kohlrüben austauschen könne, und fand, daß 1 kg gedämpfte Kartoffeln durch 4,12 kg frische rohe Kohlrüben ersetzt werden können. Die Kohlrüben müssen zur Verfütterung geschnitten werden. Bei sauberer Zubereitung treten keine Futterkrankheiten auf. Mit bestem Erfolge wurde z. B. nachstehende Ration je Tier und Tag verabreicht: 23 kg Kohlrüben, 2 kg grüne Melasse, 1,2 kg Kraftfutter und 7 kg Heu. Die Kohlrüben lassen sich zur Hälfte auch durch Futterrüben austauschen. Dr. E.

Lederbehandlung

Schuhe, Handschuhe und Handtaschen bedürfen guter Behandlung, wenn man den vollen Nutzen von ihnen haben will. Handschuhe sollte man immer, wenn man sie weglegt, regelrecht auflösen und dann glatt in einen Kasten legen. Dieser Kasten darf nicht an einem feuchten Ort stehen, da Lederhandschuhe dann sehr leicht Steckfleck bekommen. Haben Wildlederschuhe, Handschuhe und Taschen blanke Stellen bekommen, so reibt man diese ganz zart mit feinem Glaspapier ab. Sind braune Schuhe sehr schmutzig geworden, so wäscht man sie mit einem Schwämmchen ab, das man in einem warme Milch getaucht hat, in dem ein Stück Soda aufgelöst wurde.

Haben Sie schon einmal versucht, alte Krägen der männlichen Familienmitglieder als Putzlappen zu verwenden? Wenn die Stärke herausgewaschen ist und das Wäschestück recht weich wurde, eignet es sich vorzüglich zum Putzen von Türklinken und Möbeln, weil man einen langen schmalen Streifen hat, der, mit beiden Händen angefaßt und geführt, über die geputzten Gegenstände hin und hergezogen werden kann. Es geht nachmal so schnell, als wenn mit einer Hand und einem kurzen Lappen nur gerieben wird! M. P.

Vom niedersächsischen Bauernhaus



Gewiß kennt jedermann die einfachen und doch schmucken Bauernhäuser im niedersächsischen Lande. Diese Häuser haben eine jahrtausende lange Entwicklung aufzuweisen, wie gerade Ausgrabungen in jüngster Zeit beweisen. Das niedersächsische Bauernhaus ist aus dem germanischen Einraumhaus hervorgegangen, das meistens 6 Meter breit und 10 Meter lang war. Und so besteht seine Eigentümlichkeit, die in keinem Haus eines anderen deutschen Landesteiles wiederkehrt, heute noch darin, daß alle für Menschen, Vieh und Vorräte bestimmten Räume unter einem Dach vereinigt sind. Ein breites Tor führt auf die gewaltige Diele, zu deren beiden Seiten sich Kuh- und Pferdestall befinden. An ihrem hinteren Ende steht der Herd und dahinter die Wohn- und Schlafräume. In älteren Häusern gibt es sogar noch keinen Rauchabzug, und die Betten sind als Wandschränke angebracht. Mit seinen oft kostbaren Schätzen an altem Hausgerät, den altgermanischen Pferdeköpfen am Giebel und seinem tiefgedruckten Strohdach gehört das niedersächsische Bauernhaus mit zum kostbarsten Besitz der deutschen Landschaft. (Brandt, K.)

Februar

1936

5. Jahrgang – Nr. 6

Sonntag, 9. Februar 1936

Verlagspostanstalt Paderborn

Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

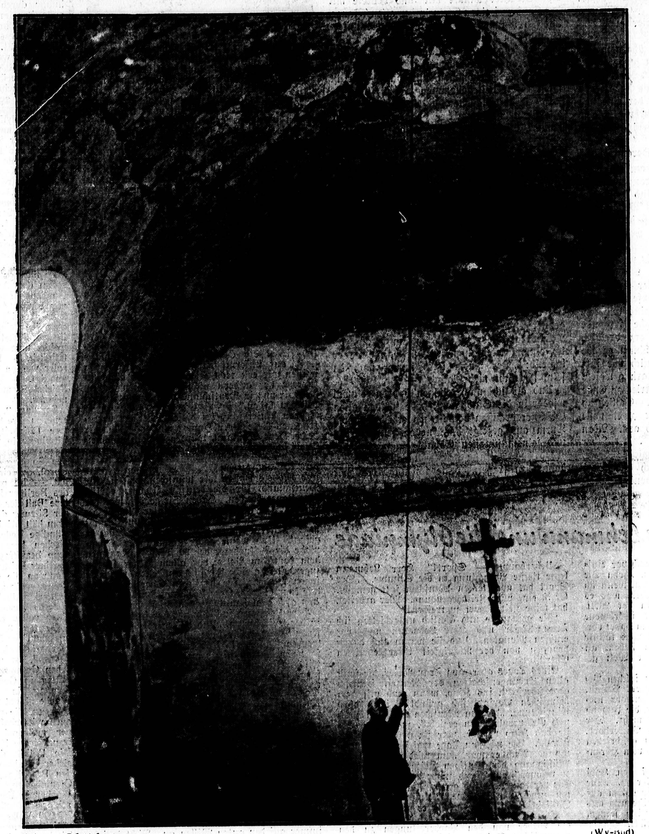
Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Stunde im alten Turm

Als mir jemand dieses Bild des alten Glöckners zeigte, fiel mir die Geschichte einer seltsamen Begegnung wieder ein, die ich erzählen möchte. Man wird vielleicht denken, daß diese Begegnung auf einem Dorf geschah, weit abgeschieden von der großen Straße, die das Leben heißt. Denn wo gibt es heute so etwas noch, daß einer zum Morgen, Mittag und Abend und wann es sonst der Brauch und die Notwendigkeit erheischt, auf den Turm steigt und die Glocke zieht! Das macht in allen Kirchen heute ja viel pünktlicher und bequemer der elektrische Strom! Was braucht sich da noch ein Mensch darum zu mühen! Und tatsächlich ist es ja so, daß das „Elektrische", wie die Leute sagen, den Glöckner längst an die Seite geschoben hat. Aber darum eben ist die Begegnung so wundersam, von der ich sprach, weil hier einer sich gegen das „Elektrische" gewehrt hatte, so sehr, daß man ihm schließlich seinen Willen gelassen hat, wenn auch mit viel unbehaglichem Sträuben und mordsmäßigem Geschimpf. Denn es war doch sogar eine Stadt, in der sich dies ereignet hat, und nicht einmal die kleinste, die also den Ruf der Rückständigkeit wegen dieses eigenwilligen Glöckners in Kauf nehmen mußte.

Das Zusammentreffen mit diesem seltsamen Mann geschah ganz zufällig. Ich weilte in der betreffenden Kirche und war eifrig dabei, mir das alte Baudenkmal aus einer längst vergangenen Zeit und seine vielen kleinen Kostbarkeiten genauer anzusehen. Damals sprach mich ein alter, aber durchaus rüstiger Mann an; er erbot sich, mich durch das Gotteshaus zu führen, und mein anfängliches Mißtrauen legte sich bald, als ich empfand, wie dieser Mann mit all diesen Dingen irgendwie zusammengehören mußte, irgendwie verwachsen war. Nicht als wenn er einen großen künstlerischen Sinn entwickelt hätte, aber er zeigte um so mehr Liebe und ein unbestechliches Gefühl für das Echte und Wertvolle, für das Großartige, auch wenn es sich im Kleinsten verbarg. Ich selbst dachte bald an keine kunstgeschichtliche Erwägung mehr und lauschte nur noch der schlichten Erzählung dieses Mannes. Er sprach sehr langsam und immer in verhaltenem Flüstern wie in Ehrfurcht vor der Würde des Ortes. Die breite schwielige Hand legte er vor die zerfurchte Stirn, wenn er sich auf etwas besinnen mußte. Sein Gesicht war scharf ausgeschnitten, wie es bei solchen ist, die viel und hart zu kämpfen gehabt haben. Dabei war aber alles an diesem Menschen Milde und Güte, jedes Wort, jede Gebärde, jede Bewegung, jeder Schritt.



Alter Glöckner (WV-Bild)

*

Während wir noch vorn im Chor miteinander sprachen, unterbrach der Alte plötzlich, und, ohne nach der Uhr zu schauen, sagte er: „Es wird gleich Mittag sein; da muß ich läuten gehn!" Ich wandte mich zur Sakristei und dachte, daß er gehen würde, dort die elektrische Schaltung zu besorgen. Um so erstaunter war ich, als er sich zur Turmseite drehte und mir bedeutete, ich sollte mit ihm kommen. Also folgte ich ihm durch das Mittelschiff bis unter den alten Turm, und dort stiegen wir, ohne ein Wort zu sprechen, die enge Wendeltreppe hoch, an der Orgel vorbei, bis in den Turmraum, in dem drei Glocken-Geschwister friedlich nebeneinanderhingen und zwar in alten Stühlen, aus denen die Seile zu uns herunterbaumelten. Ich schwieg erstaunt, dann lief ein leises unheimliches Knarren durch das Gebälk und oben aus dem Helm fielen zuerst vier helle, kurze, aber ein wenig heisere, und dann zwölf schwere, dunkle, volle Schläge wie runde Klangballen dumpf in den Turm. Langsam verhallten die Schläge der Uhr. Und schon hing sich der Alte in das Seil der mittleren Glocke und läutete den Mittag an. Ich stand dieweilen still am Turmfenster und sah über die Stadt hinaus, über die vielen bunten Dächer, die spitz und giebelig die langen Züge der Straßen säumten, in denen die Menschen wie Ameisen so klein liefen und hasteten, und Fahrzeuge und Straßenbahnen bis zu mir heraufklirrten. Der alte Turm kam mir vor wie eine Insel des Friedens über des Tages Hast und Gestürm, wie ein heiliger Bezirk im ruhlosen Alltag. Einen solchen Frieden hatte ich noch kaum empfunden wie in dieser Stunde im alten Turm. Ich dachte nur, wie schön das sein müßte, wenn jeder von den Tausenden da unten in den Straßen und auf den Plätzen wenigstens einmal eine solche Stunde haben könnte, so hoch einmal auf das Treiben herunterschauen dürfte. Wieviel müßte der gewinnen an sicherem Maßstab für die Dinge des Lebens, wieviel größer müßten alle Menschen dann denken lernen, und gerechter und tapferer! —

Inzwischen hatte der alte Glöckner längst seine Pflicht getan, die Glocke schwieg schon wieder in ihrem Stuhl. Mein neuer Freund war neben mich getreten und schaute mit mir auf die Stadt hinunter. Nur um etwas zu sagen, fragte ich: „Haben Sie kein elektrisches Läutewerk hier?" Es kam bei dieser Frage ein ganz feines Lächeln um seine Lippen: „Wir sollten eins bekommen," antwortete er, „aber . . ." „Aber?" fragte ich. „Ich wollte nicht" sagte er da und schmunzelte glücklich, wie einer, der

Die Sendung der Glocke

Von Friedrich Schiller

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen

Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

eine große Gefahr verstanden hat. „Ach —" sagte ich und nickte wie verstehend, aber der Alte hatte doch herausgehört, daß ich mir auf diese Sache noch keinen Reim machen konnte, und erzählte dann ausführlich, wie das alles gewesen war vor Jahren, als der Pfarrer die elektrische Anlage schon bestellt und er so lange gebeten und gefleht hatte, bis daß der Pfarrer nachgab und ihn beließ. „Es war kein Trotz," fügte der Glöckner wie entschuldigend hinzu, „und wenn ich einmal nicht mehr bin, und das wird ja solange nicht mehr dauern, dann mag der elektrische Strom das Amt übernehmen. Aber ich hab mich halt nicht mehr trennen können. So ein Amt, das geht einem ein, wenn mans recht tut. Dann sitzt es hier drinnen (dabei zeigte er auf seine Brust), und wenn es da bei so einem Alter noch einer herausreißen will, das geht halt nicht mehr so. Das hängt dann alles zu sehr zusammen."

„Dann sind Sie schon lange hier im Amt?" fragte ich.

„Ich hab's von meinem Vater übernommen. Als der starb, war ich noch ein junger Kerl. Dort haben sie ihn hingetragen," dabei zeigte er zum Friedhof hinüber, „meine liebe Frau liegt da auch einige Jahre und der eine von meinen Söhnen. War noch blutjung, wie so manche, denen ich das letzte Geläut gegeben hab' . . ."

„So haben Sie noch einen anderen Sohn?"

Der Alte nickte, und dabei kam ein freudiges Leuchten über seine Züge; er mußte wohl sehr stolz auf ihn sein. Und dann trat er an die Turmöffnung, die nach Westen hinausgeht. Man sah deutlich, daß diese Oeffnung einmal weit ausgebauen war. Dann erzählte der Alte:

„Es war einen Tag später, als mein Sohn fortgezogen war in den Krieg. Da war ich dabei, wie sie die Glocken hier ausboben. Die zwei größten mußten wir opfern. — Ich gab meinen Sohn, der Turm seine Glocken. Damals sind wir unzertrennliche Freunde geworden. Mir wollte das Herz brechen, aber als ich sah, wie der alte Turm gerade und aufrecht stand, hab' ich mich vor ihm nicht schämen wollen und bin stark gewesen. Dann kam die Zeit, in der der Krieg zu Ende sein sollte. Viele kamen heim. Schließlich bekam der Turm auch wieder zwei neue Glocken. Aber mein Sohn blieb aus. Man hatte uns geschrieben: Vermißt . . . Aber als der Turm seine Glocken wieder hatte, hab' ich gedacht, nun wird' ich alle Tage läuten, morgens, mittags und abends. Vielleicht würden die Glocken ihn heimrufen . . . Und wenn ich unten auf dem Kirchplatz stand und zum Turm hinauffah, und ihn fragte, schien er mit dem Heim zu nicken: Ja."

„Und ist er dann wiedergekommen?" fragte ich gespannt.

„Ja, die Glocken haben ihn heimgerufen. Es waren schon viele Monate verstrichen. Im Sommer war's, an einem heißen Mittag. Und als ich vom Turm kam, stand er unten in der Kirche und wartete auf mich. Das war der schönste Tag, den ich hier im Turm gehabt hab' . . ." Ganz schlicht sagte das der Alte, und eine dicke Träne zog dabei eine feuchte Spur über seine eingefallene Wange.

Wir schwiegen lange. Die Turmuhr schlug dreiviertel und knurrte unwillig, daß sie ihren Mittagsschlaf nicht ungestört halten konnte. Der Glöckner winkte mir und deutete mit der Hand auf einen Stein in der alten Mauer. Ich sah hin und las zwei Daten, die untereinander in den Stein geschlagen waren. Ich sah ihn fragend an und er erklärte mir, auf die oberen Zahlen deutend: „Da sind die Glocken heimgekommen und da — da ist mein Sohn heimgekommen . . ."

Ich stand erschüttert.

„Wenn nun nachher das „Elektrische" kommt, wird das alles vergessen sein. —"

*

Ich schaute noch einmal durch die Turmfenster hinunter auf die Stadt. Mir war, als wäre ich einen ganzen Tag hier oben gewesen, und es war doch nur eine knappe Stunde. Langsam stiegen wir die enge Treppe wieder hinunter in die Kirche. Mit einem großen eisernen Schlüssel schloß er die Turmtür hinter uns ab. Wie einer sein Eigentum abschließt. Oder auch wohl sein Herz. Denn nun war der Glöckner wieder ganz leutselig und sprach von tausend Dingen, wie Menschen untereinander sprechen, die sich flüchtig begegnet sind. Als wir uns auf dem Kirchplatz verabschiedeten und ich ihn fragte, ob ich einmal wiederkommen dürfte, meinte er lachend: „Der Turm wird immer noch da sein, ich nicht mehr lang'." —

Und als ich nach einigen Jahren einmal wieder in die Stadt kam, habe ich den alten Glöckner draußen besucht, wo er es mit vom Turm aus gezeigt hat, neben seiner Frau und seinem jüngsten Sohn. — — —

Ob das „Elektrische" nun gekommen ist, danach zu fragen, hatte ich nicht die Zeit mehr. —

Frau Meier, Herr Lehmann und die Olympiade

„Nee, nee!" sagte Frau Meier noch vor einigen Monaten zu Herrn Lehmann, „gehn Sie mir weg mit dem Sport! Jedesmal, wenn ich die Zeitung aufschlage, um zu sehen, was es über Nacht Neues gegeben hat in der Welt, stolpere ich über gebrochene oder überbotene Rekorde und komme mir ganz dumm dabei vor. Das Schöne, teure Zeitungspapier! Was könnte doch da, wo die Sportnachrichten stehen, an interessanten Nachrichten aus aller Welt gebracht werden!"

Herr Lehmann nickte damals zu solchen Bemerkungen der Frau Meier begeistert Beifall. Er sog behaglich an seinem Pfeifenrohr und seufzte dann: „Ja, ja Frau Meier, die Jugend von heute! Sie hat keine Ideale mehr. Der selige Schiller verstaubt auf dem Bücherbord, und daß Goethe einmal den Faust geschrieben hat, weiß die Jugend auch nur noch vom Hörensagen."

„Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen!" stimmte ihm Frau Meier zu. „Die heutige Generation löst das Rassenproblem auf andere Weise: Sie gerät vor Begeisterung aus dem Häuschen, wenn Max Schmeling seinem Boxgegner die Faust aufs Auge drückt."

Mit dem 1. Preis ausgezeichnet
Bei der Rassehundeschau im Rahmen der „Grünen Woche" in Berlin wurde von den Preisrichtern der deutsche Schäferhund „Glotad von Burg Fasanental" mit dem ersten Preis ausgezeichnet. (Scherl Bilderdienst, K.)

„Ueberhaupt — Sport!" Herr Lehmann legte tiefste Verachtung in die Stimme. „Der Sport hat noch keinen Menschen satt gemacht. Er ist eine pure Zeitvergeudung. Wer arbeitet, hat keine Zeit, Sport zu treiben!"

Wie gesagt, so und ähnlich unterhielten sich Frau Meier und Herr Lehmann noch vor einigen Monaten. Und sie waren tief durchdrungen von der Richtigkeit ihrer ehrlichen Entrüstung.

Eines Tages aber ging Frau Meier, die sonst allen Errungenschaften der Neuzeit skeptisch gegenüberstand, ins Kino, wenn auch mit dem heimlichen Vorsatz, sich gründlich über diese Einrichtung, „die den Menschen nur zum Zeitund Geldvergeuden erzieht", zu ärgern. Als sie das Kino verließ, war sie nachdenklich gestimmt. Am nächsten Tage traf sie Herrn Lehmann. Auch er war, „um wieder einmal zum Müßiggang der heutigen Zeitgenossen Anstoß zu nehmen", am Abend zuvor im Kino gewesen. Sie vertrauten es sich gegenseitig an und wagten zunächst nicht, eine Meinung zu äußern. Schließlich hielt Frau Meier es nicht mehr aus.

„Herr Lehmann", sagte sie, „haben Sie auch die Bilder von den Vorbereitungen zu den Olympischen Spielen gesehen?"

„Hab ich", antwortete Lehmann mit mißtrauischer Zurückhaltung. Er sog heftig an seiner Pfeife und versank in Tabakschwaden und Schweigewolken. Da lächelte Frau Meier ihn verlegen von der Seite an. „Alles im Leben hat schließlich seine zwei Seiten", bemerkte sie diplomatisch. „Auch der Sport."

Jetzt wußte Herr Lehmann, daß sich bei Frau Meier die Grundlage ihrer Anschauung über sportliche Ertüchtigung der Jugend verschoben hatte. Also brauchte auch er mit seinen neuen Erkenntnissen nicht mehr hinter dem Berge zu halten.

„Sehen Sie, Frau Meier, da liegt der Hase im Pfeffer", sagte er mit großartiger Betonung. „Auf die richtige Anwendung kommt es an. Auf die Weckung des Nationalgefühls, wenn ich mich mal so ausdrücken soll. Auf den Nationalstolz, sehen Sie!"

Nun geriet auch Frau Meier ins richtige Fahrwasser. „Freilich, freilich, Herr Lehmann! Man muß sich von seinen altmodischen Vorstellungen freimachen. Schiller und Goethe in allen Ehren, aber wenn sie heute noch lebten, würden sie wahrscheinlich auch auf der Seite der Jugend stehen."

„Nicht nur das, Frau Meier. Sie würden erkennen, daß Voraussetzung für die Fortpflanzung der Nation ein gesundes Geschlecht ist. Gesundheit erzielt man aber nicht in negativer Kritik an neuen Reformen, sondern durch Unterstützung aller Bestrebungen, die der Ertüchtigung der Jugend, der Erziehung zu einem kraftvollen Geschlechte dienen."

„So gesehrt kann ich mich nun nicht ausdrücken, Herr Lehmann", gestand Frau Meier, „aber als ich gestern in der Wochenschau die Japaner und Amerikaner sah, die ingwischen in Deutschland eingetroffen sind, um an der Winter-Olympiade teilzunehmen, da sagte die mir doch in meinem kaufmännischen Verstande: Konkurrenz belebt Geschäft! Womit ich ausdrücken will, daß unsere Jungs und Mädels alles hergeben müssen, um gegenüber der ausländischen Konkurrenz in Ehren zu bestehen."

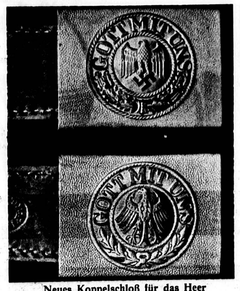
Herr Lehmann ließ vor Staunen über diesen Gesinnungswechsel der Frau Meier seine geliebte Pfeife kalt werden. Daß er selbst die gleiche innere Wandlung vollzogen hatte, kam ihm dabei garnicht zum Bewußtsein. „Eben, eben!" fiel er ihr geistesklick ins Wort, „darauf kommt es an, daß wir uns von den Japanern und Engländern und Kanadiern nicht ins Bockshorn jagen lassen. Denn schließlich findet die Olympiade ja in Deutschland statt, auf unserm teuren Heimatboden. Da müssen wir erst recht zeigen, daß wir die Konkurrenz der andern nicht zu fürchten haben, daß wir uns in Deutschland vom Ausland nicht besiegen lassen."

Frau Meier fand bei dieser begeistert vorgetragenen Rede ihren Humor wieder. „Na, wir beide, Herr Lehmann, würden ja sein abgeschieden!" lachte sie. „Nee, nee, von uns wollen wir lieber nicht in der Mehrzahl reden. Wir haben den Anschluß verpaßt. Aber unseren Jungs und Mädels wollen wir wünschen, daß sie für Deutschland, für die deutsche Jugend ehrlich eine Lanze brechen. Haben Sie gehört, was der Führer der Japanischen Winter-Olympiade Komi hält Ministerpräsident Mussolini eine zweistündige Rede. — Mit der Leitung des thüringischen Innenministeriums wird Staatsrat Ortlepp beauftragt. — Auf dem 7. Internationalen Reiturnier fällt der „Preis von Deutschland" an die deutschen Turnierteilnehmer. Der Führer weilt am Sonntag bei dem Turnier in der Deutschlandhalle. — Im ganzen Reich findet die 5. Straßensammlung für das Winterhilfswerk einen vollen Erfolg.

Montag, 3. Februar. Der Sachverständigenausschuß der Sanktionskonferenz, der die Durchführbarkeit einer Erdölsperre gegen Italien prüfen soll, ist unter dem Vorsitz des mexikanischen Gesandten in Paris, Gomez, Montag vormittag in Genf zusammengetreten. — Die am Sonntag in Paris begonnene diplomatische Woche nimmt ihren Fortgang mit neuen Besprechungen, die nicht nur rein politischer, sondern auch wirtschaftlicher Art sein dürften. — In einer außenpolitischen Betrachtung warnt die französische Zeitung „Liberté" vor den Sowjets. Die Politik der Volksfront treibe Frankreich sicher in einen Krieg. — Der Führer empfängt den Präsidenten des Organisationskomitees der Olympischen Winterspiele. — Die „Grüne Woche" in Berlin hat Sonntag ihre Pforten geschlossen. Sie hatte eine Besucherzahl von 285 000 Volksgenossen aufzuweisen. — Für die nächste Tagung des Völkerbundsrates schlägt Titulescu Bukarest vor.

Dienstag, 4. Februar. Garmisch Partenkirchen steht ganz in Erwartung des Beginnes der Olympischen Winterspiele. — Vor dem Unterhaus äußert Eden sich über die augenblicklichen englische und die Weltpolitik bewegenden Ostafrikafragen, besonders bezüglich Abessinien und Aegypten. — In Budapest ist man einer gefährlichen kommunistischen Verschwörung auf die Spur gekommen. 15 Rädelsführer werden verhaftet. — Gegenstand des diplomatischen Treffens in Paris ist die „kollektive Sicherheit". — Die von Schneestürmen begleitete neue Kältewelle in den Vereinigten Staaten richtet große Schäden an. — Der nationalsozialistische Landesgruppenleiter der Schweiz, Wilh. Gustloff, ist von einem jüdischen Studenten in seiner Wohnung in Davos meuchlings erschossen worden. Der Mörder ist jugoslawischer Staatsangehöriger und gab bei seiner Verhaftung zu, daß er die Tat aus politischen Gründen begangen und damit das Regime in Deutschland treffen wollte.

Mittwoch, 5. Februar. Die feige Mordtat des Juden David Frankfurter ruft in der ganzen Schweiz und darüber hinaus in der Welt größte Bestürzung hervor. Von schweizerisch-amtlicher Seite wird Gustloffs korrektes Verhalten anerkannt. Der deutsche Gesandte wird bei Bundesrat Motta vorstellig und gibt der Erwartung Ausdruck, daß die schweizerische Regierung der feigen Mordtat eine strenge Sühne folgen lasse. — Der Stellvertreter des Führers verfügt Mitgliedersperre für die NS-Frauenschaft. — Der neue deutsche Gesandte in der Tschechoslowakei überreicht sein Beglaubigungsschreiben dem tschechischen Ministerpräsidenten Dr. Benesch.



Neues Koppelschloß für das Heer
An Stelle des bisherigen Koppelschlosses mit Schließhaken für die Unteroffiziere und Mannschaften des Heeres wird ein neues Koppelschloß aus Leichtmetall eingeführt, das in der Farbe der Feldbluseninöpfe gehalten ist und das auf der Vorderseite das Hoheitsabzeichen mit der Umschrift „Gott mit uns" trägt. Wir zeigen oben das neue, darunter das bisherige Koppelschloß. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die 7 Tage

Donnerstag, 30. Januar. Der Tag der Wiederkehr der nationalsozialistischen Revolution wird im ganzen Reiche unter großer Anteilnahme der ganzen Volksgemeinschaft feierlich begangen. Auf einem Appell der Alten Garde der SA im Berliner Lustgarten hält der Führer eine Ansprache. — Im Mittelpunkt der Schulfeiern im ganzen Reiche steht die große Ansprache des Reichsministers Dr. Goebbels an die deutsche Schuljugend. — Der Führer dankt in aller Oeffentlichkeit für die ihm überaus zahlreich zugegangenen Glückwünsche zum Wiederkehr des Tages der Machtübernahme. — Sarraut gibt seine Regierungserklärung bekannt. — Auf der Tagung des italienischen Ministerrats spricht Mussolini über Vorkehrungsmaßnahmen zur großen Regenzeit. — Die Führertagung des NSLB wird im „Hause der deutschen Erziehung" durch Gauleiter Wächtler, dem Hauptamtsleiter im Hauptamt für Erziehung, eröffnet. — Der Führer empfängt die Hauptschriftleiter der NS-Presse.

Freitag, 31. Januar. Vom abessinischen Kriegsschauplatz werden von abessinischer sowohl als auch von italienischer Seite die neuesten Kampfberichte veröffentlicht, die zum Teil widersprechende Nachrichten bringen. — Italien erhebt Einspruch gegen die Beteiligung Aegyptens an den Sühnemaßnahmen. — Der griechische General Kondylis erliegt einem Schlaganfall. — Aus Schanghai meldet die „Taß", daß dort ein Munitionslager in die Luft geflogen sei, wobei es 50 Tote und 100 Verletzte gegeben haben soll. — Die Gerüchte im Umlauf sind, die den Tod des Generals Kondylis auf Vergiftung zurückführen wollen, wird eine gerichtliche Leichenöffnung angeordnet. — Die Abstimmung in der französischen Kammer erbrachte für die neugebildete Regierung Sarraut ein Mehr von 196 Stimmen.

Samstag, 1. Februar. Das politische Wochenende in Paris steht u. a. im Zeichen eines Besuches Litwinows bei Flandin. — Baldur von Schirach eröffnet im Berliner Sportpalast vor 15 000 Jungarbeitern den Reichsberufswettkampf. „Die tüchtigsten Jungarbeiter und -arbeiterinnen sollen den Adel der neuen Zeit bilden". — In Dortmund spricht Reichsleiter Alfred Rosenberg vor 50 000 Angehörigen der Hoesch-Werke. — Ein abessinischer Heeresbericht meldet den Sieg über eine Schwarzhemdendivision, die völlig vernichtet sein soll. — An der Nordfront meldet man wieder erhöhte italienische Fliegertätigkeit. — Die zum Tode verurteilten Südtiroler werden zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. — Vom 6. bis 16. Februar wird der Reichskriegsminister an der Olympiade teilnehmen.

Sonntag, 2. Februar. Französische Zeitungen erheben ihre Stimme gegen die überaus geschäftige Tätigkeit des sowjetrussischen Vertreters Litwinow in Paris. — Im Mittelpunkt der Pariser Diplomatenbesprechungen steht am heutigen Sonntag besonders der rumänische König Karol, der eine ganze Reihe Empfänge geltig hat. — Im prächtig geschmückten Marmorsaal des Berliner Zoo findet der alljährlich abgehaltene Ball der deutschen Presse statt. — Auf einer Sitzung des Großen Faschistischen Rates in Rom hält Ministerpräsident Mussolini eine zweistündige Rede. — Mit der Leitung des thüringischen Innenministeriums wird Staatsrat Ortlepp beauftragt. — Auf dem 7. Internationalen Berliner Reiturnier fällt der „Preis von Deutschland" an die deutschen Turnierteilnehmer. Der Führer weilt am Sonntag bei dem Turnier in der Deutschlandhalle. — Im ganzen Reich findet die 5. Straßensammlung für das Winterhilfswerk einen vollen Erfolg.

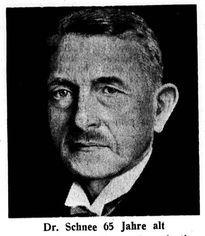
Montag, 3. Februar. Der Sachverständigenausschuß der Sanktionskonferenz, der die Durchführbarkeit einer Erdölsperre gegen Italien prüfen soll, ist unter dem Vorsitz des mexikanischen Gesandten in Paris, Gomez, Montag vormittag in Genf zusammengetreten. — Die am Sonntag in Paris begonnene diplomatische Woche nimmt ihren Fortgang mit neuen Besprechungen, die nicht nur rein politischer, sondern auch wirtschaftlicher Art sein dürften. — In einer außenpolitischen Betrachtung warnt die französische Zeitung „Liberté" vor den Sowjets. Die Politik der Volksfront treibe Frankreich sicher in einen Krieg. — Der Führer empfängt den Präsidenten des Organisationskomitees der Olympischen Winterspiele. — Die „Grüne Woche" in Berlin hat Sonntag ihre Pforten geschlossen. Sie hatte eine Besucherzahl von 285 000 Volksgenossen aufzuweisen. — Für die nächste Tagung des Völkerbundsrates schlägt Titulescu Bukarest vor.

Dienstag, 4. Februar. Garmisch Partenkirchen steht ganz in Erwartung des Beginnes der Olympischen Winterspiele. — Vor dem Unterhaus äußert Eden sich über die augenblicklichen englische und die Weltpolitik bewegenden Ostafrikafragen, besonders bezüglich Abessinien und Aegypten. — In Budapest ist man einer gefährlichen kommunistischen Verschwörung auf die Spur gekommen. 15 Rädelsführer werden verhaftet. — Gegenstand des diplomatischen Treffens in Paris ist die „kollektive Sicherheit". — Die von Schneestürmen begleitete neue Kältewelle in den Vereinigten Staaten richtet große Schäden an. — Der nationalsozialistische Landesgruppenleiter der Schweiz, Wilh. Gustloff, ist von einem jüdischen Studenten in seiner Wohnung in Davos meuchlings erschossen worden. Der Mörder ist jugoslawischer Staatsangehöriger und gab bei seiner Verhaftung zu, daß er die Tat aus politischen Gründen begangen und damit das Regime in Deutschland treffen wollte.

Mittwoch, 5. Februar. Die feige Mordtat des Juden David Frankfurter ruft in der ganzen Schweiz und darüber hinaus in der Welt größte Bestürzung hervor. Von schweizerisch-amtlicher Seite wird Gustloffs korrektes Verhalten anerkannt. Der deutsche Gesandte wird bei Bundesrat Motta vorstellig und gibt der Erwartung Ausdruck, daß die schweizerische Regierung der feigen Mordtat eine strenge Sühne folgen lasse. — Der Stellvertreter des Führers verfügt Mitgliedersperre für die NS-Frauenschaft. — Der neue deutsche Gesandte in der Tschechoslowakei überreicht sein Beglaubigungsschreiben dem tschechischen Ministerpräsidenten Dr. Benesch.

Bilder des Tages

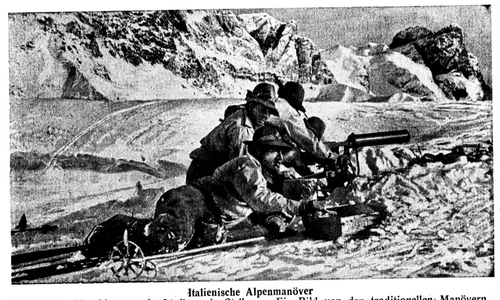
Um den Preis des Reichspropagandaministers
Im schweren Barrierenspringen um den Preis des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda blieben nach mehrfachem Stechen Untersturmführer Temme, Oberleutnant Schlickum und der italienische Kapitän Filipponi (von links nach rechts) übrig, die sich in den Sieg teilten. Reichsminister Dr. Goebbels übergab dem ausländischen Gast seinen Ehrenpreis. (Scherl Bilderdienst, K.)



Dr. Schnee 65 Jahre alt
Am 4. Februar feierte der einstige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Dr. Schnee, seinen 65. Geburtstag. Dr. Schnee wurde 1871 in Neu-Haldensleben geboren, war jahrelang im Auswärtigen Dienst, dann in den deutschen Kolonien Neu-Guinea und Samoa tätig, bis er Gouverneur von Deutsch-Ost wurde, das er zusammen mit Lettow-Vorbeck den ganzen Weltkrieg hindurch erfolgreich verteidigte. (Graphische Werkstätten, K.)

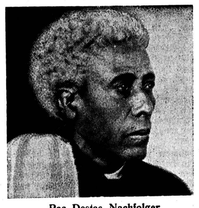
Der Reichsberufswettkampf begann
Mit einer Kundgebung im Berliner Sportpalast, an der rund 20 000 Jungarbeiter sowie viele Ehrengäste der Bewegung, des Staates und der Behörden teilnahmen, wurde der diesjährige Reichsberufswettkampf feierlich eröffnet. Reichsorganisationsleiter Dr. Ley (auf der Rednertribüne) und Baldur v. Schirach richteten Ansprachen an die Jungen und Mädel ganz Deutschlands. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die Winterprüfung für Kraftfahrzeuge
In Bad Harzburg hat die diesjährige Winterprüfungsfahrt für Kraftfahrzeuge begonnen. Das Bild zeigt die Abnahme eines Teiles der Wagen. Insgesamt nehmen 341 Fahrer, darunter 65 Mannschaften, an der Fahrt teil. (Schirner, K.)



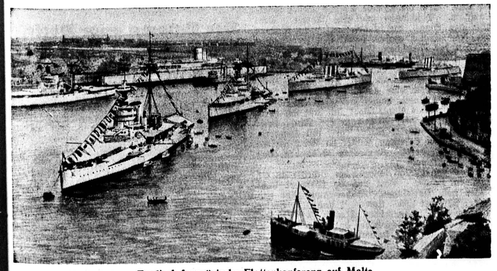
Italienische Alpenmanöver
Italienische Maschinengewehrabteilung in Stellung. Ein Bild von den traditionellen Manövern Italiens in den Alpen, die trotz des abessinischen Feldzuges auch dieses Mal durchgeführt werden. (Pressephoto, K.)

Unruhiges Aegypten
In Kairo ist es dieser Tage wieder zu Zusammenstößen zwischen Studenten und der Polizei gekommen, die von den Kundgebern mit Steinen beworfen wurde. Man sieht ein Polizeiaufgebot im Steinhagel der Studenten. Die Polizisten versuchen, sich durch Stahlhelme und besondere Schutzschilde zu schützen. (Scherl Bilderdienst, K.)



Ras Destas Nachfolger
Der Negus hat den Oberkommandierenden der abessinischen Südarmee, Ras Desta, der bekanntlich in der Schlacht bei Dolo geschlagen worden war, wegen Nichtbefolgung der kaiserlichen Befehle abgesetzt. Sein Nachfolger ist Dedjasmatsch Baltscha (unser Bild). (Scherl Bilderdienst, K.)

Londons Fleischversorgung gefährdet
Die Fleischergehilfen und Transportarbeiter des Londoner Fleischmarktes Smithfield sind Lohnforderungen wegen in einen wilden Streik getreten, der die Fleischversorgung der englischen Hauptstadt ernstlich in Frage stellt. Das Bild zeigt streikende Arbeiter in den Kühlräumen der Fleischverteilungszentrale. (Scherl Bilderdienst, K.)



Englisch-französische Flottenkonferenz auf Malta
Der Befehlshaber der englischen Streitkräfte im Mittelmeer, Admiral Fisher, ist an Bord des Flaggschiffes „Queen Elizabeth" in Malta eingetroffen, wo eine Konferenz mit dem Befehlshaber der französischen Mittelmeerflotte stattfinden soll. (Associated Preß, K.)

Kaisermanöver in Japan
Den letzten alljährlichen Manövern der japanischen Armee wohnte auch der Kaiser von Japan bei, der hier in der Uniform eines Feldmarschalls auf seinem Lieblingsspferd „Weißer Schnee" zur Truppenbesichtigung ausreitet. (Pressephoto, K.)

Die Goldföhre / Von Karl Burkert

In den Hochvogesen haben wir uns kennengelernt. Wie gewöhnlich vorne im Graben. Wir schossen ein jeder gerade um die gleiche Schulterwehr herum, und so nannten wir aufeinander. Gegenseitige Entschuldigung, Vorstellung. Ich mußte plötzlich herauslachen.

Nämlich ein junger Widerpart, ein Leutnant von der preußischen Garde, weiß und blond wie ein Schwede, hatte sich da mit dem Namen eines uralten nordischen Adelsgeschlechtes bezeichnet, eines Adelsgeschlechtes, das nicht nur durch seine ruhmreichen kriegerischen Lebensspuren, sondern auch durch Heldensinn besonderer Art, Heldenstücke, die in ein urfrisches Buch hineingewachsen sind, in Deutschland unsterblich bekannt ist.

Jawohl, ich mußte herauslachen. Einfach unglaublich schien es mir, es sollte da nun auf einmal ein späterer Sproß von jenem unvergeßlichen, weltkühnen Abenteurer vor mir stehen; denn auch der liebe Zufall, mochte er sich hier draußen im Feld bisweilen noch so verschwenderisch und wunderlich gebärden, er hatte doch schließlich seine Grenzen.

Aber es nutzte mir ganz und gar nichts. Die Sache mit diesem Herrn von N. — wir wollen ihn willkürlich so nennen — hatte in der Tat seine volle Richtigkeit. So blieb mir nichts übrig, als zu einer zweiten Entschuldigung anzusetzen, was indessen alsbald mit einem „Aber bitte, bitte, Herr Kamerad!" auf eine fast bestürzte Weise zurückgewiesen wurde, dem ein Händedruck folgte von einer Herzlichkeit, wie ich sie so wesentlich, so tiefmenschlich, so geradezu enorm nur bei preußischen Offizieren, und immer nur wieder bei diesen, kennengelernt und empfunden hatte.

Unsere Regimenter lagen nebeneinander, wir begegneten uns des weiteren öfter, wir wurden Freunde. Und das besagen Briefen, schneebohen Winter, und seither war eine ganze Anzahl von Wochen verstrichen, und nun war es wieder einmal der Februar.

Es ist also der Februar gewesen, und irgendwie um Lichtmeß herum mußte es sein. Vielleicht der dritte, der siebente Monatstag. Man konnte es da draußen, mitten im Wald und Schnee, so genau nicht wissen. Jedenfalls war es ein mehr lieber Tag, mild, tauweich, fast hoffnungsvoll. Droben der Himmel war zwar von allerhand weißgrauen Wolken verhangen, aber sie konnten nur ein dünnes Gewebe sein, mehr ein Schleier, und man ahnte dahinter die Sonne. Wie ein erster, schüchternes Anfliegen wiedererwachenden Lebens raunte es in den Lüften. Man fühlte sich versucht, an Primeln zu hauben, an silbergelbe Palmkätzchen. Die Meisen pfiffen schon ganz munter.

Eine Viertelstunde war ich durch die Gräben gelaufen, den Leutnant von N. wollte ich wieder einmal aufsuchen. Eine kleine Holzfeld über der Tür benannte ihn mit einigem Humor als „Asgard". In den öfflichen feindabgekehrten Bergabhang war er hineingeschachtet. Ein Hang, der vordem mit einem prächtigen Hochwald besetzt war. Nun bot er ein trauriges Bild. Nur noch einzelne Baumstämme waren vorhanden, jeder in halber Höhe entzwei geschossen. Nur in der Nähe des Kompanieführerunterstandes, neben dem des Gardeleutnants, ragte noch so etwas wie eine lebendige Föhre. Und wenn die Granaten auch ihr den Wipfel heruntergefetzt hatten, ein paar schöne Quirle von altmergrünen Aesten waren noch immer übrig geblieben; und jetzt sausten sie leise im Winde.

Herr von N. hatte mich offenbar kommen gesehen, denn nun schloff er aus seinem Asgard hervor, ging mit etliche Schritte entgegen und langte mit herzlich weie immer, die auffallend schmale, doch kräftige Hand hin. Er wollte mich auch sofort in seine Behausung herein haben, aber ich blieb, gegen die Föhre gewendet, noch ein.ge Augenblicke stehen.

„Diese Föhre da," sagte ich, „ist ja soweit ein ganz hübsches Leitfossil, aber dabei der geborene Granatenfänger. — Hat es nicht sein me.nem letzten Hiersein wieder ein paar Bäume da in der Nähe verdrohschen? — Diesen dort, nicht wahr? Ich glaube jenen auch."

Herr von N. blitzte mich an aus seinen blauen, fröhlichen Augen.

„Und was würden Sie also vorschlagen?" fragte er. Und eine herrliche Unbekümmertheit spielte um seinen Mund.

„Ich würde ihn umlegen!" sagte ich sehr sachlich.

„Barbar!" lachte er mit verspitzten Lippen. „Wirklich ein kompletter Barbar! — Diese Goldföhre niederschlagen? Nein, hören Sie mal! — Daß Sie so sein könnten, sehen Sie, davon habe ich ja noch gar nichts gewußt. — Das blitzchen Freude möchten Sie mir so schlankhin zu Kleinholz verhauen? — Nein, das ist nicht Ihr Ernst! — Hören Sie mal, wie es droben so herrlich saust! — Und da haben Sie jetzt die Sonne! Verstehen Sie, die Sonne gehört nämlich notwendig dazu. — Sehen Sie nun, diese wahnwitzig feinen Bronzeäste! Und dann diesen goldrosten, kupferleuchtenden Schaft! — Schon hundertmal habe ich ihn mit den Augen abgetastet. Er erfetzt mir hier draußen den Raffael Santi den Perugino und weiß Gott, was alles. — Mir wird allemal ganz heidnisch dabei, wenn ich ihn ungucke, diesen unvergleichlichen Baum. Mir ist als stünd' da mein frühester Vorfahr vor mir."

Ganz in eine Begeisterung, nein in eine Andacht hatte er sich hineingeredet. Schlank und steil stand er vor mir, gestrafft und fest in den Muskeln. Beinahe selbst wie ein Baum kam er mir vor; so recht wie ein nordischer Waldrecke. Ich sah es, er krank mit Augen und Ohr, sein ganzer Mensch war h.ngerissen, ergriffen. — Immerhin, die Föhre da blieb eine Gefahr. Man konnte es ansehen, wo man wollte. Man hatte doch schließlich schon allerlei erlebt.

„Alles schön und gut!" wendete ich ein. „Aber bedenken Sie die neuen Brisanzgranaten! — Da könnten Sie mal was Hübsches in die Suppe bekommen!"

„Weiß ich, weiß ich!" sagt er mit einer ablehnden Bewegung der Hand. „Die Bankes haben wenig Gemüt. Eigentlich so viel wie gar keins. — Aber, sagen Sie, was geht das uns Wichinger an? Wir haben doch wohl unseren eigenen Lebensstil. — Kommen Sie jetzt — wir spielen doch wieder ein bißchen Schach! — Und meine Föhre, die lassen wir, wie sie ist!"

Wir betraten den Unterstand und setzten uns an den kleinen Tisch, so bequem wie möglich, zurecht. Im Kanonenofchen glommen die Holzkohlen. Temperamentlos, poeslos wie immer. Es bullerte, es krachte nicht, duftete nicht nach ätherischen Oelen, wie brennende Fichtenscheite es getan hätten. Freilich, es machte auch keinen gefährlichen Qualm zum Wechrohr hinaus. Und das war hier die Hauptsache. Eine verräterische Rauchfahne über dem Unterstand, das konnte man hier vorn nicht gebrauchen.

Wir steckten uns eine Zigarette an und stellten unsere Figuren auf.

„Bitte, Sie fangen an!" sagte der Gardeleutnant. „Sie haben jüngst verloren."

Ich machte den ersten Zug. „Sind Sie übrigens nicht bald wieder am Urlaub?" fragte ich nebenhin.

„Die kommende Woche, wenn Sie gestatten!"

„Na, sehen Sie, das ist ein Augenblick, ein Gedanke von hohen Reiz!"

„Oede ich gern zu. Weiß Gott, es ist ja auch die höchste und allerhöchste Zeit!"

„Vielleicht nehmen Sie Ihren Läufer etwas in acht!"

Sodann deckte er die gefährdete Figur.

„Sie reisen vermutlich nach Hause, zu Ihren Eltern?" fragte ich wieder.

„Ja, das auch!"

„Ach so!" sagte ich und blicke unwillkürlich auf das entzückende Mädchenbildnis, das in einem schmalen Rotholzrahmen über meiner linken Schulter an einem rauhen Balken hing.

Herr von N. war meinem Blick gefolgt. Ein warmes Leuchten kam in seine blauen, ehrlichen Preußenaugen. Ein ganz kleines, glückvolles Lächeln krümmte ihm die Mundwinkel. Man sah, er dachte an etwas Urschönes. Eine künftige Stunde glänzte in ihm. Ein leises Rot fuhr ihm die Wange hinauf zur Stirne.

„Sie sind am Zug!" bemerkte ich nach einer We.le. Mir war, als hätte er sich völlig in seine Gedanken verloren. Er saß da wie in einem lüftenden Märchen. Man konnte es deutlich sehen, er dachte kaum noch ans Spiel.

Er langte haftig nach seinem Springer, setzte ihn rasch auf ein anderes Feld.

Unglaublich das! Es war ein offenschtlicher Fehlzug. Ein ganz grober; fast lächerlich. Ein Zug ohne jede Ueberlegung. Nur wer ganz fern mit seinem Geiste war, konnte so etwas tun!

Ich schüttelte stumm den Kopf und zog mit meiner Dame. „Schach!" sagte ich.

„Schach?" fragte er erstaunt. Er schlitzte die hellen Augen auf, wollte es gar nicht glauben.

„Schach und matt, Euer Gnaden!" lachte ich. Und im selben Augenblick machte es draußen: hu.tzuuh! hui.tzuuh!

Man kannte das. Granaten fegten über die Stellung hinweg. Mittelschwere Granaten, 15 Zentimeter. Drunten im Tal krepierten sie. Ein Dröhnen klang herauf. Rings die stillen Waldberge schraken auf, fingen an zu rumpeln, warfen sich den vielfältigen Donner wie einen Ball zu.

„Mein Partner schien es gar nicht zu hören.

„Schach und matt?" fragte er noch einmal, und wie ein großes Verwundern stand es in seinen nun fast kindlichen Augen.

Dann ein furchtbarer Schlag. Die Tür flog in Stücke. Das bischen Fensterglas splitterte wie ein Hagelschauer über unseren kleinen Tisch.

Dem Gardeleutnant riß es plötzlich die Hand zur Brust.

Ohne einen Laut sank er leitlich vom Stuhl. — Nun war er wirklich Schach! Schach und matt! Schach und fertig!

Ein winzig kleiner Splitter hatte es getan. Dem jungen Offizier war er, wie sich nachher herausstellte, mitten ins schlagende Herz gefahren. Mitten hinein in seinen Traum!

Das waren sie, diese Brisanzgranaten!

Am Stamm der Goldföhre hatte sich ihrer eine verfangen. Sie hatte ihn in tausend Fetzen zerrissen. Weit umher lagen die eingrünen, goldroten Aeste.

Charlotte Susa und Hans Albers
in dem Bavaria-Film „Henker, Frauen und Soldaten" (Phot. Bavaria)

Rosen in einer Schicksalsnacht

Erzählung von Franz Friedrich Oberhauser

Es gehört zu den Besonderheiten des menschlichen Lebens, daß Dinge mitunter mehr zu erreichen vermögen als Worte oder selbst Taten. Jegendwie lockern sie die Gefühle und die Gedanken in uns und machen unseren Willen fest, das anscheinend Unerreichbare zu erreichen.

Der Needer Cornelius Rijsman wußte um diese alte, geheimnisvoll wirkende Weisheit nicht, als er über den Rotterdamer Singel ging. Es war Abend. Ein wundervoller holländischer Abend, wie ihn die niederländischen Meister der Farbe in seinen ganzen Stimmungen zu erfassen und wiederzugeben verstanden. Die Schiffsknechte kamen von den Books, ihre hölzernen Klompen machten viel Lärm auf dem hafenseitigen Pflaster. Hinter den gegiebelten, engbrüstigen Häusern mit den bewoglichen Giebelnaschelte es gelan hätten. Freilich, es machte auch keinen gefährlichen Qualm zum Wechrohr hinaus. Und das war hier die Hauptsache. Eine verräterische Rauchfahne über dem Unterstand, das konnte man hier vorn nicht gebrauchen.

Wir steckten uns eine Zigarette an und stellten unsere Figuren auf.

„Bitte, Sie fangen an!" sagte der Gardeleutnant. „Sie haben jüngst verloren."

Ich machte den ersten Zug. „Sind Sie übrigens nicht bald wieder am Urlaub?" fragte ich nebenhin.

„Die kommende Woche, wenn Sie gestatten!"

„Na, sehen Sie, das ist ein Augenblick, ein Gedanke von hohen Reiz!"

„Oede ich gern zu. Weiß Gott, es ist ja auch die höchste und allerhöchste Zeit!"

„Vielleicht nehmen Sie Ihren Läufer etwas in acht!"

Sodann deckte er die gefährdete Figur.

„Sie reisen vermutlich nach Hause, zu Ihren Eltern?" fragte ich wieder.

„Ja, das auch!"

„Ach so!" sagte ich und blicke unwillkürlich auf das entzückende Mädchenbildnis, das in einem schmalen Rotholzrahmen über meiner linken Schulter an einem rauhen Balken hing.

Herr von N. war meinem Blick gefolgt. Ein warmes Leuchten kam in seine blauen, ehrlichen Preußenaugen. Ein ganz kleines, glückvolles Lächeln krümmte ihm die Mundwinkel. Man sah, er dachte an etwas Urschönes. Eine künftige Stunde glänzte in ihm. Ein leises Rot fuhr ihm die Wange hinauf zur Stirne.

„Sie sind am Zug!" bemerkte ich nach einer We.le. Mir war, als hätte er sich völlig in seine Gedanken verloren. Er saß da wie in einem lüftenden Märchen. Man konnte es deutlich sehen, er dachte kaum noch ans Spiel.

Er langte haftig nach seinem Springer, setzte ihn rasch auf ein anderes Feld.

„Die Zeit."

„Die Zeit vergeht. Der Mensch ändert sich, Pieter, ich kenne das Schicksal jetzt; es schlägt mit demselben Schlag, mit derselben Waffe. Ich weiß das jetzt, Pieter."

„Dann ist es gut, Rijksman. Du wirst es abwarten und ertragen müssen. Du wirst Freunde haben."

„Keine."

Stille im Raum. Durch die breiten Fenster blühte dieser wundervolle Rotterdamer Abend stärker auf, ein dunkles, unbeschreibliches Rot über diesem niederländischen Himmel. Draußen das ewige Leben der heimkehrenden und ausfahrenden Schiffe. An den Wänden des Zimmers, auf grauen Regalen stehen die Modelle der ersten Schiffe der Van Meeuwenschen Flotte. Cornelius sieht, wie Pieters Blick über diese Boote streift. Zwei davon haben die Taufnamen getroffen und eines die Klippenzähne erwischt. Er wußte es, er weiß es, er wird es immer wissen. Aber jetzt. Kein Gedanke, der einhakt, der Fuß fassen könnte, keiner, der Pieter besiegen könnte, seine Hand auszustrecken. So hart ist das Schicksal. Kann es denn so hart sein? Plötzlich, Cornelius blickt auf.

„Gertrude," sagte er langsam, „Gertruda ist auf dem Schiff. Sie kehrt zurück, vielleicht nicht mehr, nicht mehr."

Pieter schwieg.

Endlich, nach langem Schweigen hört Cornelius wieder die Stimme Pieters.

„Kannst dich auch an die „Testout" erinnern? An die Caroline Testout? Siehst du, dort drüben, auf dem Ehrenplatz im Fenster, dort stehen die Modelle, die wundervollen Rosen, die Caroline Testout heißen. Und diese Rosen . . ."

„Ich sehe sie," sagte Cornelius langsam und ganz bestaat.

„Du siehst sie. Und ich das Schiff."

Cornelius steht auf. Er geht. Leise schließt er die Tür. Geht die schmale Treppe wieder hinab. Langsam. Geschlagen wie eine Armee. Geht über den Singel, weicht den spielenden Kindern aus, kommt zum Hafen, dankt den freundlichen Grüßen der Menschen. Findet seinen Weg nach Hause. Hat Angst, bodenlose Angst vor dem Hemmeg. Sieht im Geiste schon das Kabel auf dem Tisch über das Schicksal der „Sechs Brüder". Will noch eine kurze Frist haben. Geht in die Nacht hinein, immer weiter. Setzt sich am Waßafen in das kleine Boot und läßt sich durch den Hafen fahren. Mitten in der Nacht steigt er an Land. Geht wieder fort, mit schweren, schwankenden Schritten, immer im Kreis um die Pieterson-Reederei. Immer in Gedanken, daß er vielleicht doch .

Hell und einsam schlagen die Schritte an die stummen Häuser. Dort und da flimmert Licht hinter den Scheiben. Sicher auch Not und Leid. Wie bei ihm. Und . . ., und . . . Stiller werden die Straßen, kein Mensch ist mehr da, nur die Wachtrufe schlendern durch ihren Bezirk. Cornelius weiß, jetzt kommt es darauf an, Mut zu haben, Mut zu fassen und stark zu sein. Er bleibt stehen. Er verlacht es. Die Angst erwischt ihn wieder, treibt ihn weiter. Er hört das Rauschen des Meeres. Er sieht die Klippen. Das Schiff und seine junge Tochter Gertruda.

Immer näher treibt es ihm zu seinem Haus. Und als der erste Morgenschaum auf dem Himmel steht, und die Sirenen der Dampfer zu dröhnen anfangen, da steht er ein. Geht allein die Treppe hinauf. Alles ist leer in den Räumen. Die Leute kommen erst später. Nur der Nachtwächter grüßt verwundert. Cornelius fragt nicht, es alles in Ordnung ist. Das weiß der schon?

Oben hängt ein silbernes Morgenlicht im Kontor. Jögernd fliegt sein Blick auf den Schreibtisch. Nichts! Nichts! Keine Nachricht! Und der nächste Blick sieht auf die Karte, auf die Uhr, die den Stand der Schiffe anzeigt, den Standplatz, die Route, auf der sie sich befinden. Aber dann, ehe er diese Uhr findet, entdeckt er Blumen, Rosen. Diese wundervollen Rosen Caroline Testout. Ganz am Fenster stehen sie. Es sind die Rosen Piersons. Der hat sie geschickt.

Die Rosen, die Rosen!

Er muß sich setzen. Er weiß, bald wird Pieter hier sein und wird ihm das Geld für die verfolgten Landsleute anbieten. Wird ihm bieten, weil Gertruda auf dem Schiff ist. Wird es ihm möglich machen, das Schiff zu retten, wird es ihm ermöglichen, daß wieder alles in Ordnung kommt.

Schwer schlägt sein Kopf auf den Schreibtisch. Eine heiße Erregung treibt durch seine Adern. Er kann nichts denken, er kann nichts tun. Untätig sitzt er da, und draußen entblättert sich der neue Tag. In diesen neuen Tag hinein kommt die Botschaft: „Die Brüder" flott, setzen Reise nach leichter Havarie fort." „Leichte Havarie," wiederholt Cornelius Rijsman. „Leichte Havarie! Könnten wir Menschen das auch von uns sagen, von uns!" Dann beugt er sich wieder und nimmt die Rosen in die Hände, diese wundervollen Rosen Caroline Testout.

Der Salomo vom Dorfe

Beim Durchfahren eines Dorfes hatte ein Auto eine Gans überfahren. Der Bauer, dem die Gans gehörte, verlangte vom Besitzer des Autos zehn Mark Schadenersatz. Die Gans dürfe er dann behalten.

„Was soll ich mit der Gans?" fragte der Mann im Auto und bot dem Bauern acht Mark — dann solle die Gans dem Bauern bleiben.

Die Beiden konnten miteinander nicht einig werden, und das Gerede ging hin und her. Schließlich wurde der Ortsschulze geholt. Der hörte sich den Fall an und sagte sodann zu dem Mann im Auto:

„Geben Sie mir mal Ihre acht Mark!"

Darauf zog der Schulze seinen Geldbeutel, legte zwei dazu und gab nun zehn Mark dem Bauern.

„Hier — und nun he, mit der Gans!"

Alsdann ging der Bauer zufrieden nach Haus, der Autobesitzer fuhr beruhigt weiter, und der Dorfschulze wanderte mit seinem billigen Sonntagsbraten heim.

Expedition INCOBAR

Roman von Erich Baring

4. Fortsetzung

IX.

Die luftigen Klänge eines Potpourris aus der „Fledermaus" hallen vom Uhlenhorster Fährhause aus über die Außenalster.

Gerade spielt die Musik die Prinz-Orlowsky-Arie, als Jochen Asmussen in Begleitung eines Herrn die Terrasse des Fährhauses betritt.

Sie haben bald einen zusagenden Tisch gefunden und sind gerade im Begriff dem Kellner ihre Wünsche aufzutragen, als eine helle Knabenstimme die neuesten Zeitungen ausruft.

Jochen kauft eines der Blätter und überfliegt den Inhalt.

Sein Begleiter, der alte Regimentskamerad Baron Wolf Ihna, beugt sich ebenfalls über die Zeitung.

Ein Telegramm interessiert die Freunde besonders. Verständnisvoll nicken sie sich zu.

„Jochen, deine südamerikanische Exzellenz hat sich schon den richtigen Zeitpunkt für ihre Filmexpedition gewählt."

„Ich bin auf deine Meinung über Donna Elvira der Incobar gespannt, Wolf. Du hast immer ein gutes Urteil gehabt."

Das bewußte Telegramm besagt, daß sich die Lage in Sta. Magdalena immer mehr zuspitzt, und daß man in Washington darüber sehr besorgt ist.

Ihna blickt zufällig von der Zeitung auf. Ein Paar, das soeben die Terrasse betreten hat, fesselt sein Interesse.

„Jochen," wendet sich Ihna an seinen Freund, „ich weiß, daß du bald Hamburg kennst! Wer ist denn der ältere Herr mit dem jungen Mädchen dort?"

Der Reedereibesitzer folgt den Blicken seines Freundes.

„Natürlich kenne ich . . ."

Aber Jochen kann den Satz nicht vollenden, Senator von Nijl hat ihn schon bemerkt.

Asmussen springt auf und geht auf ihn zu.

Die Begrüßung mit dem Senator ist herzlich und unbefangen, doch als er Marianne

Tatwille

Mit meines Herzens ganzer Kraft
Will ich das Spiel
Beginnen.
Es geht um viel,
Es geht um viel —
Nur Willenswucht und Leidenschaft
Läßt mich das Ziel
Gewinnen.

Vom Himmel wird kein Glück geschenkt,
Wie Schnee fällt
Oder Regen.
Er, der die hell und dunkle Welt
Gewaltig lenkt
Und überdenkt,
Führt nur die Saat
Der starken Tat
Zu goldnem Erntesegen!

Heinrich Anacker

hätte es, wenn Sie morgen nachmittag mit Jochen zum Tee hinauskommen würden?"

Wolf dankt mit verbindlichen Worten.

Asmussen ärgert sich. Er hatte vergessen, morgen mit Marianne allein sein zu können.

Er hilft Marianne in den Mantel. Während sie die Gürtelschnalle schließt, wendet sie sich ihm zu und fragt so nebenbei, ohne jedoch eine Antwort abzuwarten: „Wie geht es Dolores?"

Jochen tritt einen Schritt zurück.

Also ist doch Dolores der Grund für Mariannes merkwürdiges Verhalten! Marianne ist eifersüchtig auf die junge Kreolin!

Sehr bald nach Herrn von Nijl und seiner Tochter verlassen auch Jochen Asmussen und Wolf Ihna die Terrasse des Uhlenhorster Fährhauses. Sie fahren in das Kontor der Reederei.

Im Privatkontor Jochens erwartet sie Herr Hafbiro, der japanische Ingenieur, der durch Vermittlung des Maraus de Soveral in die Dienste Donna Elviras getreten ist.

„Werden Sie bis zum Termin fertig, Herr Hafbiro?" erkundigt sich Asmussen, nachdem er Ihna und den Japaner bekanntgemacht hat. Der Ingenieur wirft auf den blonden Pommern einen fragenden Seitenblick.

„Wir können ganz offen sprechen, Herr Hafbiro. Baron Ihna ist der Herr, von dem ich Ihnen erzählte, daß er die Filmaufnahmen machen wird."

„Dann ist es recht, Herr Asmussen. Der Einbau der von mir erfundenen neuen Kreiselmotore ist so gut wie beendet. Die Fabrik in Harburg hat tadellos gearbeitet. Deutsche Arbeit ist immer erstklassig. Das Allerwichtigste aber war für mich, ausreichend Betriebsstoff zu bekommen, und das ist mir gelungen."

„Was für einen Stoff benützen Sie, Herr Ingenieur?" interessiert sich Wolf Ihna.

Der Japaner lächelt verbindlich, dann zuckt er die Achseln.

„Herr Baron, das ist mein Geheimnis. Auch Herr Asmussen kennt die Zusammensetzung des Stoffes nicht und hat mir auf Ersuchen der Frau de Incobar sein Wort gegeben, sie auch nicht erfahren zu wollen."

„Das habe ich getan. Die Hauptsache ist es, daß sich die Motore bewähren, denn Schnelligkeit ist für uns die Hauptsache."

„Unter welcher Flagge fahren wir eigentlich?" erkundigt sich Wolf.

„Ich nehme an, zunächst unter der deutschen. Was Donna Elvira bestimmt, weiß ich natürlich nicht. Ich weiß überhaupt nichts."

Der Japaner verneigt sich artig vor Jochen.

„Wann darf ich Sie im Hafen erwarten, Herr Asmussen?"

„Morgen früh, Herr Hafbiro."

„Angenehm. Wir werden die Nacht durcharbeiten und ein sehr großes Stück vorwärtskommen."

Mit tiefer, ehrerbietiger Verbeugung verschwindet der Japaner. Ihna sieht ihm mit langem Blick nach . . .

Der Abend dunkelt, als Wolf und Jochen den Wagen besteigen. Sie sind zum Essen zu Konsul Haugrove gebeten worden.

Ihna freut sich über die Einladung, denn er wird Dolores de Incobar kennenlernen, und das interessiert ihn.

Der Baron ist kein schlechter Beobachter, und sogleich merkt er aus der Art und Weise, wie sich die junge Südamerikanerin gegen Jochen benimmt, daß sie mit ihm ein Spiel treibt.

Sie will ihn sich einfangen, denkt der Baron bei sich. Um ihn zu heiraten? Wohl nicht . . . Sie will ihn nur als Verehrer und Spielzeug für die Seerette haben.

Wolf ist es klar, daß Dolores in ihrer lebhaften, oft ein wenig naiven Art selbst einem Jochen gefährlich werden kann.

Jochen scheint sich jedoch noch nicht in die Nehe, die die hübsche Kreolin nach ihm ausgeworfen hat, verstrickt zu haben.

Wolf Ihna muß plötzlich an Marianne von Nijl denken. Er stellt Vergleiche zwischen den beiden Mädchen an. Die blonde, nordische Schönheit Mariannes, besonders aber ihr vornehmrubiges, abgeklärtes Wesen stehen in einem starken Kontrast zu Dolores de Incobars exotischem, pikantem Kleuzeren.

Ihna erbascht einen Blick der hübschen, brünetten Dolores. Etwas Unheimliches sprüht aus ihren dunklen, flackernden Augen: flammende Glut mit eisiger Kälte gepaart.

Wolf packt plötzlich Angst, daß sich sein Freund an Dolores verlieren könne. Nein, Dolores ist nichts für einen Europäer, für einen Deutschen . .

Konsul Haugrove setzt sich an den Flügel und beginnt einen argentinischen Tango zu spielen.

Asmussen, der neben Dolores sitzt und mit ihr plaudert, bittet um diesen Tanz.

Asmussen bleibt den Abend über ziemlich still und gibt oft zerstreute Antworten, wenn ihn jemand anspricht, worüber sich Dolores köstlich zu amüsieren scheint.

Beim Abschied weicht Jochen den Blicken der jungen Kreolin gestissentlich aus.

Auch sein Benehmen auf dem Heimwege ist seltsam. Er ist sonst ein vernünftiger, maßvoller Autofahrer, aber heute rast er wie ein Irrsinniger durch die nachtstille Rothenbaum-Chaussee, daß es schließlich Wolf Ihna zu bunt wird.

„Jochen," ruft er ihm zu, „wenn du dir durchaus den Hals brechen willst, dann tue es, aber lasse mich vorher aussteigen. Ich für meine Person habe nicht die geringste Lust dazu."

Asmussen murmelt etwas vor sich hin, was Ihna nicht versteht, dann verlangsamt er das Tempo.

Wolf möchte beinahe glauben, daß er recht vermutet.

Von Ihna wohnt für die Zeit seines Hamburger Aufenthaltes bei seinem Freunde. Der Baron ist ein rechter Langschläfer, und als er am anderen Morgen gegen 10 Uhr erwacht, erfährt er von Jochens Wirtschafterin, daß Herr Asmussen bereits um 6 Uhr in der Frühe das Haus verlassen habe, um nach dem Hafen zu fahren.

Jochen ist gerade mit der Besichtigung der Motoreinbauten auf seiner „La Paloma" fertig geworden und ist im Begriff, das Schiff wieder zu verlassen, als er von achtern dumpfes Poltern vernimmt.

Er bleibt stehen und lauscht, dann wendet er sich zu dem ihm begleitenden Ingenieur Hafbiro: „Wer arbeitet denn dort und woran?"

„Ich niemand . . . niemand," erwidert artig lächelnd der Japaner.

„Das ist doch keine Antwort auf meine Frage. Ich höre ganz deutlich daß achtern im Schiff geklopft und gehämmert wird, Sie hören es doch auch."

Der Japaner lächelt.

Ohne sich weiter um ihn zu kümmern, schreitet Asmussen achterwärts.

Plötzlich tritt ihm, wie aus einer Versenkung kommend, ein Japaner entgegen, den er bisher noch nie gesehen hat.

„Verzeihen Sie, Herr Asmussen," sagt er sehr höflich, aber bestimmt, „aber hier ist auch für Sie verbotenes Gebiet. Befehl von Exzellenz de Incobar, der wir uns ja alle verpflichtet haben."

Der Japaner stellt sich als Kaiserlich Japanischer Kapitänleutnant a. D. Kuro vor und bemerkt, daß er seit seiner Verabschiedung in London wohne.

„Ich verstehe nicht ganz, Herr Kuro, warum selbst ich, denn der Führer der „La Paloma" bin; nicht Zutritt zu gewissen Räumen in meinem Schiffe haben sollte. Wir sind ja oder sind Sie der Kommandant?"

„Natürlich Sie, Herr Asmussen. Ich fahre nur — sagen wir — zur besonderen Verwendung, gewissermaßen als Gast mit."

„Da soll einer daraus klug werden!"

Der Japaner zuckt bedauerlich die Achseln, dann zeigt er eine von Donna Elvira ausgestellte Vollmacht, daß nur er selbst berechtigt sei, gewisse Räume zu betreten.

Mit kurzem, fast unhöflichem Gruße wendet Jochen ihm den Rücken.

Der Japaner blickt Asmussen eine Zeitlang nach, dann schüttelt er den Kopf.

Seltsame Menschen sind diese Europäer, denkt er bei sich, sie lassen es sich immer gleich anmerken, wenn sie sich ärgern, und dann werden sie unhöflich. Seltsame Menschen!

Asmussen fährt mißgelaunt in sein Kontor zurück.

Er setzt sich an seinen Schreibtisch und greift zu Papier und Bleistift. Er beginnt zu schreiben: es ist der Entwurf zu einem Brief an Elvira de Incobar, in dem er ihr seine Dienste auflagen will. Ihm packt die Geheimnistuerei nicht mehr. Was hat dieser frühere japanische Seeoffizier auf der „La Paloma" zu tun?!

Aber bald legt Jochen den Stift wieder weg und zerreißt das Papier in kleine Stücke.

Nein, es geht nicht! Er hat sich der Expedition fest verpflichtet und bereits im Vorraus Gehalt angenommen.

Man konnte ihr ja die verhältnismäßig hohe Summe wieder zurückzahlen! Man konnte . . . aber er, Jochen Asmussen, kann es nicht, denn einschließlich seiner recht beträchtlichen Spielgewinne von Monte hatte er alles auch nur irgendwie verfügbare Geld zur Ordnung der dringendsten Verbindlichkeiten verwendet.

Er konnte sich einfach von der merkwürdigen Filmexpedition zurückziehen! Nichts Schriftliches band ihn!

Doch sogleich murmelt er, den Gedanken weit von sich weisend: „Pfui, Jochen! Du bist immer ein anständiger Kerl gewesen, und jetzt willst du Wort und Handschlag brechen, weil du dich geärgert hast? Nein, das gibt es nicht."

Asmussen lehnt sich in seinen Sessel zurück und zündet sich eine Zigarette an.

Wo kommt plötzlich der zweite Japaner her, der sich ihm als Kapitänleutnant Kuro vorgestellt hat, und was hat er Geheimnisvolles vor? Immer abenteuerlicher wird Jochen alles, was mit der Filmexpedition Donna Elviras zusammenhängt.

*

Am Nachmittag wird Jochen von Wolf Ihna abgeholt. Sie fahren nach Blankenese hinaus.

Durch Regenböen und Nebelschwaden geht es elbabwärts.

Je näher sie Blankenese kommen, desto heftiger fällt Jochen sein Herz klopfen. Jochen ist fest davon überzeugt, daß Marianne von Nijl das einzige Mädchen ist, das zu ihm paßt, ist fest davon überzeugt, daß er sie liebt wie keine andere auf der Welt, und doch fühlt er, wie es ihn auch zur braunen Dolores hinzieht. Er stöhnt leise vor sich hin.

Wie wird der Konflikt enden?

Wolf wird er mit Dolores lange Wochen hindurch auf dem Schiffe zusammen sein müssen!

„Achtung! Aufpassen!" hört Jochen Wolf Ihnas Stimme neben sich.

Fast wäre er, der sonst so sichere Fahrer, mit einem anderen Wagen zusammengestoßen.

Zehn Minuten später hält das Auto vor der Besitzung des Senators von Nijl. Marianne kommt ihnen auf der Freitreppe entgegen und geleitet sie ins Haus.

Ihna ist über den vorrechnen, bis ins kleinste abgewogenen Geschmack, mit dem die Villa ausgestattet ist, entzückt.

Marianne führt ihre Gäste in den Wintergarten, bittet Platz zu nehmen, und beginnt unbefangen zu plaudern von den Kennen, die in der nächsten Woche auf der Horner Bahn gelaufen werden, und von einer Segelregatta, an der auch sie teilnehmen will.

Bald erscheint auch der Hausherr.

Ein Mädchen rollt den Teewagen in den Wintergarten. Marianne übernimmt die Pflichten der Hausfrau. Der Senator unterhält sich in der Hauptsache mit Ihna, und als er erfährt, daß Wolf vor dem Kriege längere Zeit zur Botschaft in Tokio kommandiert gewesen sei, schlägt er ihm vor, sich nach dem Tee seine Sammlung alter japanischer Holzschnitte anzusehen, die eine der wertvollsten in Deutschland sei.

Als Ihna und der Hausherr den Wintergarten verlassen haben, herrscht zunächst vorlegenes Schweigen zwischen Jochen und Marianne.

Jochen sucht Mariannes Blick, aber sie weicht ihm aus.

Endlich beginnt er:

„Es ist etwas seit dem Tage meiner Rückkehr nach Hamburg zwischen uns getreten, Marianne. Zuerst glaubte ich, der Grund dafür sei der häßliche Verdacht, der eine Zeitlang auf mir geruht hat. Jetzt kenne ich den wahren Grund der Mißstimmung, die zwischen uns herrscht. Du glaubst, daß ich Dolores de Incobar nahe stehe!"

Marianne zuckt kaum merklich die Achseln.

„Ich liebe Dolores nicht, ich hasse sie!"

In diesem Moment hagt er die junge Südamerikanerin wirklich.

Marianne blickt ihn traurig an.

„Jochen, warum hast du sie dann nach Hamburg gebracht; warum verkehrst du dann sobiel bei Haugroves, was du früher nicht getan hast. Du lastest immer, dieses Haus hat dir unsympathisch."

„Marianne, Frau de Incobar, die am Cap Martin wohnt, in deren Haus man mich nach dem unseligen Autounfall gepflegt hat, bot mich, ihre Tochter mitzunehmen. Marianne, ich konnte so nicht anders, denn ich stehe doch im Dienst der Donna Elvira de Incobar."

„Im Dienst? Ja, inwiefern?"

„Ich weiß, daß du schweigen kannst, Marianne. Gib mir dein Wort, daß du selbst deinem Vater nichts davon erzählen wirst, was ich dir jetzt sage!"

„Du hast mein Wort, Jochen!"

„Höre zu, Marianne. Ich stehe in den Diensten Frau de Incobars, deren Gatte Präsident der südamerikanischen Republik Sta. Magdalena war und bei einer Revolution ums Leben gekommen ist."

„Das verstehe ich nicht."

„Du wirst es verstehen, Marianne. Laß mich weiter sprechen. Exzellenz de Incobar, die drüben in ihrer Heimat noch einen großen Anhang besitzt, will mit einer Filmexpedition in ihr Vaterland zurückkehren."

„Mit einer Filmexpedition?"

„Ja, Marianne. Im Anfang glaubte ich auch, daß das Wort Filmexpedition nur ein Deckwort für einen ausschließlich politisches Unternehmen sei, aber dem scheint nicht so zu sein, denn Donna Elvira hat sich tatsächlich, und zwar durch mich alle nötigen Apparate usw. beschaffen lassen, und mein Freund Wolf Ihna soll die Aufnahmen machen."

„Und als was sollst du mitgehen, Jochen?"

„Frau de Incobar hat meinen Dampfer „La Paloma' gecharkert, und ich soll ihn führen."

„Jochen, ich glaube, du hast dich in ein gefährliches Abenteuer eingelassen!"

„Marianne, du kennst die verzweifelte Lage meiner Firma. Zu verlieren habe ich nichts, vielleicht aber zu gewinnen. Daß Donna Elvira außer dem Filmen noch etwas anderes vorhat, steht fest, und wenn ihr dieses andere gelingt, dann kann auch ich dadurch möglicherweise wieder hochkommen. Sie braucht meiner Linie nur irgendwelche Privilegien oder ein Monopol zu verleihen, dann sitze ich wieder fest im Sattel. Das ist meine Hoffnung, Marianne. Und flattert erst wieder meine Flagge stolz und frei von den Masten meiner Schiffe, dann, Marianne, wird es uns beiden besser gehen!"

Er ergreift die Hand des Mädchens.

Marianne van Nijl starrt schweigend vor sich hin.

Erst nach einer Zeit beginnt sie mit leiser Stimme:

„Ach, wäre ich damals in meiner plötzlich aufflammenden Eifersucht nicht so töricht gewesen, denn durch mein Verhalten dir gegenüber habe ich die Klust gerissen, durch mein Verhalten habe ich dich förmlich zu Dolores hingedrängt. Ich bin schuld an allem, nur ich!"

„Sprich nicht so, Marianne. Es wird alles wieder gut."

Sie schüttelte den Kopf.

„Dolores de Incobar wird natürlich ihre Mutter nach Südamerika begleiten?"

Jochen Asmussen nickt stumm.

Mariannes Hände krampfen sich zusammen. Kaum kann sie ihrer Tränen Herr werden.

Sie neigt sich zu Jochen, rauh klingt ihre Stimme:

„Ich weiß, Jochen, daß du ein ganzer Mann bist. Du hast bis zum heutigen Tage heldenhaft gerungen, um dir deine eigene freie Flagge zu erhalten. Jetzt stürzt du dich in ein Abenteuer, dessen Tragweite, dessen Ausgang wir beide nicht kennen. Auch dieses tust du, um dir das Erbe deiner Väter zu erhalten, besser gesagt, um es wiederzugewinnen. Jochen, gehe den Weg, wie ihn dir dein Schicksal vorgezeichnet. Vielleicht wirst du mich vergessen, Jochen, aber an eins denke stets, daß Marianne van Nijl nie aufhören wird, im Guten deiner zu gedenken."

Ein Beben geht durch ihren schlanken Körper, verhaltenes Schluchzen dringt an Jochens Ohr.

Im nächsten Augenblick ist Marianne verschwunden.

Sind nur Minuten, sind Stunden vergangen, als Jochen die Stimme des Senators und die seines Freundes Wolf Ihna hört? Er weiß es nicht, wie lange er allein gesessen hat.

Er reißt sich zusammen und geht den Herren entgegen.

X.

Der schwere Rolls Royce mit dem Wappen der Familie de Incobar am Schlage fegt durch die stille Frühlingsnacht mit höchster Geschwindigkeit vom Cap Martin nach Monte Carlo.

Der Marquis de Soverol lehnt in der rechten Ecke des Wagens und vergleicht im Schein der Deckenlampe mit größter Sorgfalt ein chiffriertes Telegramm mit dem Schlüssel des Geheimcodes. Neben ihm liegt auf dem Polster der in spanischer Sprache abgefaßte Text der Depesche. Er lautet:

Präsidentin unschädlich. Fahre noch in dieser Nacht nach Rom, wie verabredet. Erbitte neue Instruktionen postlagernd. L. L."

de Soverol nickt zufrieden mit dem Kopf, als er mit dem nachmaligen Durcharbeiten des Telegramms fertig ist. Chiffrieren und dechiffrieren war ja für ihn in seiner frühreifen Laufbahn das tägliche Brot.

„Gut gegangen, und Glück gehabt", murmelt er vor sich hin, während er die Papiere in die Jackentasche seines Jacketts schiebt.

Die Hotelwüste von Monte Carlo, in blendenden Lichtschein gehüllt, erheben sich rechts und links neben der Straße.

Vor dem Telegraphenamt stoppt der Wagen.

Ein Herr tritt an den Schlag des Wagens und zieht den Hut.

„Dr. Axel Björnström", stellt er sich vor.

Auch Soverol nennt seinen Namen, dann springt er aus dem Auto.

„Herr Doktor, ist es noch möglich, daß ich das Radiotelegramm aufgebe?"

„Aber gewiß, Herr Marquis. Als ich Ihren telephonischen Anruf erhielt, habe ich mich sofort mit dem Nachtdienst in Verbindung gesetzt und den Beamten ersucht, den Telegraphisten herbeizuholen. Er erwartet uns bereits im Büro."

„Ausgezeichnet! Es liegt mir sehr viel daran, daß man in Sta. Magdalena bald erfährt, daß das Attentat auf Donna Elvira gelungen ist."

Ein spöttisches Lächeln huscht bei den letzten Worten um Soverols Lippen, und nach kurzer Pause fügt er hinzu:

„Ich hoffe, daß nun Ruhe ist, wenn sie drüben die Erfolgsmeldung haben."

Der Polizeichef gibt dem Spanier recht.

„Ich meine es auch, Herr Marquis."

Nach kurzer Zeit ist das Telegramm besorgt. Aber außer der „Erfolgsmeldung" gibt der ehemalige Attaché noch zwei, ebenfalls in Geheimschrift gehaltene Depeschen nach Südamerika auf.

Als die beiden Herren das Postamt wieder verlassen haben, bittet Dr. Björnström:

„Jetzt müssen Sie mir noch die genauen Einzelheiten über den Vorgang erzählen."

„Selbstverständlich!"

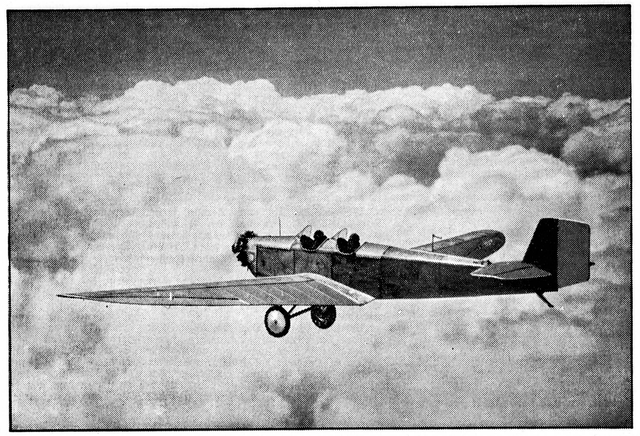
„Wenn es Ihnen recht ist, nehmen wir dort drüben einen Whisky-Soda, dann können wir ungestört plaudern."

Als der Kellner die Getränke serviert hat, beginnt Soverol:

„Donna Elvira erzählte mir von Ihren Warnungen, Herr Doktor. Ich habe es stets in meinem an Abenteuern ziemlich reichen Leben als das Beste empfunden, wenn irgendwoher Gefahr droht, diese Gefahr herauszufordern, um ihr vorbereitet und mit ruhiger Ueberlegung begegnen zu können."

Der Marquis nimmt einen Schluck, dann fährt er fort:

„Als es dunkel geworden war, verfertigte ich mit Hilfe Donna Elviras aus alten



Über den Wolken

(Scherl Bilderdienst, M.)

Stoffen und Heu eine lebensgroße Puppe, der wir ein Kleid, Hosen de Incobars anzogen, dann verfertigten wir, so gut wir es konnten, ein Gesicht aus Pappe. Als wir fertig waren, setzten wir diese Puppe im Arbeitszimmer an den Schreibtisch. Hierauf öffnete ich das Fenster, ohne mich vom Nachbarhause sehen zu lassen, möglichst weit und schaltete die Tischlampe ein. Dann bekam die Jaguarin Dodo einen geeigneten Platz angewiesen. Donna Elvira und ich aber beobachteten vom Nebenzimmer aus, was sich ereignen würde. Alles weitere habe ich Ihnen schon telephonisch gesagt. Als das oberrichtete Raubtier den Russen vom Boden zerissen hatte, eilten wir sofort in den Garten hinunter. Der Attentäter war aber bereits tot, die Halsschlagadern waren ihm durchgebissen. Ich untersuchte die Leiche und fand in der Innentasche der Weste einen chiffrierten Brief und den Schlüssel zu dem benutzten Geheimcode. Dechiffrieren ist für mich als Militärattaché keine Schwierigkeit. Der Brief enthält die energische Aufforderung, den Meuchelmord endlich auszuführen und dann unverzüglich radiotelegraphische Nachricht über Gelingen oder Mißlingen des Attentates zu geben, was ich soeben mit Ihrer freundlichen Hilfe getan habe, Herr Doktor."

Der Marquis zündet sich eine neue Zigarette an, dann fährt er fort:

„Jetzt aber kommt meines Erachtens die größte Schwierigkeit. Wie erklären wir der Polizei in Mentone, die ja zuständig ist, den Tod des Russen? Donna Elvira schlug vor, der ganzen Affäre einen galanten Anstrich zu geben. Wie denken Sie darüber, verehrter Doktor?"

„Exzellenz hat recht", erwidert nach kurzem Nachdenken der Polizeichef. „Lassen Sie mich die Angelegenheit regeln. Ich kenne den Beamten, der zuständig ist, glücklicherweise gut. Das erleichtert die Sache. Auch die Presse ist da, und wird nichts hineinkommen, dafür werde ich Sorge tragen. Außerdem liebt man nicht Tragödien an der luftigen Riviera während der Saison."

Der Doktor winkt dem Kellner, um zu zahlen.

„Bitte nehmen Sie mich in Ihrem Wagen mit, Herr Marquis. Ich möchte am liebsten nach Mentone weiterfahren und dort veranlassen, daß der Tote während der Dunkelheit abgeholt wird und alles in Ordnung kommt. Sie aber würde ich bitten, mit dem alten Herzog von Chateaurouy über den jähen Tod seines „Vorlesers" zu sprechen. Der Herzog ist Kavalier der alten Schule und hat Verständnis für alles, was mit gewissen Abenteuern zu tun hat. Das weiß ich."

Der Morgen graut noch nicht, als man den Toten holt

Kurz vorher hat Donna Elvira mit dem Polizeipräfekten von Mentone und Dr. Björnström eine längere Unterredung gehabt, die zur allgemeinen Zufriedenheit verlaufen ist.

Nach Feststellung des Präfekten ist es unzweifelhaft, daß ein unglücklicher Zufall den Tod des „Baron Rexhövden" herbeigeführt hat.

Irgendeine Meldung in der Presse ist nie erschienen.

*

Als der Präsident von Sta. Magdalena die Nachricht von dem plötzlichen Tod der Expräsidentin Elvira de Incobar erfährt, halten gerade die Mitglieder der Regierung unter seinem Vorsitz eine Konferenz ab, der auch die Befehlshaber der Armee und der Flotte beiwohnen.

Der Präsident erhebt sich und macht offiziell Mitteilung von dem „unerwarteten Ableben" der größten Gegnerin des gegenwärtigen Regimes. Die Anwesenden atmen erleichtert auf und fühlen sich wieder sicherer, sicherer denn je.

Es ist vor Freude und Genugtuung niemand aufgefallen, daß der Flottenchef Don Fernando Alvarez, als er die Nachricht hört, um einen Schein bleicher wird. Aber er beherrscht sich und äußert — gleich den anderen Herren — ein paar Worte der Zufriedenheit über den Tod Donna Elviras.

Der Präsident von Sta. Magdalena ist ein dicker, kurzatmiger Mann. Er ist vor Freude über das „Hinscheiden" seiner Todfeindin derartig erregt, daß er die Konferenz schließen muß.

Als Fernando Alvarez nach Hause kommt, überreicht ihm sein Diener eine Depesche.

Er reißt das Formular auf.

Der Inhalt des Telegramms läßt Fernando stutzig werden. Er liest verliebte Worte und Grüße einer Juliette Loisson.

Ein leiser Pfiff durch die Zähne, dann eilt der jugendliche Admiral in sein Arbeitszimmer und verschließt die Tür hinter sich.

Er entnimmt dem Geheimfach in seinem Schreibtisch ein kleines Heft und beginnt zu dechiffrieren.

Als er fertig ist, atmet er leichtert auf. Donna Elvira lebt!

Als der Präsident der Republik vorhin im Sitzungssaal den plötzlichen Tod seiner Gegnerin verkündet hatte, war es Don Fernando nicht zweifelhaft gewesen, daß sie einem Attentat zum Opfer gefallen sei. Und wer den Mörder gedungen, war ihm ebenfalls nicht zweifelhaft gewesen. Kein anderer als Oberst Lopez steckte dahinter.

Don José Pajaro, der alte Haudegen und treue Freund und Anhänger Donna Elviras, hatte zusammen mit Alvarez den Ozean überquert.

Augenblicklich lebt er in Valencia. Von hier aus unterhält der energische, tatkräftige General mit all den vielen Landsleuten, die nach der Ermordung des Präsidenten und Generals de Incobar vor der neuen Regierung hatten fliehen müssen und in Venezuela in der Verbannung leben, die engsten Beziehungen.

Treffliche Arbeit hatte der alte, beliebte General Pajaro in der kurzen Zeit seines Hierseins geleistet. Innerhalb von ein paar Stunden konnte er seine Getreuen um sich versammeln. Waffen und Munition allerdings fehlten noch.

Als Don José das Telegramm mühsam entziffert hat, schüttelte er seinen grauen Kopf.

Einst hast du mir den Freund erschießen lassen, weil er das Vaterland von den Börsenjobbern befreien wollte, und jetzt hast du auch noch Elvira nach dem Leben getrachtet, weil du Angst vor ihr hast. Hüte dich, Rafael Lopez, hütet euch alle, die ihr euch habt kaufen lassen!"

XI.

Wolf Ihna sitzt im Arbeitszimmer seines Freundes Jochen Asmussen am Schreibtisch. Er hat ein dickes Buch vor sich aufgeschlagen; es sind Reiseerlebnisse und eingehende Schilderungen über Land und Leute von Sta. Magdalena. Das Werk stammt von einem namhaften Forscher, einem der wenigen guten Kenner dieses Landes.

Ohne sich aufmerksam die interessanten und lehrreichen Ausführungen, aber von Zeit zu Zeit kann er es sich nicht verkagen, einen Blick auf ein Bild zu werfen, das vor ihm auf dem Schreibtisch steht. Es ist ein Bild Marianne van Nijls. Das vornehme, fein geschnittene Gesicht zeigt einen herben Zug um den Mund, der Marianne oft eigen ist. Das lang herabfallende Abendkleid läßt ihre schlanke Figur besonders zur Geltung kommen.

Wolf Ihna nimmt das Bild zur Hand und betrachtet es lange.

„Jochen, Jochen", murmelt er vor sich hin, „was bist du doch für ein Tor! Einen köstlichen Edelstein beachtest du nicht und greifst dafür nach einem Stück zwar geschliffenen, aber wertlosen Glases."

Er stellt das Bild wieder an seinen Platz und liest weiter.

Doch er ist nicht so recht bei der Sache. Seine Gedanken schweifen zurück in die Vergangenheit. Das Bild Mariannes erinnert ihn entfernt an die ebenso blonde und schlanke Warnow, die ein paar Jahre seinen Namen getragen hatte.

Wolf blickt wieder auf das Bild. Auch Karin hatte oft einen ähnlichen, beinahe hochmütigen Zug um den Mund. So herb, so abweisend konnte auch sie oft sein.

Wolf Ihnas Gesicht nimmt einen finsteren Ausdruck an. Jener unselige Tag steht wieder vor ihm, als ob es gestern gewesen wäre! Bei Waldendale . . . anno 1917. Das letzte Geschütz seiner zusammengeschossenen Batterie bedient er selbst mit den letzten seiner treuen Kanoniere. Der Tod rast und tobt um sie herum, haushoch spritzen Dreck, Eisen und Feuer einschlagender Granaten. Gerade war im Feuer seines letzten Geschützes der Sturm schottischer Garden zusammengebrochen, und es war etwas ruhiger geworden, als ihm Befehle und jener Feldpostbrief, Karins letzter Brief, überbracht wurden. (Fortsetzung folgt)

Die letzten Beduinen

Unser neuer Tatsachenbericht!

Auf dem Kamelrücken durch die transjordanische Wüste / Von A. R. Lindt

1. Fortsetzung

Im Zeiten, wo man in einer Limousine Gazellen jagen kann, darf man sich auch nicht wundern, daß ein einsamer Soldrunnen mit einer Sendestation versehen ist. Abenteuer erwarte ich keine mehr von meiner Fahrt. Nächtliche Ueberfälle, Schlachtgeschrei, schmerzhaftes Brüllen verwundeter Kamele — in einem Film kann man das noch sehen und hören. Aber nicht mehr in der Wüste. Am Boden um das Feuer schlafen? Nafzi führt mich in das Gästezimmer der Festung, das sauber und behaglicher ist als manches Hotelzimmer in Bastina. Limousine. Radio. Feldbett — das sind heute die Strapazen einer Wüstenreise.

o diese Kamele

Als mich Nafzi um fünf Uhr weckte, drehte ich mich mürrisch der Wand zu, an der eintrachtig nebeneinander die Photographien König Georgs von England und Emir Abdullas hingen.

„Wir reiten um fünf Uhr ab", sagte Nafzi.

„Ich was, in Arabien? Um acht, wenn's gut geht."

„Da kennen Sie die transjordanischen Wüstensoldaten schlecht."

Genau zur festgesetzten Zeit — um fünf Uhr — führte uns der Befehlshaber der Festung zu den gesattelten Kamelen. Ein Kamel, auf dessen Rücken man die nächsten acht Stunden sitzen mußte, blickt man mit anderen Augen an, als ein Kamel, das einem nichts angeht. Meistens werden die Laute, die ein Kamel von sich gibt, als Blöken bezeichnet. Dieses weiße Kamel aber, das gehässig den Kopf nach mir umdog, blökte nicht, es brüllte markerschütternd. Ein Beduine setzte ihm den Fuß auf das Knie und bedeutete mir, in den Sattel zu klettern.

„Festhalten!", schrie Nafzi. Der Beduine sah mich prüfend an — ich versuchte, unbefangen zu blicken — und zog seinen Fuß zurück. Das Kamel sprang auf — mit den Hinterbeinen allein, so daß ich nach vorne geschleudert wurde. Mich am Kamelhals festklammernd. Einen so weichen, ranken Kamelhals hätte ich gern umarmt. Aber dieser Hals, samt Brust und Vorderbeinen, lag unter mir, tief unter mir. Die hölzerne Sattellehne grub sich in meinen Bauch. Der Vorderteil des Tieres schien nun zu begreifen, daß sein Hinterteil aufgestanden war. Auch die Vorderbeine rissen sich in einem ungestümen Ruck hoch. Ich flog nach hinten, von der hinteren Sattellehne aufgefangen, die mein Rückgrat schürfte. Und sogleich setzte sich das Kamel in Gang. Als ich den Sattelstrick anzog, wandte es den Kopf zu mir zurück, als wolle es mir bedeuten, daß, was seinen Kopf angehe, nicht seine Beine betreffe. Die Beine schritten ungehindert weiter. Aber wie es so zurückschaute, konnte ich sehen Blick in die Kamelaugen tun — milde. fühlseligen Augen, mit waagerecht liegender Stirn. Ein Tier mit solchen Augen kann nichts Böses tun.

Es hilft nichts, sich gegen die Schaukelbewegung stemmen zu wollen. Man muß sich schaukeln lassen, wie auch ein Sack Kohlen auf dem Kamelrücken geschunkelt wird: in tiefer Verbeugung nach vorn, darauf in weitem Bogen nach hinten, als ob man sich in wirdevoller Empörung zurücklehnte. Immer verbeugen und zurücklehnen im gemächlichen Rhythmus des Maßgangs.

Wir ritten von hinten gegen die Zelte heran. Denn nur der Feind, von dem Offenheit und Ritterlichkeit erwartet wird, pflegt auf die Zeltöffnung zuzureiten. Um mein Kamel zum Niederknien zu veranlassen, klopfte ich ihm mit dem dünnen Bambusrohr leicht auf den Hals, gleichzeitig Laute von mir gebend, die einem Mürrhorn oder einem Röcheln gleichen. Mein Kamel bleibt stehen, reckt unruhig den Kopf hoch, dreht sich zweimal um sich selbst, blökt wilde und klägliche. Dann schreitet es weiter. Ich rächte lauter. Das Kamel senkt den Hals, macht noch einmal eine hohe Drehung und geht blitzschnell vorne in die Knie. Diesmal haben die Hinterbeine nicht mitgemacht. Sie stehen hoch und drohend hinter meinem Rücken. „Eh—ch—ch." Die Hinterbeine haben immer noch nichts gemerkt. Rebt. Das ganze Kamel liegt.

Am Herdfeuer der Beduinen

Der Scheich, der hier lagert, ließ einen Kamelsattel für mich herbeirücken und bunstfreudige Teppiche ausbreiten. Nafzi blickte mich an, als ob ich ihm Kummer mache.

„Na?"

„Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich finde, wir sollten die Sitten unserer Gastgeber achten. Es ist unhöflich, seine Beine am Herdfeuer der Beduinen auszustrecken."

Ich ziehe meine Beine an, die schon nach dem kurzen Ritte steif sind. Nafzi blickt immer noch sorgenvoll drein.

„Man darf die Fußsohlen nicht zeigen."

Ich verschränke die Beine.

Ein Schwarzer reichte mir das Kaffeetäßchen. Nachdem ich es zweimal geleert, gab ich die Schale zurück und schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß mein Durst gestillt sei. Der Sklave aber händigte es mir gefüllt zurück. Pflichtschuldig trank ich es aus. „La, la, nein, nein", sagte ich diesmal. Der Neger füllte von neuem die Schale.

„Sie sind schon wieder unhöflich", sagte Nafzi. „Man soll nicht mehr als drei Täßchen trinken. Hören Sie nicht wie ich nein' sagte?"

„Ja, aber dies gilt nur als höfliches Sträuben, über das der Sklave hinwegblicken soll."

Er hieß mich, meine leere Schale zu schütteln, als ob ich sie ausschwenken wollte. Der Schwarze reichte die Schale dem nächstwürdigen Gaste.

„Ist der Neger Ihr Sklave?" frage ich den Scheich, der bestätigend nickt. „Wieviel kostet der Neger?"

Der Scheich mißt den Schwarzen, der grinsend stillhält, mit dem Kamelstab, wie man das Stockmaß eines Pferdes abliest.

„Hundert Pfund", sagt er.

„Zu teuer. Ich habe schon größere, kräftigere Neger gesehen."

„Aber er ist ein tapferer Kämpfer. Wir fenden unsere Sklaven bei einem Angriff als Vorhut voraus, so daß die ersten Kugeln sie treffen und nicht uns."

„Es ist meine Pflicht, meinen Herrn mit meinem Leibe zu schützen", sagt der Schwarze.

„Nein", sagt der Scheich, wieder ernst werdend, „wir verkaufen unsere Sklaven nicht. Sie gehören zu meiner Familie wie meine Söhne, mit denen ich sie erziehe. Hungern wir, hungern sie auch. Leben wir im Ueberfluß, ist Ueberfluß auch da für sie. Wir Beduinen haben keine Sklavenhändler. Unsere Vorfahren haben die Schwarzen von den Kaufleuten des Roten Meeres gekauft. Einmal in unserer Familie, bleiben sie in ihr, sie selbst und ihre Kinder und Kindeskinder." Tatsächlich soll seit einigen Jahren kein einziger Schwarzer mehr nach Transjordanien eingeführt worden sein.

„Wie sind heute zu zehn, um Sklaven zu kaufen", sagte der Scheich. „Seht diese Zelte. Die meisten haben nur zwei Zeltstangen, einstangige sind häufig, während vor wenigen Jahren noch vierstangige vorherrschten."

„Um den Beduinen zu helfen, beschäftigt die Regierung ihnen Land zuzuteilen", sagte ich.

„Ja, wir könnten es durch unsere Sklaven bebauen lassen."

„Die Regierung will aber, daß ihr seßhaft werdet, selbst hinter dem Pfluge herschreitet. Ihr sollt Bauern werden."

„Bauer", unterbricht mich der Scheich. „Allah möge ihn dir fernhalten."

Es ist dieselbe Formel, die der Beduine jedesmal ausspricht, wenn das Wort Hund genannt wird.

„Die Regierung denkt daran", fahre ich fort, diese Ländereien bewaffern zu lassen, so daß eine reiche Ernte gesichert ist."

Der Scheich antwortete nicht. Er erteilte dem Schwarzen einen Befehl. Der Sklave löste den Helken, der in der Ecke des Zeltes auf seinem Platz saß, die Ringe von der Kette und zog ihm die Lederkappe von den Augen. Dicht über den Boden hinstreichend, flog der Vogel aufgirrend auf die Faust des Scheichs, der zu seiner Kriegsflinte geschritten war und sein Windspiel herbeigelockt hatte.

„Ich will lieber arm sein, in einem einstangigen Zelte leben, als ein reicher Fellache sein. Wenn ich auf meiner Stute in die Wüste reite, den Falken der fliehenden Gazelle nachwerfe und sehe, wie er kühn hinunterstrickt auf das Haupt des Wildes, dann fühle ich mich reicher" — er sucht einen Augenblick nach einem Vergleich —, „dann fühle ich mich reicher als der König von England."

Die beiden Wüstensoldaten, die mich als Escorte begleiten, taten zum Aufbruch. Brüllend springen die Kamele hoch.

Der Himmel brennt . . .

Nicht weit von Bair entfernt, trafen wir auf eine Frau, die barfuß mit einem kleinen Mädchen an der Hand über die grauen Steine der Wüste schritt. Mohammed Ali und Amber, meine beiden Soldaten ließen ihre Kamele niederknien, auf das eine Tier stieg die Frau, auf das zweite die Tochter. Beide hockten sie nun mit aufgestellten Versen wie Affen hinter dem Sattel auf dem steil abfallenden Kamelsrücken. Amber schmalte sich seinen Gürtel los, um das Kind an der Sattelstange festzubinden.

Wir ritten nebeneinander auf gleicher Höhe, bis die Marschordnung durch Nafzi und mich gestört wurde, da unsere Kamele plötzlich voll Uebermut in die Wüste hinausliefen. Das Kamel kennt keinen Zügel.

„Wie in aller Welt lenkt man das Tier zurück?"

„Schlagen Sie auf die linke Seite des Halses mit Ihrem Reitstab, und das Kamel wird rechts- und kehrtmachen", sagte Nafzi, und er schlug zu. Sein Kamel brüllte gequält auf und lief schneller gerade aus.

„Es ist schwer, den Charakter dieser Tiere zu verstehen", seufzte Nafzi.

Als wir schließlich unsere Tiere zu unseren Gefährten zurückgetrieben hatten, trabten wir auch an.

So halten wir einen alten Mann ein, der eine ungeschlachte, trächtige Kamelstute antrieb. Als wir ihm zuliefe unsere Gangart verlangsamten, wurden wir unserseits eingeholt von einem Manne vom Stamme der Howeitat. Alle hatten wir dasselbe Ziel und trabten nebeneinander gegen Süden. In einem Eisenbahnwagen kann man sich schön hinter einer Zeitung verstecken und so seinen Mitreisenden verbergen und fremd bleiben. Auf einem Wüstenritt bleibt einem nichts anderes übrig, als sich anzubiedern, schon weil es wohl tut, in der Stille seine eigene Stimme zu hören. Jeder erzählte in epischer Breite sein Woher und Wohin. Der Greis ritt nach Jafar auf der Suche nach einem Kamel, das ihm von ihren Eltern verheiratet wird, ohne daß sie ihren Bräutigam je erblickt hätte. Alles dies ist Frauenschicksal in der arabischen Stadt. Der Wüste aber sind solche Regeln ebenso fremd und zuwider wie feste Mauern und regelmäßige Arbeit. Wohl kennt auch das Beduinenzelt seine Frauenseite, auf die die Weiber namentlich während der Gastmähler beschränkt sind. Diese sind ausnahmslos Herrenessen. Aber das junge Mädchen darf ungehindert den hungen Burschen kennenlernen, sei es beim Brunnen oder auf der Kamelweide. Auch in der Liebe sind die Kamele die unzertrennbaren Gefährten ihrer Herren und die ersten Zeugen der Liebschaft, die sich zwischen Burschen und Mädchen anspinnt. So wie Bub und Mädchen oft beisammen sind, werden auch ihre Kamele zu Gespielen. Das mittelbeutsche: „Ich bin din, du bist min . . ." hat sein arabisches Gegenstück. „Ich liebe sie. sie liebt mich, und mein Kamel liebt ihr Kamel."

Es waren zwei Wüstenkinder

„Ich will euch eine Liebesgeschichte erzählen, die in der Wüste berühmt ist" sagte Amber. Mohammed Ali hatte sich schon in seinen Schafspelz, dessen dunkelrot gefärbtes Leder nach außen gekehrt ist, zum Schlafen zusammengekauert. Um uns her liegen die Kamele. Vom Feuerschein erleuchtet, mit ihren hocherhobenen Köpfen, gleichen sie seltsamen Sphinxen. Ich hatte schon oft Kamele wiederkäuen gesehen. Ich hatte sie noch nie wiederkäuen gehört. Hier in der Stille der Wüste erdröhnten ihre mahlenden Kiefer, langsam, gleichmäßig wie rotierende Maschinen. Sie hielten sich unbeweglich, mit halbgeschlossenen Augen. Auf dem sonst so verschlossenen Gesicht lag nun ein Ausdruck von Zufriedenheit und Behagen. Selten nur senkte eines der Tiere den Hals um ausruhend den Kopf nachdenklich auf die Knie zu legen.

Und Amber begann zu erzählen. den Klang eines jeden seiner Worte auskostend, die Augen voller Spannung, als wäre er selbst Zuhörer.

Ausuch und ein Emir, deren Familien seit Jahren verfeindet waren, trafen sich auf einem Ritt. Der alten Fehde milde, in leutseliger Laune, erkundigten sie sich nach ihren Familien.

(Fortsetzung folgt.)

Di· Vorbereitungen in Aegypten

Im Zusammenhang mit den militä·ischen Vorkehrungsmaßnahmen, die England zur Zeit in Aegypten trifft, veranstaltete die ägyptis he Armee in der Wüste bei Kairo umfangreiche Manöver, an denen u. a. auch diese Abteilung Gebirgsartillerie teilnahm. (Scherl Bilderdienst, K.)

Liebe in der Wüste

Um vier Uhr machen wir halt. Die Kamele sollten noch eine Stunde vor Einbruch der Dunkelheit weiden können. Diese drei Stunden grasen im Tag — grasen bedeutet das Wiederkäuen dürrer Stauden — war die einzige Nahrung der Kamele. Getränkt wurden sie unterwegs nie. Das Wasser, das wir in den Schläuchen aus Schafshaut mit uns führten, reichte gerade, um Tee zu kochen. Wir konnten es nicht an überflüssige Dinge, wie Waschen und Zähneputzen, verschwenden. Zeit beschenken wegnahte, die Kamele abzusatteln, zu jeder Dienstleistung uns gegenüber aber zu stolz schien, breitete Amber hilfsbereit unsere Schafspelze um das Feuer und stopfte die Sattelkaschen zu unseren Rücken.

Die Frau besand darauf, mit Nora an einem besonderen Feuer zu kasten. Die Beduinensitte hätte diese Absonderung nicht gefordert, welche vielmehr ihren Grund in der Scheu vor einem europäischen Manne hatte. Denn die Beduinin ist nicht die Haremsfrau, die nie ohne Schleier vor Fremden erscheinen darf, die von ihren Eltern verheiratet wird, ohne daß sie ihren Bräutigam je erblickt hätte. Alles dies ist Frauenschicksal in der arabischen Stadt. Der Wüste aber sind solche Regeln ebenso fremd und zuwider wie feste Mauern und regelmäßige Arbeit. Wohl kennt auch das Beduinenzelt seine Frauenseite, auf die die Weiber namentlich während der Gastmähler beschränkt sind. Diese sind ausnahmslos Herrenessen. Aber das junge Mädchen darf ungehindert den hungen Burschen kennenlernen, sei es beim Brunnen oder auf der Kamelweide. Auch in der Liebe sind die Kamele die unzertrennbaren Gefährten ihrer Herren und die ersten Zeugen der Liebschaft, die sich zwischen Burschen und Mädchen anspinnt. So wie Bub und Mädchen oft beisammen sind, werden auch ihre Kamele zu Gespielen. Das mittelbeutsche: „Ich bin din, du bist min . . ." hat sein arabisches Gegenstück. „Ich liebe sie. sie liebt mich, und mein Kamel liebt ihr Kamel."

Es waren zwei Wüstenkinder

„Ich will euch eine Liebesgeschichte erzählen, die in der Wüste berühmt ist" sagte Amber. Mohammed Ali hatte sich schon in seinen Schafspelz, dessen dunkelrot gefärbtes Leder nach außen gekehrt ist, zum Schlafen zusammengekauert. Um uns her liegen die Kamele. Vom Feuerschein erleuchtet, mit ihren hocherhobenen Köpfen, gleichen sie seltsamen Sphinxen. Ich hatte schon oft Kamele wiederkäuen gesehen. Ich hatte sie noch nie wiederkäuen gehört. Hier in der Stille der Wüste erdröhnten ihre mahlenden Kiefer, langsam, gleichmäßig wie rotierende Maschinen. Sie hielten sich unbeweglich, mit halbgeschlossenen Augen. Auf dem sonst so verschlossenen Gesicht lag nun ein Ausdruck von Zufriedenheit und Behagen. Selten nur senkte eines der Tiere den Hals um ausruhend den Kopf nachdenklich auf die Knie zu legen.

Und Amber begann zu erzählen. den Klang eines jeden seiner Worte auskostend, die Augen voller Spannung, als wäre er selbst Zuhörer.

Ausuch und ein Emir, deren Familien seit Jahren verfeindet waren, trafen sich auf einem Ritt. Der alten Fehde milde, in leutseliger Laune, erkundigten sie sich nach ihren Familien.

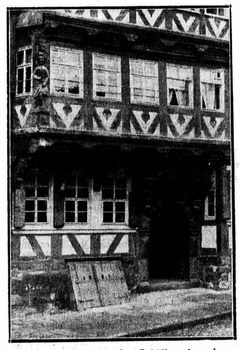
(Fortsetzung folgt.)

Der hessische Holzbau

Von Bruno Jacob

Wir wissen heute wieder um das Gesicht der deutschen Landschaft, das nicht zuletzt durch seine baulichen Eigenarten mitbestimmt wird. Und wenn heute Neubauten aufgeführt werden, so gehen die Bemühungen dahin, die Bauten auch mit modernen Mitteln harmonisch in das Landschaftsbild einzuordnen. Es muß indeß der Sinn für die Schönheiten landschaftsverbundener Baukunst in noch immer stärkerem Maße geweckt werden. Das kann und muß dadurch geschehen, daß wir den Blick auf die Schönheiten der Baugestaltung lenken, die uns die Vergangenheit in so reichem Maße in allen deutschen Landen geschenkt hat. Ein Beispiel sei auch der hessische Holzbau.

Der Charakter einer jeden deutschen Landschaft wird nicht nur bestimmt durch ihre tektonische Gestaltung und den sie bewohnenden Menschenschlag, sondern auch durch die Erzeugnisse der Kultur und Wirtschaft, die der dort wohnende Mensch unter Ausnutzung der gegebenen Verhältnisse schafft. So ist für das niedersächsische Gebiet der Einzelhof charakteristisch, in welchem sich unter dem tiefhängenden Strohdach Wohn- und Wirtschaftsräume um die weiträumige Tenne gruppieren, so für das mittelrheinische Land das massive Haus mit der Schieferbedachung, um nur diese Beispiele zu nennen. Aber für den hessischen Raum, der mit annähernd 40 Prozent Waldbedeckung zu den waldreichsten Gebieten Deutschlands zählt, ist der Fachwerkbau, der Holzbau, charakteristisch. Mit dunklen Balken, weiß getünchten Gefachen und dem roten Ziegeldach aibt dieser Typus des Hauses dem hessischen Dorfe sein Gepräge. Aber nicht nur ihm, sondern auch den Städten und Städtchen, soweit es sich um bodenständige Bauart handelt. Auch hat ja die Fortkultur der letzten zwei Menschenalter einschneidend die Bauart des Landes, den hessischen Holzbau, beeinflußt und zurückgedrängt. Man sollte sich aber seines Wertes im Landschaftsbilde und als Denkmal bodenverwurzelten Volkstums wieder besser bewußt werden und jene Bauart verstehen lernen als Zeugnis eines Waldreichtums, der sich auch in der Holzkultur der Technik bis ins 19. Jahrhundert ausgedrückt hat.



Feine Schnitzereien im Gebälk geben dem Hause Ausdruck und Zier
(Von einem Bürgerhaus in Allendorf.)

Schon

das vorgeschichtliche haus

der Latène-Zeit in Hessen, das wie ein Hausdach sich über den Wohnraum erhob, zeigt mit seiner Balkenstellung und der Ausfüllung der schrägen Wände mit Stakenflechn ein wesentliches Merkmal des späteren Holzhauses, mehr aber noch die Häuser aus der Zeit um Christi Geburt, die uns die Grabungen auf der Altenburg bei Niedenstein nachgewiesen haben, wo sich in dieser im Jahre 15 n. Chr. durch Germanikus zerstörten chattischen Volksburg Häuser fanden, die mit senkrecht aufgehenden Wänden aus Balkenkonstruktion und mit Stakenflechtfüllung, dazu einem Schilf- oder Strohdache, schon alle Merkmale des späteren niederhessischen Hauses zeigen.

Wenn uns auch kaum ein mittelalterliches Bauernhaus noch in hessischen Dörfern erhalten ist und die Mehrzahl der heute noch vorhandenen dem späten 17. und dem 18. Jahrhundert entstammt, so kann man doch sagen, daß es sich nur um eine Fortbildung des eben geschilderten Typs handelt, wobei man ursprünglich noch nicht einmal an ein gemauertes Fundament zu denken braucht, da man zunächst den Schwellbaum einfach auf die planierte Erde legte und auf ihm das aufgehende Fachwerk verzapfte. Dabei wurde keinerlei Eisen verwandt, sondern das Befestigen der Einzapfungen geschah kunstgerecht mit Holznägeln. Immer aber war es das Eichenholz der hessischen Waldungen, die noch den lichten Bestand breitästiger Eichen aufwiesen. Die Ueberlassung der Eichenstämme an Bürger und Bauern auch aus den landesherrlichen Forsten war ein bis zur preußischen Gesetzgebung von 1867 unantastbares Recht des hessischen Volkes an „seinem Wald". Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sehen wir hier und da den Bau ländlicher Häuser ohne Fundamentmauern, die erst später manchmal untergemauert werden. Damals stellte sich ein solches Haus im Kinzigtale auf 500 Frankfurter Gulden, wobei man schon ein stattliches Gebäude mit Obergeschoß und einer Grundfläche von etwa 50:40 Fuß haben konnte. Oft erhielten die Hauptbalken der Front oder der Stirn der Tür Inschriften, die entweder nur den Namen des Bauherrn und seiner Ehelebiten nebst dem Baujahr wiedergaben, oder auch einen Segensspruch oder ähnliches brachten. Dafür hatte sich im Handwerk eine Reihe von stehenden Spruchformen herausgebildet, die oft auch abgewandelt oder total gelöst waren, die aber immer mit dem Stemmeisen in den Balken aus freier Hand eingekerbt wurden. War dann das Haus „gerichtet", dann wurden die Gefache durch „Stiden und Kleiben" ausgefüllt. Das heißt, der Maurer brachte mit Stroh umwickelte kantige Holzstäbe oder eine Art Flechtwerk an und füllte über diesen Kern das Gefach mit Strohlehm, über den dann der weiße Kalkputz aufgetragen ward. An Oberhessen vornehmlich brachte man auf diesem aufgemalte Sprüche, vielfach unter Beigabe bunter Blumenmuster, an, oder man verzierte die Gefache durch Kratzputz, wobei die Muster auch meist aus freier Hand aufgebracht wurden. Schon die Geschichte und Technik des Kratzputzes würde einen breiten Raum einnehmen, wollte man sie eingehend schildern. Oft aber auch kehren auf den Eckbalken des Hauses bestimmte Muster, eingeschnitzt, wieder. So Sonnen oder halbe Sonnen, und man kann vielleicht diese Tierrate auf mythische Vorstellungen unserer Vorväter zurückleiten, die sich im Hessenlande unbewußt erhielten, wie sich ja auch hier die Sagen und Märchen besonders reich erhalten haben. Beides begünstigt durch die Abgeschlossenheit vieler Waldtäler, die fernab von den das Hessenland durchziehenden Hochstraßen des Verkehrs das Volkstum bewahren helfen.

Aber nicht nur auf dem Lande herrschte der Holzbau, sondern auch

das Bürgerhaus der hessischen Stadt

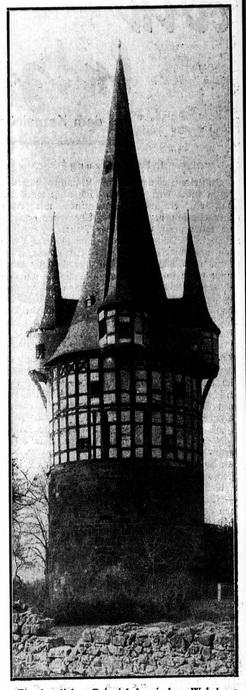
gehörte ihm. Hatten doch die meisten Städte auch größeren Waldbesitz, der den Bürgern Bau- und Brennholz in reichstem Maße lieferte. Man denke nur an das Städtchen Naumburg, dessen Waldbesitz die Bürger nicht nur frei machte von allen städtischen Lasten, sondern auch ihnen noch alljährlich einige Stämme Bauholz eintrug, die verkauft werden konnten. Und in Melsungen erinnert der Spitzname der „Bartenwetzer" an die Uebung der Bürger, auf den Brückenpfeilersteinen der Fuldabrücke ihre „Barte", d. h. die Holzart, zu wetzen, wenn sie in den Stadtwald gingen. Da entstanden dann in der Zeit der bürgerlichen Hochblüte im 15. Jahrhundert Bürgerhäuser, wie die in der Brüderstraße zu Kassel, wo noch die Knaggen den vorkragenden Balken des nächsten oberen Geschosses tragen und die Gefache durch überkreuzende Schräghalken verstärkt und verziert sind, während wieder in einem anderen Falle der Zimmermann sich selbst als Träger des Hauses unter einer Knagge darstellte. — Dann treffen wir in der Zeit der Renaissance und bis ins Frühbarock den Holzbau weiter als monumentalen Bürgerbau an, der sich wuchtig in das Stadtbild einfügt, z. B. in der Dreiecker-Ecke des Kasseler Altmarktes, oder mit der welschen Haube eines Eckhauses am Weißen Hof, wo leider das Hauptstück „aus Verkehrsrücksichten" gesunken ist; ferner in der Südergasse zu Allendorf a. d. Werra oder zu Melsungen, wo sich der Eckbalken eines Hauses an der Brückenstraße als Soldat in der Tracht des Dreißigjährigen Krieges vorstellt. — Ueberall aber ist der Eckpfosten des Holzhauses ein Gegenstand liebevollster Behandlung durch den Zimmermann. Denn hier ließ sich durch Ausgestaltung des Eckpfostens mit seinen Schräghölzern und den oberen Querriegeln jene Gestaltung erreichen, die man als „Wilden Mann" bezeichnete und der man auch eine gewisse mythische Bedeutung über die rein technischen Zweckmäßigkeiten hinaus zugelegen will. Vielleicht hängt auch die oben erwähnte Soldatenspielart mit der Idee des „Wilden Mannes" zusammen. —

Dem späten Mittelalter jedoch gehört in Hessen

die gotische monumentale holzarchitektur der Rathäuser

Wenn wir auch geistlich manches andere dieser Rathäuser voranstellen dürfen, so muß doch an erster Stelle jenes zu Frankenberg a. d. Eder genannt werden. Es entstand 1476, gleich nach dem schweren Brande, der die reiche oberhessische Handelsstadt an der Weinstraße (richtiger: Wagenstraße) heimgesucht hatte. Mit zehn Giebeltürmchen, die wie aufgereckte Lanzen in das Himmelsblau ragen, verkörpert dieser frühgotische Holzbau dieselbe Idee, wie sie in größerem Maße S. Marien zu Danzig mit ihren Seitentürmchen aufweist.

Das gotische Fachwerk-Rathaus mit drei, der Marktfront zugekehrten Giebeltürmchen lebrt noch wiederholt in Hessen wieder. Vielleicht das älteste, uns erhaltene, dessen Erkertürmchen aber eine gefühllose Hand abgeschlagt, ist jenes 1528 erneuerte Rathaus zu Bierenberg aus dem Jahre 1410. Hier vereinigen sich gut die Verwaltungsräume mit der Kaufhalle, die nun zum Ratskeller eingerichtet ist. Viel reicher und wuchtiger natürlich war das Altstädter Rathaus von Kassel, das 1837 niedergelegt, heute nur im Modell noch erhalten ist: auf steinernem Sockel erhoben sich zwei Obergeschosse, die in der Marktfront von einem Giebel überragt wurden, den die drei Türmchen krönen bzw. flankieren. Es fiel etwa



Ein herrliches Beispiel hessischen Wehrbaus
Der Junker-Hansen-Turm in Neustadt

gleichzeitig mit seinem Schwesterbau, dem gleichgearteten Rathause zu Fritzlar. Es war dieselbe Unvernunft, die sich an diesen Baudenkmälern verging, die auch die Bürgerhäuser überputzte und die Balkenköpfe abschnitt oder überkappte, um die Häuser dem Ideal eines mißverstandenen Klassizismus anzugleichen. So begann an der reichen Holzarchitektur in Hessen das liberale Biedermeiertum seine „Erneuerungsarbeit, die dann in den Backsteinorgien der Gründerzeit sich vollends austobte, zum Schaden unserer bodenständigen deutschen Entwicklung.

Es gilt aber noch, einen Blick zu werfen auf den

Wehrbau

der sich im späten 15. Jahrhundert noch einmal der Holzarchitektur bediente. Wenn auch nur für die Obergeschosse von Wehranlagen. Da reckt sich als Hauptzeuge der Junker-Hansen-Turm zu Neustadt (Kr. Marburg), früher Mainzisch-Neustadt genannt, empor. Ein massiver Rundturm mit hohem, geschieferten Kegeldach und vier Eckürmchen, so wuchs er nach dem Plane des Meisters Hans Jakob von Ettlingen empor, den Junker Hans von Dörnberg, der allmächtige Landhofmeister, der „heimelsche Landgraf", nach Hessen gerufen hatte, wo er auch noch an anderen Schlössern sein Können zeigte. Erhalten ist namentlich noch der verwandte Bau der beiden Türme des Hochschlosses auf Burg Herzberg im Knüll. Charakteristisch für die Wehrtürme des genannten Meisters, wie er sie auch noch ausgeführt an Teilen des Schlosses Herzberg und den im Feuer des Krieges gefunkenen des Schlosses Friedewald gab, ist die große Höhe der steilen Kegeldächer und die des Lehnfirstes ihrer Zimmerung. Noch war ja die Wirkung des Feuergeschützes nicht so groß, und so erklären sich auch die Fachwerkkonstruktionen dieser malerischen Türme. Nur sind sie nicht mit Lehmfüllungen, „Fitzertenwerk", sondern mit Bruchsteinen ausgemauert. Das haben wir auch schon an vielen Bürgerhäusern, wo man daneben noch luftgetrocknete Lehmsteine oder Feldbrand-Ziegelsteine verwandte.

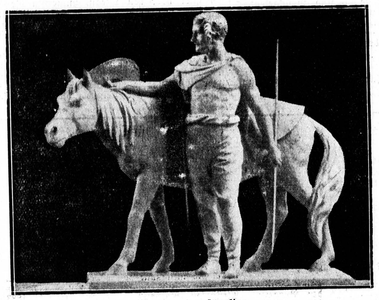
Es konnte natürlich nur ein roher Abriß sein, der hier zur Geschichte des hessischen Holzfachwerkbaues gegeben wurde. Aber er zeigt von dem Holzreichtum der hessischen Waldungen, die noch nicht durch Uebervölkerung reduziert und in ihrem natürlichen Wachstume verändert waren. Die Umwandlung der Wälder aus ihrer Ungebrochenheit in „Holzfabriken" zur rationellen Rottannenerzeugung mußte natürlich auch hier seine Wirkungen äußern, ganz zu schweigen von den Einflüssen der kapitalistischen Bauspekulation. Aber darum gerade ist der hessische Holzbau ein Denkmal bodenständiger Baukultur und eines mit seinen Mitteln voll vertrauten Bauhandwerkerstandes.

Gotisches Rathaus (Duderstadt) mit reicher Holzarchitektur (Herstellung der Bilder: WV.)

Die Jugend der Jahrhunderte

Das Jahr 1936 bringt uns in den olympischen Spielen den Wettkampf der Jugend der Welt. Beinahe alle Nationen haben sich zur Teilnahme gemeldet; jedes Volk wird die Besten seiner Jugend entsenden, um sich in friedlichem Kampf zu messen. Es liegt eine hohe Idee in diesen „Spielen", welche die Jugend der Welt alle vier Jahre kameradschaftlich miteinander veranstaltet, es liegt darin das offene Bekenntnis der Jugend zur Tüchtigkeit, zu allen jenen Tugenden, welche die Ehre des Mannes ausmachen: Kraft, Einsatzbereitschaft, Ehrgefühl, Wehrbewußtsein, Hochachtung vor der Leistung des Gegners aber auch Wahrung der eigenen Würde, Wille zur Verständigung, zum friedlichen Miteinander auf Ehre und Treue!

Diese hohen Ideale haben die Jugend aller Jahrhunderte bewegt. Das leuchtendste Beispiel haben wir in den alten Griechen der klassischen Zeit, die schon Jahrhunderte vor Christus alle vier Jahre als Fest der kampfesfrohen Jugend ihr Olympia feierten. Die Bedeutung, die diesen Spielen, und damit überhaupt der Jugend beigemessen wurde, erhellt daraus, daß die Griechen sogar in ihrer Zeitrechnung sich an die Olympischen Spiele hielten. Die Wettkämpfe wurden als großartige Nationalfeste in Olympia ausgetragen, einem heiligen Bezirk in Elis, wo die Neuzeit noch die Trümmer der Tempel und Schatzhäuser, Bruchstücke heiliger Bildwerke und Weihgeschenke im Schoße der Erde fand. Darin aber zeigt sich auch in erster Linie, welcher Unterschied zwischen den klassischen Griechen und modernen Spielen besteht: Die Griechen feierten in Olympia in dem Wettkampf der Jugend ein religiöses und nationales Fest, das zur Ehre der Götter veranstaltet wurde. Aber in der Reihenfolge der Kämpfe finden wir wieder viele Uebungen, die auch heute noch die Basis der sportlichen Ertüchtigung bilden: Der Lauf, der Fünfkampf, Ringen und Faustkampf, Waffenspiele, Wagenrennen, Reiten. — Ziel dieser sportlichen Uebungen bei den Griechen war die körperliche Ertüchtigung des jungen Menschen, „Kalos k'agathos" war sein Ideal, also der körperlich schöne und seelisch ausgeglichene und edle Mensch. Es verbanden sich dazu noch geistige Darbietungen mit den sportlichen Wettkämpfen, die vor allem in der dichterischen Landschaft Attika gepflegt wurden. — Auch bei der römischen Jugend stand die körperliche Tüchtigkeit in hohem Ansehen, solange Rom eine national geschlossene Macht blieb. In Rom erzog den Jünaling das Heer. Und nirgends finden sich ergreifendere Mahnungen an die Jugend, die Sitte der Väter zu ehren, einfach und in Zucht zu leben, als bei den alten römischen Schriftstellern. Aber an keinem Volke hat sich auch die Tragödie völkischen Zusammenbruchs erschütternder erfüllt als im Imperium Romanum. Reichtum und Wohlleben, Zerrissenheit und Klassenkampf haben das römische Volk kraftlos und mürbe gemacht, unfähig, das Zepter der Welt zu führen. Die Tragödie des Zusammenbruchs eines Volkes ist immer die Tragödie einer Jugend. Wo keine Jugend gesund und voll Lebenskraft heranwächst, da muß die herrlichste Kultur glanzlos vergehen.



Germanischer Jüngling
Modelliert von der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle (S.).

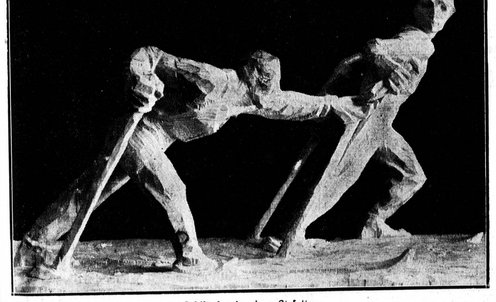
Es waren die jungen germanischen Stämme, die dem Römerreich den Todesstoß gaben. Keine großen Kunstwerke und keine Schriften haben uns die jungen Völker unserer Ahnen hinterlassen, aus denen wir die Blüte ihrer Jugend zu erkennen vermöchten. Aber welch unbändige jugendliche Kraft, welche Lebensbejahung muß in diesen Völkern gewesen sein, die sie auf die Wanderung trieb, sich eine neue Heimat zu suchen. Und das sterbende römische Volk mußte in seinen Schriftstellern selbst Kronzeuge für die germanische Tüchtigkeit werden. Sie berichten uns auch über die Erziehung der Jugend bei unseren Vorfahren. Sie erzählen uns, wie die Jünglinge in ständiger Uebung ihres Körpers aufwachsen, wie sie sich in Kampfspielen mit ihren Altersgenossen messen, bei Schwertänzen ihre Geschicklichkeit erproben. Aber bei ihnen war die Uebung auch bitterste Lebensnotwendigkeit, vielmehr als das Spiel bot ihnen der Kampf mit dem Feind Gelegenheit ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Auch die altnordische „isländische Sägur" weiß vom sportlichen Wettkampf der jungen germanischen Mannschaft.

In der Folgezeit kam das Christentum auch zu den Völkern Germaniens. Die verschiedenen Stämme einten sich, und die Frucht dieser Einigung war das große starke mittelalterliche Reich der Deutschen. Es ist ganz unbenkbar, daß dieses Reich einen so langen Bestand gehabt hätte, würde es nicht auf die Ertüchtigung seiner Jugend den allergrößten Wert gelegt haben. Und tatsächlich wurde das höchstes Ziel die junge Mannschaft im Mittelalter zum und körperlicher Bildung erkannte. Der Jüngling brachte seine Jugendzeit „bei Hofe", d. h. auf einer Burg zu, wo er alle ritterlichen Tugenden und Fähigkeiten erlernen mußte. Den feierlichen Abschluß bildete dann der Ritterschlag, durch den der Jüngling in den Stand der freien Ritter aufgenommen war. Aber so hoher Blüte sich das Rittertum auch erfreute, es verfiel in späteren Jahrhunderten und gab seine hohen Ideale preis.

In der neueren Zeit fehlte es nicht an Bemühungen, die Leibesübungen, wieder in Geltung zu bringen. Namen wie Basedow, Salzmann, Guts-Muths, Vieth, Pestalozzi haben guten Klang; aber sie legten erst den Grund, auf den seit 1811 der Turnvater Jahn sein so volkstümlich gewordenes Turnen aufbauen konnte. Wieder war es die Not des Vaterlandes, welche die Jugend trieb, den Körper zu stählen. In Schweden und England wurden dann gleiche Strömungen lebendig und das Verständnis für die Leibesübungen wuchs immer fort.

Dann leitete die Erneuerung der modernen olympischen Spiele und das erste olympische Fest in Athen im Jahre 1894 eine neue Aera des Sports und der Leibesübungen ein. Es wurde die große Tradition des antiken Olympia durch die Jugend der modernen Welt wieder aufgenommen. Zwar unterscheiden sich die modernen olympischen Spiele von den antiken um ein Bedeutendes: Sie haben nicht den landschaftsverbundenen religiösen und nationalen Charakter wie bei den Griechen, sondern die Idee unseres Olympia ist übernational, weltumspannend. Aber geblieben ist die hohe Idee des mannhaften Wettstreits, der allezeit von der Jugend aller Jahrhunderte als der Ansporn und Impuls immer regeren Lebens angesehen wurde. Nach dem Weltkrieg wurde der Sport wieder Allgemeinbesitz der ganzen Jugend. Wenn darum in diesen Tagen in Garmisch-Partenkirchen die olympischen Spiele ihren Auftakt nehmen und im August in Berlin ihren Höhepunkt erreichen, dann ist dieses Olympia wieder ein Olympia des ganzen deutschen Volkes, insbesondere aber seiner Jugend geworden. Die Olympiaglocke trägt auf ihrem Mantel den stolzen Spruch: „Ich rufe die Jugend der Welt." Möge durch die Achtung und Ehre, die der sportliche Wettkampf unter den Teilnehmern fordert, der Friede der Welt als ein Friede auch der Achtung und Ehre gefestigt werden.

J. J. L.



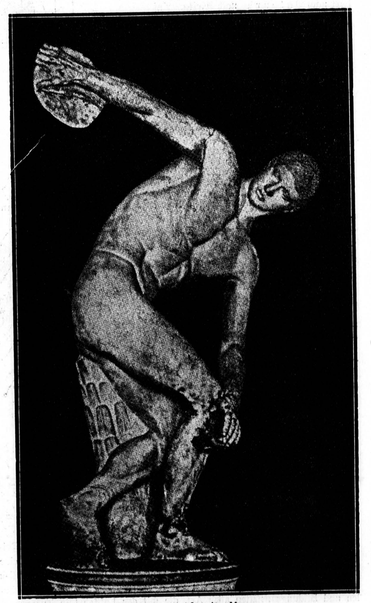
Schläufer in einer Stafette

Der modernen Jugend ist die Pflege der Leibesübungen eine Selbstverständlichkeit. Ihr blieb es vorbehalten, den Schneesport als wichtigen Teil zu den Gesamtleibesübungen hinzu zu entdecken. — Unser Bild ist ein Schnitzwerk Oberammergauer Künstler aus der Werkstätte von Gg. Lang sel. Erben. Es prägt in sehr starkem Maße auch die innere Haltung des sportlichen Kämpfers aus: aufrechten Sinn und restlosen Einsatz. (Bilder (3) WV.)

Der Ritter

Aus dem Eingang zum „Parzival", jenem großen Heldenepos, in dem Wolfram von Eschenbach die Ideale des christlichen Rittertandes besingt. (Um 1200)

Die Mär, die wir erneuen,
die sagt von großen Treuen,
. . . . . .
von Mannes Mannheit fest und grad,
die sich vor keiner Härte bog,
vom Mann, den nie sein Mut betrog,
daß, wo sich ihm ein Streit entspann,
sein Stahlarm nicht den Sieg gewann
mit manchem hohen Preise.
. . . . . .
ich seh' ihn vor mir stark und mild,
für Weibes Aug' ein süßes Bild,
für Weibes Herz ein sehnend Leid,
doch rein von Makel allezeit.

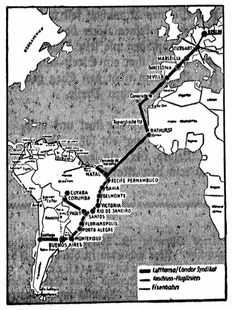


Der Diskuswerfer des Myron
Die Griechen der klassischen Zeit gaben uns das erste Beispiel einer planmäßigen Pflege des Körpers durch Leibesübungen.

Sechs Millionen Briefe flogen über den Atlantik

Zwei Jahre regelmäßiger Luftpostverkehr nach Südamerika

Am 3. Februar 1934 verließ das erste planmäßige Postflugzeug der Lufthansa Deutschland zum Fluge nach Südamerika. Seitdem sind zwei Jahre vergangen, in denen die Deutsche Lufthansa zunächst alle 14 Tage, seit Mitte 1934 in jeder Woche einmal den Atlantik zwischen Europa und Südamerika und umgekehrt 140mal überflogen hat. Betrug die Flugzeit von Stuttgart bis Buenos Aires zunächst 5 Tage, so seit Durchführung des beschleunigten Dienstes nur 3½ Tage oder 88 Stunden.



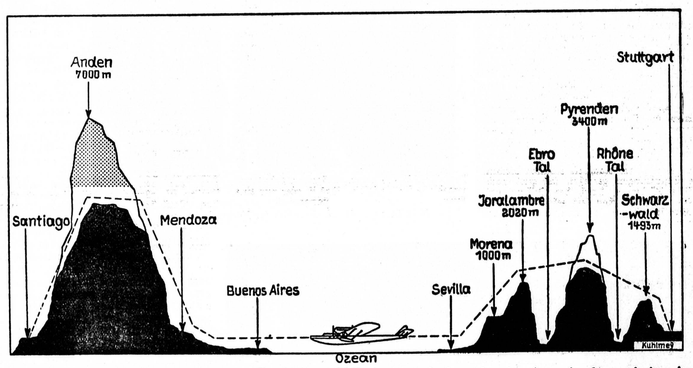
Tag- und Nachtflug über dem Ozean

Diese Beschleunigung wurde möglich, nachdem die praktischen Erfahrungen mit allen technischen Einrichtungen so weit fortgeschritten waren, daß auf dieser schwierigen Flugstrecke ununterbrochen Tag und Nacht durchgeflogen werden konnte. Dieser beschleunigte Dienst besteht seit dem 30. März 1935. An jedem Donnerstagfrüh verlassen die Anschlußflugzeuge Stuttgart zum Flug nach Sevilla. Hier werden die schnellsten Verkehrsflugzeuge, die Heinkel He 70, und seit kurzer Zeit auch die zweimotorige Heinkel He 111 verwendet, die Reisegeschwindigkeiten von etwa 300 Kilometer-Stunden erreichen.

Mit der Junkers Ju 52 geht es weiter über den Atlantik nach Las Palmas und von dort nach Bathurst nach Afrika. Auf diesem Streckenabschnitt fliegt die Post durch die erste Nacht. Die Landung in Bathurst erfolgt in völliger Dunkelheit. Sofort wird die eingetroffene Post von einer Barkasse an Bord der im Gambiafluß liegenden „Schwabenland" gebracht und in den auf dem Schleuderdeckstützen ruhenden Dornier-Wal verstaut. Während dieser Arbeit hat das Motorschiff sein Heck in den Wind gedreht und läuft langsam rückwärts gegen Brise oder Sturm. Diese Dunkelheit umfängt die Besatzung, wenn das Startzeichen gegeben und der Lufthansa-Wal in die Nacht geschossen wird. Eine Entfernung von 3050 Kilometer liegt vor der Besatzung. Noch bevor der Aequator erreicht ist, wird es hell. Rasch wechselt es hier von der Dunkelheit zum hellen Tage. Bald wird in Funkverbindung mit der vor Natal in Brasilien liegenden „Westfalen" getreten, die nachher auf dem Rückfluge absichern muß und den wirklichen Abschnitt der Ozeanstrecke zu sichern hat.

Knirschend läuft das Dornier-Flugboot auf den Sand am Strande von Natal, die BMW-Motoren haben wieder einmal den weiten Weg von Afrika nach Amerika geschafft. — 14¾ Stunden bis 18 Stunden dauert der Flug quer über das große Wasser. — Eilig wird wieder die Post umgeladen, jetzt in eine Ju 52, mit Schwimmern versehen, die der ganzen brasilianischen Küste nach Süden folgend bis Buenos Aires zu fliegen hat. Abermals gilt es 4705 Kilometer über den Atlantik zu fliegen, und bald kommt auch dieses Flugzeug in die Nachtstunden. Rio de Janeiro, Brasiliens Hauptstadt, ist etwa die Hälfte dieser wechselvollen Küstenstrecke. Mit der Landung in Montevideo wird Uruguay berührt und bald darauf ist auch Buenos Aires und damit der südlichste Staat Amerikas Argentinien, in Sicht gekommen. Etwa 14 000 Kilometer in 85 Stunden — gleich 3½ Tage — sind zurückgelegt. Doch einer der schwierigsten Streckenabschnitte ist noch zurückzulegen, wenn auch die Entfernung Buenos Aires — Santiago in Chile nur 1300 Kilometer beträgt.

Vor Betrachtung der Hochseebirgslinie sei auf die Leistungen kurz eingegangen, die allein auf den Ozeanstreckenabschnitten erreicht werden konnten.



Höhenunterschiede der Erdoberfläche auf der deutschen Luftpoststrecke Stuttgart–Santiago

Eine Million dreihunderttausend Kilometer

Allein in regelmäßigen Luftpostdienst, das heißt auf den 143 Flügen in zwei Jahren, wurden bisher von den deutschen Flugzeugen 1 300 000 Kilometer über dem Atlantischen Ozean geflogen, denn man muß berücksichtigen, daß die Flugzeuge dieser schwierigen Luftpoststrecke bereits an der spanischen Küste das Festland verlassen, um über 8500 Kilometer nach Bathurst zu fliegen. Dieser Weg führt zwar nicht quer über den Ozean, immerhin bleibt das Flugzeug aber stets über dem Atlantik, oft mehrere 100 Kilometer von der Küste entfernt. Betrachtet man den Streckenabschnitt Bathurst — Natal allein, also nur den Weg quer über den Ozean hinweg, dann wurden hier auf dieser Strecke weit mehr als 400 000 Kilometer zurückgelegt. Berücksichtigt man, daß noch vor kurzer Zeit einzelne, einmalige Ozeanflüge als besondere fliegerische Leistung in der Presse erwähnt wurden, auch noch als dieser erste und stets regelmäßige Atlantikluftverkehr der Lufthansa schon eingerichtet war, dann kann man ganz ermessen, welche Bedeutung diesem Dienst zukommt, der ungeachtet aller Witterungsverhältnisse, ungeachtet der Tages- und Jahreszeiten stets planmäßig abgewickelt werden mußte und abgewickelt wurde.

68 Grad Temperaturen-Unterschied

Von Buenos Aires bis Santiago in Chile, dem Küstenland im Stillen Ozean, im Südwesten des amerikanischen Kontinents, führt der Flugweg über das höchste Gebirgsmassiv der Welt, über die Anden. In Mendoza, dicht vor dem schroff bis über 7000 Meter hoch aufsteigenden Gebirge, wird noch eine Zwischenlandung vorgenommen. Derart startet die Ju 52, die auf dem letzten Streckenabschnitt wieder als Landflugzeug mit Rädern versehen, eingesetzt ist, zum Fluge über dieses höchste Hindernis. Der Mitteleuropäer kann sich nur schwer eine Vorstellung von der Wildheit und Schroffheit der Anden machen. Herrschen noch vor kurzer Zeit 40 Grad Wärme, so sinkt jetzt die Temperatur rasch tiefer und tiefer in dem steil mit den Aufwinden emporkletternden Flugzeug. Wilde Wolkenformationen hallen sich empor, und Böen von bis zu 200 Kilometer Geschwindigkeit packen die Maschine, die dicht an den Gipfeln des 7203 Meter hohen Aconcagua und des 6800 Meter hohen Tupungato vorbei ziehen muß.

Kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung

Während fast alle bisher eingerichteten großen Weltfluglinien zuerst politische Aufgaben zu erfüllen hatten und kolonialen Interessen dienten, hat die Lufthansa hier eine Luftpoststrecke geschaffen, die sich niemals auf eigene Kolonien stützen konnte, da Deutschland noch immer seiner wohlerworbenen Ueberseebesitzungen beraubt ist. Trotzdem gelang es der Deutschen Lufthansa, diesen Dienst über drei Erdteile, acht verschiedene Länder, den Atlantik und die Anden hinweg einzurichten, um mit dieser Strecke Deutschland und der gesamten zivilisierten Welt einen Schnellverkehr zu schaffen, der für den Handel und Wandel zwischen Europa und Amerika sehr rasch größte Bedeutung erlangen konnte. Das beweist die Tatsache, daß bisher, also in etwa zwei Jahren, auf 143 Flügen etwa 6 000 000 Leichtbriefe von je 5 Gramm Gewicht befördert wurden. Trotz der Verdichtung des Dienstes stieg die Menge der jeweils an Bord der Flugzeuge genommenen Postmengen stetig, und bewies damit am besten, daß wir hier eine Arbeit von kultureller und wirtschaftlicher Bedeutung leisten, die dem Allgemeinwohl und lediglich der gegenseitigen Annäherung der Völker dient. Dieser Erfolg ist der schönste Dank für alle die Männer, die an dem Aufbau und an der Durchführung dieser schwierigsten Flugstrecke mitarbeiten konnten.

Zwei Fliegerlieder

Bastel-Lied*

Ans Werk, Kameraden, und laßt nur die Andern die Felder und Wälder und Städte durchwandern, wir suchen die Sehnsucht im himmlischen Feld — Wir bauen den fliegenden „Kiekindiewelt"!

Ich hab' keine Zeit, so sprechen die Einen! Ich will meine Ruh, die Anderen meinen. Wir aber schaffen mit Zeit, ohne Geld den kleinen, den fliegenden „Kiekindiewelt"!

Gesägt und gebogen, gebohrt und gemessen! Vom Fliegenerlernen sind wir besessen. Wir werden im Luftmeer Kämpfer und Held — Wir bauen den fliegenden „Kiekindiewelt"!

Gefeilt und geleimt an Klötzen und Leisten! Wir dienen dem Neuen, wir Freien und Dreisten. Wir dienen dem Führer — und wem es gefällt bau' mit an dem fliegenden „Kiekindiewelt"!

Kameraden, ans Werk, an die kleinen Modelle! Bald ziehn wir als Segler ins Weite und Helle, bald sind wir die Könige über der Welt — Wir bauen den fliegenden „Kiekindiewelt"!

*) „Kiek in die Welt" ist das Anfänger-Gleitflugmodell des DLV für 12- bis 14jährige.

Flieger-Marsch

Der freien, der stolzen, der mannhaften Jugend die freie, die stolze, die Fliegerei. Wir haben im Herzen die deutscheste Tugend: Wir fliegen den Mut und die Sehnsucht frei!

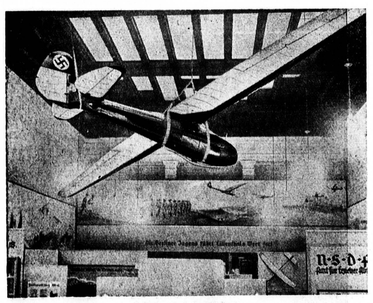
Wir hüten die Grenze, die Dörfer, die Städte, Wir wehren dem Feinde, dem Frieden zum Schutz. Wir kürzen die Weite in sportlicher Wette, der Technik, der Arbeit, dem Geiste zu Nutz.

Wir zwingen den Himmel hinab auf die Erde. Wir heben die Erde aus himmlische Reich, Wir fragen nicht weiter, was komme und werde — Wir sind ja der Mut, und der Mut ist reich.

Wir trotzen dem Wetter, wir lieben die Winde, Wir beugen die Schwäche dem harten Entschluß, Wir hassen die Weichheit des Lebens wie Sünde, Wir geben dem Tod den verklärenden Kuß.

Der freien, der stolzen, der mannhaften Jugend die freie, die stolze, die Fliegerei. Wir haben im Herzen die deutscheste Tugend: Wir fliegen den Mut und die Sehnsucht frei!

G. Grutimann



„Schule und Luftfahrt"

Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zu Berlin wurde im Beisein des Reichsministers Rust und des Ministerpräsidenten Göring eine Ausstellung „Schule und Luftfahrt" eröffnet, in die unser Bild einen Blick gewährt. In dieser Schau werden die Arbeitsergebnisse deutscher Schulen und Bildungsanstalten aller Art, die mit der Luftfahrt in Zusammenhang stehen, zusammengefaßt. (Atlantic, K.)

Ein neues deutsches Flugzeug

Die Bücker Flugzeugwerke in Rangsdorf bei Berlin haben unter dem Namen „Jungmeister" diesen neuen Einsitzertyp entwickelt. Die neue Maschine trägt als Triebwerk einen Hirthmotor von 140 PS, der eine Maximalgeschwindigkeit von 230 Stundenkilometer und eine Steigung mit Vollast in drei Minuten auf 1000 Meter ermöglicht. Der „Jungmeister" hat ausgezeichnete Kunstflugeigenschaften und ist vornehmlich als Einsitzer-Uebungsflugzeug und zur Weiterbildung von Flugschülern im Kunstflug gedacht. (Deutsche Presse-Photo-Zentrale, K.)

Glanz und Elend der Flimmerkiste

In 15jähriger, mühevoller Sammeltätigkeit hat der ehemalige Journalist Walter Jerven alle erreichbaren, kultur- oder zeitgeschichtlich irgendwie bedeutsamen alten Filmstreifen der Nachwelt erhalten und zu einem großen Archiv der Vorkriegsgeschichte vereinigt, das heute bereits nicht weniger als 120 000 Filmmeter umfaßt. Jerven gewährte einem unserer Mitarbeiter in einer Unterredung interessante Einblicke in den Aufbau und die Bedeutung dieser in der ganzen Welt einzig dastehenden Sammlung.

Unter Karl Gabriels Bett . . .

„Es war wirklich nicht leicht", erzählt Walter Jerven, „alle diese alten Filme vor der Vernichtung zu retten. Zusammenbrüche von Filmgesellschaften waren früher keineswegs an der Tagesordnung. Die Bildstreifen kamen dann mit in die Konkursmasse und wurden gewöhnlich eingestampft. Auch gab es in der Vorkriegszeit noch keinen Verleih. Die Filme mußten daher einzeln gekauft werden, kamen in Privatbesitz und wanderten, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan hatten, entweder auf den Dachboden, in die Rumpelkammer, zum Trödler oder auf den Müllhaufen. In allen diesen Orten habe ich schon die wertvollsten Entdeckungen gemacht. Die Filme aber, die nicht vernichtet wurden, waren chemischen Zersetzungserscheinungen unterworfen und mußten erst wieder gebrauchsfähig gemacht werden. Die alten Streifen meines heutigen Archivs entdeckte ich vor anderthalb Jahrzehnten in Filmen unter dem Bett des alten Karl Gabriel, eines der ersten Wanderkino-Pioniere. In derselben Stadt führten mich im Schaufenster eines Trödlers aufgehängte bunte „Filmbilder" zum Durchsuchen für große und kleine Kinder auf die Spur eines ganzen Sacks voll kostbarer, alter Filmstreifen, der wohl nur durch Zufall der Vernichtung entgangen war. Die mehrere 100 Filmmeter von der Küste entfernten, Betrachtet man den Streckenabschnitt Bathurst — Natal allein, also nur den Weg quer über den Ozean hinweg, dann wurden hier auf dieser Strecke weit mehr als 400 000 Kilometer zurückgelegt. Berücksichtigt man, daß noch vor kurzer Zeit einzelne, einmalige Ozeanflüge als besondere fliegerische Leistung in der Presse

Aus den Schätzen des Archivs

„Glanz und Elend der Flimmerkiste" hat Walter Jerven die einzigartige Film-Revue betitelt, die er aus den Schätzen seines großen zeitgeschichtlichen Archivs zusammengestellt hat. Schon die Filmtitel geben einen bezeichnenden Vorgeschmack von den Genüssen, die unsere Leute zu Tränen echter Rührung oder nicht minder aufrichtigen Lachstürmen hinrissen. „Drama an der Riviera", ein herzergreifendes Lebensbild, „Verlorene Ehe", ein tiefergreifendes Sittendrama, „Gemeinsame Ehe", hochspannend, „Hochzeitsfreuden", ein echtes Lebensbild, „Frühlings-Erwachen", Original-Liebesdrama, „Champagner-Elfe", ein Lebensbild in höchster Vollendung, — das sind so einige Filmtitel aus der Zeit der hohen Angströhren, filzbehinerten Schnürleibchen und des Jugendstilgemütes, Liebesszenen, die in ihrer Unnatürlichkeit und ungewollten Komik uns heute höchstens noch ein Lächeln abloden können, wechseln ab mit kulturhistorisch besonders aufschlußreichen Darstellungen. Da sieht man z. B. ein „vornehmes Automobil" aus dem Jahre 1900, dessen vorsintflutliches, offenes Verdeck mit einem malerisch drapierten — Tigerfell „geschmückt" ist, wobei der Tigerkopf mit den großen Glasaugen bis auf das Trittbrett herabhängt.

Kurz – aber billig!

Doch Spaß beiseite, unsere Väter interessierten sich im Film auch für anderes! So versäumten sie auch nicht, sich in Filmen über die Mode ihrer Zeit zu informieren. Ein Film aus dem Jahre 1907 die „Katastrophe von St. Francisko", einen Film von nur 40 Meter, zum Preise von 50 österreichischen Kronen. Wer hingegen die „Hochzeit König Alfons XIII.", einen Kurzfilm von 165 Meter Länge, erwerben wollte, mußte damals immerhin bereits 198 Kronen dafür anlegen.

Wiedersehen mit Toten

Natürlich kommt es bei Vorführungen derartiger uralter Filmstreifen oft genug zu eigenartigen Zwischenfällen. So entdeckte unlängst ein Kinobesucher in einem Kurzfilm aus dem Gefangenenlager Ruhleben seinen bereits vor 20 Jahren dort verstorbenen eigenen Vater, den er als 10jähriger Junge zum letzten Mal gesehen hatte, da er als englischer Staatsangehöriger während des Weltkrieges in dem Gefangenenlager Ruhleben bei Berlin interniert wurde. — Erst dieser Tage wurde außerdem Walter Jerven von der Witwe eines bekannten deutschen Heerführers im Weltkrieg um die Ueberlassung eines Filmstreifens gebeten, auf dem ihr längst verstorbener Gatte bei einer Truppeninspektion zu sehen ist.

So kommt es immer wieder vor, daß Tote plötzlich auferstehen und mit ihren Angehörigen oder Bekannten im Zuschauerraum ein erschütterndes Wiedersehen feiern können. Man erkennt nicht zuletzt an dieser Feststellung, wie ungeheuer sich die Welt in den letzten drei Jahrzehnten verändert hat, und wie viel die Gegenwart Walter Jerven zu verdanken hat, der die Vergangenheit aufs neue zum Leben erweckte.

Das Problem des historischen Films

Spaziert man heute durch die Buchhandlungen, oder auch nur an deren Schaufenstern vorbei, muß man auf den Gedanken kommen, das Lesepublikum interessiert sich allüberall für historische Roman-Biographien, — nicht nur bei uns, sondern auf allen Büchermärkten, in allen Sprachgebieten.

Und der Film? Auch er ist naturgemäß Modeströmungen unterworfen; aber den historischen Film gab es immer schon. Er verschwand zwar vorübergehend von der Leinwand, kam aber immer wieder. Doch seine Daseinsbedingungen sind andere als die des historischen Romans. Denn das Auge ist unbestechlicher, unerbittlicher, wenn es ein lebendes Bild, ein Filmbild sieht, als wenn es über Buchseiten hinweggeleitet. Der Film kann viel schwerer der Gefahr entrinnen, mitunter an das Panoptikum zu erinnern. Von vielen Größen der Geschichte wissen wir zu genau, wie sie aussahen. Wie also die Illusion nicht zerstören? Wer kann es unternehmen, einen Luther, einen Bismarck völlig glaubhaft hinzustellen? In der ganzen Filmgeschichte gibt es nur einen Fall, bei dem es dem Darsteller gelungen ist, in einer Serie von Filmen dem Publikum beinahe stärker seinen Ausdruck einzuprägen, als das unvergeßliche Antlitz selbst. Das ist aber nur eine Ausnahme, die die Regel bestätigt.

Was ist also zu tun? Schwer ist da eine Norm aufzustellen, doch die Erfahrung lehrt, daß man der Gefahr, an Wachsfigurenkabinette oder Panoptikum zu erinnern, vielleicht am besten entrinnt, wenn man die bekannten, allzubekannten Größen der Weltgeschichte mehr im Hintergrund läßt und das Kolorit der Zeit als großes Zeitgemälde mit einprägsamen historischen Nebenfiguren aufleben läßt. Die dichterische Phantasie muß dann durch dazu erfundene Gestalten, durch eine geschickte Mischung von Dichtung und Wahrheit, das Zeitgemälde bunt und anregend erstehen lassen.

Ein Beispiel dafür ist der neue Tobis-Europa-Film „Die klugen Frauen" von Jacques Feyder, dem großen französischen Regisseur, der uns jetzt in die breitausladende, lebensfrohe, sehr auf irdische Genüsse bedachte Barockzeit der Niederlande entführen will; ein Film, der im gleichen Milieu spielt, wie etwa Goethes „Egmont", doch beinahe ein Jahrhundert später. Die Typen sind die gleichen, wie in den Volksszenen bei Goethe, dazu einige Vordergrundfiguren filmisch glücklich gewählt. Feyder wollte ein sattiges, buntwimmelndes Zeitbild geben, das den Geist des niederländischen Barock einer, strotzend von einer Fülle interessanter und amüsanter Volkstypen, nur spärlich untermischt von wenigen historischen Gestalten, und zwar von solchen, die uns in der Geschichte noch ein Dichtwerk für ewig ins Gedächtnis gemeißelt hätten: historische Figuren zwar mit weltbekannten Namen, doch nur dem Namen, nicht dem Neuheren nach uns vertraut.

Jan Brueghel lebt auf, Sproß der berühmten niederländischen Malerdynastie Brueghel, Sohn des alten Pieter Brueghel, des „Bauern-Brueghel" (so genannt nach seinen Motiven) und Bruder Pieters des Jüngeren, des sogenannten „Höllen-Brueghel", ebenfalls nach seinen Bildertthemen so benannt. Jan selbst, der Sanfteste von ihnen, der „Sammet"-aber „Blumen-Brueghel" genannt, der spätere große Meister der noch heute in den Museen bewunderten Blumengemälde, die er als Erster in dieser Vollendung schuf. Manch einer, der im Museum im Haag vor dem wunderbaren Rubens-Gemälde „Der Sündenfall" andächtig steht, weiß nicht, daß außer der schönen Eva mit dem Apfel in der Hand und dem stämmigen Adam — zwei prächtige Rubens-Gestalten —, alles andere auf dem Gemälde, Pflanzen- und Tierwelt des Paradieses, von Jan Brueghel gemalt ist. Nicht allein Rubens, sondern auch andere große niederländische Meister haben den hervorragenden Landschaftler zur Ausschmückung ihrer Gemälde herangezogen.

Das ist also Jan Brueghel, im Film dargestellt von Albert Lieven, der den sanften, den „Blumen-Brueghel" verkörpern wird, ernster, es er äußerlich genau so aussah oder nicht. Für die Zeitgeschichte ist er jedenfalls ein wichtiger Akzent und so faßt ihn auch der Film auf, — ebenso die andere historische Figur, die im Film handelnd auftritt, den Herzog von Olivarez. Mit seinem vollen historischen Namen Herzog von San Lucar. Don Gaspard de Guzman, Graf von Olivarez, des Spanierkönigs Philipp IV. allmächtiger Minister und Günstling. Paul Hartmann, der bedeutende Staatsschauspieler, wird diesem Grandseigneur, Förderer der schönen Künste und der Literatur, Gönner von Calderon und Velasquez, sein markantes Gesicht leihen und man wird ihm diesen überlegenen Hofmann, diesen eleganten Weltmann, Schöngeist und Politiker glauben, einerlei, ob er hoagenau so ausgesehen hat oder nicht. Jedenfalls kann man verstehen, daß dieser spanische Grande, einst Mittelpunkt des höfischen und kulturellen Lebens in Madrid, dieser große Geist, in Paul Hartmanns kavaliershafter Gestalt auch für die Nöte und Sorgen der „klugen Frauen" des niederländischen Städtchens Boom Verständnis hatte, so daß der geschickte spanische Eroberer und Eindringling fast als Freund von der kleinen Stadt und ihren Bürgern schied.

Neben den beiden historischen Figuren, Jan Brueghel und dem Herzog von Olivarez, sind diese klugen Frauen von Boom und ihre Männer die handelnden Personen des Films, blutvoll echt, anschaulich, als wären sie aus dem Rahmen eines alten niederländischen Gemäldes gestiegen. Die Zeit lebt auf, als die großen niederländischen Maler diese sinnenfrohe, aufbruchfreudige Epoche in farbig zu schaffen, so daseinsbejahend schilderten, wie sie heute noch in unserer Erinnerung haftet.

Und nach dem Vorbild der großen niederländischen Maler hat Meister Feyder seinen von Humor, Saft und Fülle strotzenden Film geschaffen: so lebendig, so zeitecht, daß wir es fast miterleben, dieses behagliche Dasein in der niederländischen Kleinstadt Boom, mit seinen Freuden und Genüssen, wenn auch die Sorgen und Nöte nicht fehlten.

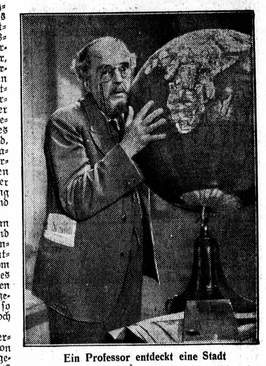
Das Kolorit der Zeit ist historisch echt eingefangen, die Menschen des Films sind historisch echt gesehen, also ein historischer Film, — aber kein Wachsfigurenkabinett. —lk.

Ein Mann mit Herz,
voller Kraft und Mut, mit sehr viel Verständnis für seine oft unberechenbaren, vierbeinigen Freunde aus der Wildnis — sein eigener Regisseur und Hauptdarsteller ist Harry Piel in dem kommenden Tobis-Europafilm „Der Dschungel ruft".

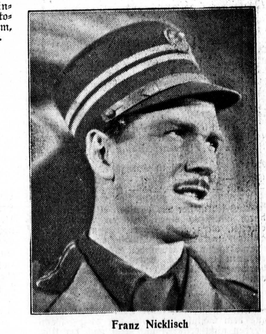
Die klugen Frauen
von Boom retten die Stadt vor der Plünderung der Spanier, indem sie mit List und Liebenswürdigkeit die spanischen Offiziere umgarnen, während ihre feigen Männer sich tot stellen. „Die klugen Frauen" ist ein großer Tobis-Europafilm von J. Feyder.

Der Herzog von Olivarez
Graf von Lucca, spanischer Heerführer zu Albas Zeiten, spielt eine Hauptrole in dem derben, komischen Film der Tobis-Europa „Die klugen Frauen", in dem die Frauen einer kleinen flämischen Stadt ein ganzes spanisches Heer durch List und Charme besiegen. Paul Hartmann stellt unter der Spielleitung Jacques Feyders diese Rolle dar. (Mater: Europa-Film)

Josef Eichheim, Erika Glässner, Joe Stöckel
in dem Bavaria-Film „Der ahnungslose Engel". Foto: Bavaria-Film (M)



Ein Professor entdeckt eine Stadt
Heinz Salfner in dem Ufafilm „Donogoo Tonka".
Photot Ufa



Franz Nicklisch
in dem Bavaria-Film „Der ahnungslose Engel".
Foto: Bavaria-Film (M)

Der Widerruf

In dem Hinterzimmer des „Goldenen Adlers" war der Tabakqualm zum Schneiden dick. Um den großen runden Tisch saß der Gemeinderat versammelt und beriet den Plan eine neue Brücke über das Flüßchen zu bauen.

Es war ein sehr erregter Meinungsaustausch im Gange. Manche waren dafür, andere dagegen. Der Sepp Hinterhuber war ganz und gar dawider. „A neue Brücken, dös is nur für diejenigen, die ihre Wiesen dahei haben und dann besser hinfahren können!" schrie er empört. „Ich will keine Brücke!"

Ein paar andere schlossen sich dieser Ablehnung an.

Nach einer Stunde, die mit dem Leeren zahlreicher Maßkrüge ausgefüllt wurde, ließ der Bürgermeister abstimmen.

Für die neue Brücke erhoben sich sechs Fäuste, gegen die Brücke fünf. Der Bürgermeister entscheidet: „Alsdann wird die Brücke gebaut."

Da ergriff den Sepp ein gewaltiger Zorn. Er schmetterte den Krug auf den Tisch und schrie: „Und i sag, der halb Gemeindsrat sind Lumpe!" Worauf er befriedigt die Sitzung verließ.

Der Gemeinderat indessen war entschlossen, sich die ihm zugefügte Beleidigung nicht gefallen zu lassen, und beschloß, den Hinterhuber wegen Beschimpfung des Rates zu verklagen.

Die Angelegenheit kam vor den Schiedsmann, der den Sepp vor sich lud.

„Na, Sepp!" sagte er ernst, „da hast du dir was Schönes eingebrockt. Wenn das vor Gericht kommt, wird du mindestens fünfzig Mark Buße zahlen müssen. Ich rate dir, das zu vermeiden und die Beleidigung zurückzunehmen."

Der Sepp nickte und erbot sich, auf dieses Angebot einzugehen.

Am Sonntag darauf wurde der Gemeinderat aufs neue einberufen. Die Mitglieder warteten, daß der Sepp seinen Widerruf machte. Der trat der Sepp ein, stellte sich vor den anderen auf und sagte: „Der halb Gmoandsrat sind koa Lumpe!"

Womit alle befriedigt waren und eine fröhliche Versöhnung feierten . . . —er.

Gerbt

„Sie haben aber schöne blaue Augen!"
„Die habe ich geerbt."
„Von der Mutter?"
„Nein, vom Vater, der war Meisterboxer!"

Peinlich

„Denken Sie sich, mein Fräulein, wie unangenehm! Ich sagte zu dem Esel da drüben, er solle aufhören wie eine Gans aus — und da war es ihr Mann!"
„Und was antwortete Ihnen Papa darauf?"

Goldjungen

„Schade!"
„Weshalb schade?"
„Daß das Loch so klein ist!"

Das Wort im Bild

Illustrierte Redensarten

Paletotmarder und Wolf im Schafspelz

Er war ganz auf den Hund gekommen

„Alles lachte, man hatte Onkel Karl wieder einmal einen Bären aufgebunden."

Nach und nach

Buchhalter: „Lieber Wedekind, wie soll ich es unserem Direktor nur schonend beibringen, daß der Kassierer mit der Kasse durchgebrannt ist?"

Wedekind: „Lassen Sie es den Franke sagen, der stottert."

Die erste Sprechmaschine

Edison, der große Erfinder, wurde eines Tages von einem seiner Enkelsöhne befragt: „Großvater, hast du wirklich die erste Sprechmaschine erfunden?"

„Nein, mein lieber Junge, das hat unser Herrgott selbst gemacht. Ich habe nur die erste gebaut, die man abstellen kann."

Zufriedenzustellen

Die hübsche Else verkauft Krawatten. Ein Kunde ging freundlich grüßend weg.

Der Chef kam. „Hatten Sie den Herrn eben zufriedengestellt?"

„Ja, gewiß!"

„Was wollte er haben?"

„Was wollte er haben?" Else errötete: „Ein Stellbichein!"

Sicht- und Hörweite

Frischen spricht sein Nachtgebet außergewöhnlich leise.

„Ich kann dich aber gar nicht hören, mein Liebling!" flüstert die Mutter.

„Ich spreche ja gar nicht mit dir!" antwortet Fritzchen.

Die Knöpfe nicht

Lehmann will eine Hose kaufen. Er steht im Laden und befühlt das Stück. Immer wieder. Von allen Seiten. „Ist das denn wirklich ganz reine Wolle?" Man hört alle seine Zweifel heraus.

„Ich will Sie nicht betrügen", sagt der Verkäufer, „die Knöpfe sind keine!"

Ali und Omar

Ali und Omar verkaufen gut gemästete Gänse. Als beizeiten den Handel. Omar bewahrt das Geld. Eines Tages legt Omar den Erlös für eine Gans in Kupfergeld in einen Gänsebauch. Ali stahl den Inhalt. Beide stehen vor dem Richter. Der Täter leugnet hartnäckig. Da fordert der Richter den Angeklagten auf, er möge sein ganzes Kupfergeld in eine Schale mit Wasser legen. Wenn das Geld auf den Boden falle, so sei seine Unschuld erwiesen. Dies wurde ausgeführt. Das Geld fiel zur Genugtuung des Diebes auf den Boden des Gefäßes. „Nun also, gewonnen!" frohlockte er. — „Im Gegenteil", sagte der Richter, „deine Schuld ist erwiesen. Auf der Wasseroberfläche befinden sich zahlreiche Fettaugen. Es ist nämlich das Geld, das im Bauche der Gans gelegen hat."

Kniffe im Lokal

Gast (zum Tischnachbar): „Das ist aber doch sehr gefährlich, so dauernd mit dem Messer zu essen, da können Sie sich mal furchtbar schneiden!"

Nachbar: „Habense nur keene Angst, ich hab dadrin schon so 'ne Routine, daß mir nischt mehr passieren kann."

Noch gut abgegangen

Bemerken erzählt am Stammtisch: „Ufm Geenichsblahe is mer was passiert. Was denn?"

„Was Herzliches."

„Na da . . ."

„Bei Dierich un Go. schäbt doch a großes Färmenschild offm Dache . . ."

„Ei ja . . ."

„Un da had sich gästern a Buchstaabe gelöst un is mit dreet offn Dädz geflochen."

„Na und?"

„Gebahn had's mer awr nischt."

„Nu nee . . ."

„S war nämlich 's weeche D."

Liebesgeflüster

„Liebst du mich, Aennchen?"

„Ja, Fritz."

„Und würde uns dein Vater eine Wohnung einrichten, wenn ich dich heirate?"

„Ja, Fritz."

„Und mich zum Sozius nehmen?"

„Ja, Fritz."

„Und würde deine Mutter nur dann kommen, wenn ich sie einlade?"

„Gewiß, Fritz."

„Und deine Geschwister gleichfalls?"

„Aber natürlich, Fritz."

„Und dein Vater würde meine Schulden bezahlen?"

„Doch, lieber Fritz."

„Liebe, willst du mich heiraten?"

„Nein, Fritz!"

„Ich begreife wirklich nicht, wie du eine so gute Stellung im Büro aufgeben konntest!"

„Die hatte ja keinerlei Zukunftsaussichten — alle Herren dort sind ja schon verheiratet!" (Boltilfen)

Kein Grund zur Aufregung

„Denken Sie nur, Herr Müller, die Frau Professor hat mich eine dumme Kuh genannt!"

„Machen Sie sich nichts daraus, Fräulein Pfeifer, alle Puten sind dumm!"

Lieber einen anderen

„Wünten Sie für mich durchs Feuer und durchs Wasser gehen, Herr Cadenz?"

„Wenn Sie einen solchen Mann suchen, Fräulein Gretchen, dann ist es wohl besser, Sie wenden sich an einen Feuerwehrmann!"

Lachmuskeln

„Herr Kandidat, welche Muskeln treten in Tätigkeit, wenn — sagen wir mal — wir beide ringen würden?"

„Die Lachmuskeln, Herr Professor!"

Pfiffig

„Was machst du denn da? Erst schreibst du die Neujahrskarten voll und dann streichst du alles wieder durch?"

„Ja, aber so, daß man noch alles lesen kann. Denn wenn nicht mehr als fünf Worte auf der Karte stehen, kostet sie nur 3 Pfennig Porto."

„Sie mir nicht!"

Lehrer: „Karl! „Ich grüße dich!" — ist das richtig?"

Karl: „Nein, Herr Lehrer, Sie brauchen mir nicht zu grüßen, ich muß Ihnen grüßen!"

Schwimmunterricht

Stotterer (an der Angel): „Un . . . un . . . unterlassen . . ."

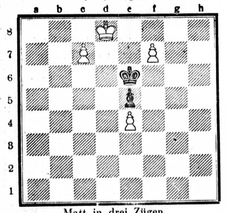
Schwimmlehrer läßt ihn untertauchen.

Stotterer: „Un . . . un . . . unterlassen . . ."

Schwimmlehrer läßt ihn länger untertauchen.

Stotterer: „Ja . . . ja . . . hat der Arzt mir verboten!"

Schachaufgabe



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: 6 Figuren. Weiß (4 Figuren): König d8, Bauer c7, e4, f7. — Schwarz (2 Figuren): König e6, Bauer e5.

Einfügungsaufgabe.

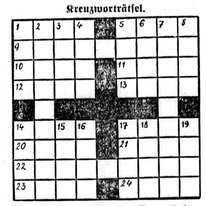
Ehre — Ader — Schaf — Kampf — Fall — Baer — Span — Tor — Hebdel — Ohr — Kayne.

Aus jedem der vorstehenden elf Wörter soll durch Einfügen eines weiteren Buchstabens, einerlei, an welcher Stelle, ein neues Wort gebildet werden. Die Buchstaben selbst, aneinandergefügt, ergeben den Namen eines berühmten Erfinders, dessen hundertsten Geburtstages unlängst besonders gedacht worden ist.

Ein schiefer Sinn?

Mit einem Ruck fährt Herr Müller nachts aus dem Schlaf. Er kann sich dieses Wachwerden nicht erklären und sieht nach der Uhr. Sie zeigt auf 2 Uhr, er merkt aber, daß sie stehengeblieben ist. Schließlich legt er sich auf die andere Seite und schläft ein. Als er am Morgen geweckt wird, fragt er, wieviel Uhr es sei, und bekommt zur Antwort: „Halb acht." Müller sieht auf die Uhr und sagt: „Dann war es also vier Uhr, als ich wach war." Wie konnte Müller das feststellen?

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. Naturerscheinung, 5. Längenmaß, 9. Held aus dem Nibelungenlied, 10. Backmasse, 11. Teil des Gesichts, 12 Birkengewächs, 13. nordische Gottheiten, 14 geistlicher Titel, 17. Stammvater, 20. ganzer Mann, 21. kleine Sundainsel, 22 Teil des Beines, 23. arabische Hafenstadt, 24. Stadt im Rheinland. — Von oben nach unten: 1. tat. Fürstengeschlecht, 2. gesellige Veranstaltung, 3. Gerät, 4. Gerät, 5. weiblicher Vorname, 6. Erbformation, 7. Bibliotheksraum, 8 Paradies, 14 Hafenstadt in Syrien, 15 französische Landschaft, 16. Edelwild, 17. Wild, 18. Nebenfluß des Rheins, 19. Sand

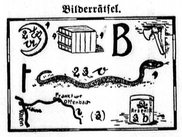
Silbenrätsel.

band — bei — cel — el — gel — ib — lo — lap — le — li — pe — ran — rei— rut — sen — ser — sig — un.

Aus den vorstehenden Silben sind neun zweisilbige Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. heiße Quelle
2. Volksstamm
3. umherjagender Knabe
4. weiblicher Vorname
5. Stadt in Hannover
6. mohammedanisches Erbauungsbuch
7. Stadt in Syrien
8. Reisholz
9. nordischer Dichter

Bilderrätsel.



Rätsel.

Mit meinem Bruder spielt' ich Halma heute. Nun interessiert es manchen sicherlich
Wer Sieger ward; man fragt: er oder ich?
Laßt von der Frage nur das Haupt beiseite,
Den Namen meines Bruder, der zugleich
Auch Sieger ist, nennt dann die Frage euch!

Lösung: c7—c8 (Läufer).
1. . . . . Kd5—c4
2. Le8—e6 matt.
Oder:
1. . . . . Kd5—c4.
2. Le8—b7 matt.

Wieviel bleiben übrig?

Die Kinder brüllen los: „Na, sieben Kerzen bleiben übrig!" Das ist falsch, es bleiben drei Kerzen übrig, denn wenn von zehn Kerzen drei ausgeputzt werden, brennen die sieben Kerzen herunter, während die drei anderen übrigbleiben. „Aitsch", sagte der Vater.

Silbenrätsel.

1. Odol, 2. Wegonie, 3. Eigelb, 4. Nobby, 5. Hanau, 6. Oesterreich, 7. Forum, 8. Kalium, 9. Ramsau, — Oberhof — Krummhuebel.

Auszählproblem.

Bezeichnet man die Rätselfiguren, oben beginnend, von links nach rechts mit I, II, III, IV und V und die einzelnen Buchstaben in den betreffenden Wörtern dafür mit 1, 2, 3 usw. und setzt diese Buchstaben an Stelle der Zahlen unten, so ergibt dies ein Zitat von Goethe. Es lautet: „Ach, welch ein Unterschied ist es, ob man sich oder andere beurteilt."

Kreuzworträtsel.

Von rechts nach links und von oben nach unten: 1 Elfe, 2 Lias, 3. Fall, 4. Esse, 5. Epos, 6. Nosh, 7. Cäsa, 8. Stat, 9. Ebbe, 10. Bal, 11 Biel, 12. Elis, 13 Biel. 14. Lack, 15. Echo, 16. Ikon — Diagonale A bis D: Eisenbahn, B bis E: Essen, C bis E: Ellen.

Scharade.

Augenblick.

Gegensätze.

1. Distrikt, 2. Oxhoft, 3. Gente, 4. Feldstuhl, 5. Nimmerfatt, 6 Unterhalt 7 Vollblut, 8. Stehaut.

Welt der Frau

Mädels auf dem Weg ins Leben

Wenn die Schulzeit ihrem Ende entgegengeht, regt sich in den gesunden und lebensstarken jungen Menschen der Erlebnisdrang. Es sind die Tüchtigsten, die es nicht erwarten können, sich im Lebenskampf behaupten zu müssen, es sind die Temperamentvollen, die das Neue kennenlernen wollen, wie es wirklich ist, denen die Betrachtung von der Schule aus nicht genügt. Eltern und besonders Mütter sehen mit gemischten Gefühlen dieses Flügge werden, und vielen ist es eine Beruhigung, wenn die Berufsausbildung die Kinder noch ein paar Jahre auf einer höheren Schule, womöglich in der Heimatstadt und damit im Schutze des Elternhauses festhält. Daß man vor allem die Mädels vor des Lebens rauher Wirklichkeit gern so lange wie möglich „behütet", gilt bis in unsere Tage hinein als eine erzieherische Grundregel.

Aber die Anforderungen des Lebens haben sich geändert, und wir müssen ihnen mit unseren Erziehungsmaßnahmen Rechnung tragen. Unser Volk steht in einem harten Daseinskampf, der an jeden Einzelnen, Mann oder Frau, höchste Anforderungen stellt und auch den Einsatz der Jugend notwendig macht. Den jungen Volksgenossen so lebenstüchtig wie möglich zu machen, ihn auf seine völkischen Aufgaben vorzubereiten, ist die vornehmste Erziehungsarbeit in HJ und BdM; diese Arbeit gilt es, durch allgemeine Erziehungseinrichtungen zu fördern. Neben die Berufserziehung und Berufsschulung, die ihn befähigt, im Wirtschaftsleben seinen Platz auszufüllen und seine wirtschaftliche Existenz zu sichern tritt eine Ausbildung im Dienst der Nation, eine Zeit der Einordnung in die Volksgemeinschaft, die den Jugendlichen von einer ganz anderen Seite an das Leben und seine überpersönlichen Verpflichtungen heranführt.

Für den jungen Mann sind im Arbeits- und Wehrdienst zwei Erziehungsstätten geschaffen, in denen er — seine Kräfte für das Vaterland einsetzend — eine eindrucksvolle Lebensschulung erhält. Bisher fehlte der großen Masse der Mädels eine ähnliche Gelegenheit, aus dem eigenen, engen Lebenskreise herauszukommen, einmal in einer ganz anderartigen Lebenssituation sich zu bewähren und zu bestehen, neue und ungewohnte Aufgaben zu bewältigen. Deshalb fehlte auch den Mädels und Frauen früher jene Sicherheit und Disziplin, die den gebienten Mann auszeichnet. Mit der Frauenarbeitsdienst zu einer allgemeinen Pflicht, wie wir es schon für die nächste Zukunft hoffen, so kann er trotz seiner anderartigen Aufgaben — die Dienstmaiden ausgenommen — in gemeinschaftlicher Arbeit neuen Boden, die Dienstmaiden leisten einsehn den Siedlern, die den Boden bestellen, in Haus und Hof Hilfe — den Mädels Erlebnisse und Erfahrungen vermitteln, die sie in gleicher Weise wie den Mann lebenstüchtiger und lebenssicherer machen für die Aufgaben im eigenen Kreis und in der Volksgemeinschaft.

Aber abgesehen von dem Arbeitsdienst, der heute erst für eine beschränkte Zahl von Mädels in Frage kommt, sollten wir alle, die wir als Eltern, als Lehrer oder vielleicht auch nur als ältere Freundinnen ein Mädel auf seinem Weg ins Leben führen und lenken, darauf bedacht sein, ihm jene Berührung mit dem Leben zu verschaffen, die es selbst sich wünscht und die für seine spätere Bewährung als Volksgenossin so wichtig ist. Es hat in Rücksicht auf die Berufslaufbahn viel für sich, wenn eine solche Zeit zwischen Schule und den Uebergang ins Berufsleben eingeschoben wird in dieser Zeit der inneren Auseinandersetzung mit den Eltern wünschen es zudem die meisten Mädels, mal herauszukommen; von draußen sehen sie dann Eltern und Elternhaus wieder mit ruhigeren und gerechteren Augen. Für eine — leider noch kleine — Auslese tüchtiger Volksschulmädels hat die Regierung das Landjahr geschaffen, das dem Stadtkind Leben und Arbeit des Bauern nahe bringt und wohl die meisten in der festen, auf Kameradschaft gegründeten Gemeinschaft des Landjahrlagers eine ganz neue Lebensform ersehen läßt.

Für eine weitere, schon sehr viel größere Zahl von Mädels bietet „das hauswirtschaftliche Jahr" die erwünschte Gelegenheit, einmal andere Lebensverhältnisse kennen zu lernen, sich unter Fremden bewähren zu müssen und — das Wichtigste: die Grundlagen der hauswirtschaftlichen Arbeit kennen zu lernen, ohne deren Beherrschung ein Mädel kein tüchtiges Mädel ist. Der Durchführung des landwirtschaftlichen Jahres für möglichst viele schulentlassene Mädels liegt ein großer und wichtiger Gedanke zugrunde: daß die Mütter der Kinder von heute an die Mütter der Kinder von morgen ihr Können und ihr Verantwortungsbewußtsein weitergeben. An alle Frauen, die die Möglichkeit zu dieser Mitarbeit haben, ergeht deshalb die Aufforderung, sich bei den Berufsberatungsstellen oder bei den Abteilungen Volkswirtschaft — Hauswirtschaft im Deutschen Frauenwerk zu melden.

Landjahr, hauswirtschaftliches Jahr und Arbeitsdienst haben als Etappen auf dem Lebensweg des jungen Mädchens den großen Vorteil, daß es sie hineinstellen in einen neuen Lebenskreis vor Aufgaben, deren Bewältigung es tüchtig machen für die späteren Aufgaben als Mutter und Hausfrau, und daß sie doch zugleich jugendlichen Menschen durch die Einordnung in eine Lagergemeinschaft oder in eine zuverlässige Familie einen festen Rückhalt geben, der oft noch viele Jahre für die innere Entwicklung von entscheidender Bedeutung ist.

Mein Kind möchte sich maskieren

So? Das möchtest du? Möchtest gern ein kleines Fastnachtsnärrchen sein? Das sind solche Wünsche, bei welchen Mutti lächelt und ein bißchen seufzt zugleich. Sie möchte ja — ach so gerne ihres Lieblings Wunsch erfüllen — und sie wird es ja auch —, sie freut sich ja schon selbst, ihr Bübsein oder Mädi hübsch maskiert zu sehen. Nur das Wie? und als was??? und vor allem — woraus? macht ihr einstweilen noch Gedanken. Doch wenn so eine rechte Mutti mal am Denken ist, dann fällt ihr in der Regel auch etwas ein. — Na? — — Im?? — und — sieht du! Wir haben es ja gleich gewußt, daß Mutti schon Rat weiß.

Aber sie ist eine sehr praktische Mutti und hat darüber nachgedacht, ob man wohl entweder aus Vorhandenem eine hübsche Maskerade machen könnte oder —

Erst mal den Kleiderschrank öffnen und nachschauen. Da liegen Trainingsanzüge, einer davon ist nicht mehr viel wert — man könnte die Hose unten auftrennen. Das heißt das Gummiband entfernen, und an der Seite kann man die Hose mit Federn benähen, da wäre die alte Federboa wohl noch mal zu etwas Nutze, die doch schon so lange —

Die Bluse kann so bleiben, wie sie ist, oben um den Hals wird Mutters Tuch aus der Badetasche geschlungen, und von Vater ist da noch ein breiter Sportgürtel und ein alter Hut. Der wird „geformt" und ein bißchen gezogen, daß der breite Rand — und der „Trapper" ist fertig. Wenn Hosi der Trainingsanzug braun wäre statt hellblau — ein bißchen Farbe kaufen? Das geht ganz gut. Oder ein Konditorjunge? Da hat Mutti eine wollene Strandhose (oder einen alten Trägerrock! Auch daraus läßt sich fein eine Hose nähen, und so schnell ist das gemacht, so einfach.) Dazu wird aus Muttis weißer Sommerjacke oder auch aus ein wenig billigem weißen Stoff eine Jacke genäht und eine weiße Ballonmütze — ein Schürzchen zu nähen ist für Mutti keine Angelegenheit, dazu „findet" man bestimmt etwas, und nun wird ein Kasten umgehängt. Die Kakteenkippe?? Man könnte die Pflanzen auch mal für einen Tag so aufs Fensterbrett stellen oder, da fällt Mutti ein, im Keller steht ja noch ein Blumenkorb, das heißt, das Körbchen davon oder ein Fruchtkorb — eine flache Kiste — aus all sowas wird mit ein wenig Farbe und einem Band das schönste Konditor-Dablett (Hallo Tablett! wenn sich gar nichts anderes findet!)

Aus der gleichen Hose kann auch ein Räuber werden, der bekommt um den Hosenbund (zerrissenen?? oder mit Flicken besetzten Hose ein rotes Tuch als Schärpe und ein weißes Hemd mit hochgekrempelten Aermeln oder ein Unterhemdchen (vielleicht aus einem alten von Vati? Es darf ein Netzärmchen sein oder etwas), ein Apachentuch um den Hals und ein Schlapphut.

Aus einem älteren „Luftanzug" — es gab da letztes Jahr so lange blaue Leinenhosen mit Trägern — Sie erinnern sich? — mit einem bißchen Stoff dazu ein „Monteuranzug".

Bei Mädis ist's nicht ganz so einfach. Da muß Muttis Sommergarderobe mal begutachtet werden, zumal was da doch nicht mehr so ganz — oder von früheren Jahren —. Da wird aus einem geblümten Sommerkleid ein Blumenmädchen — langes Röckchen, Puffärmelchen, Schutenhütchen (aus Stroh oder Stoff? Ein Badehut??) Schürzchen und ein Körbchen an den Arm. Aus einem karierten Hauskleid wird mit einem weißen Blüschen ein Wiener Wäschermädel. Aus einem hellblauen, weißen oder rosa Kleidchen wird (immer das Röckchen bis auf die Schuhe reichend) mit Blümchen benäht, einen Schutenhut aus dem gleichen Stoff mit Windebund und schwarzen, vielleicht Filetnetzbandschuhen ein „Großmütterlein" oder eine Biedermeierdame.

Und nun mal umgekehrt — wenn wir so ein Kostümchen aus neuem Stoff nähen, so wird aus manchem nachher ein sehr tragliches Kleidchen oder ein Anzug. Das Röckchen — die Höschen werden abgeschnitten und knickerbockerähnlich, wie sie wieder ein ganz manierliches Aussehen für alle Tage. Man wird eben schon solche Stoffe wählen, daß das rosa Battistkleid der Rosenkönigin, wenn die aufgenähten Blümchen weggenommen sind, ohne viel Renderung nur abgeschnitten, ein „Feines" für den Sommer wird. Das Matrosenkleid die Tirolerin, wird wohl schon so als Trägerröckchen gearbeitet mit weißem Blüschen, daß es ohne Schürzchen, Aufputz und Kopfbedeckung ein einfaches, tragliches Schulkleidchen ist. Ebenso wird das Pilotenkostüm nachher ein Trainingsanzug sein, der „Schlosser" wird ein Sommeranzug (blaue Leinenhose und Jäckchen.)

Ach — so eine recht geschickte Mutti — d' weiß sich schon zu helfen. hm.

Frauen im Film

Maria Andergast in dem Film „Der Kurier des Zaren". (Mater: Tobis-Europa-Film)

Reine Haut - gesunde Menschen!

Ein wichtiges Kapitel Schönheits- und Gesundheitspflege — Die Frage des Stoffwechsels — Zweckmäßige Diät

Jeder Mensch möchte sicherlich so gut aussehen, wie er irgend kann. Dazu ist die Beschaffenheit der Haut mit das Wichtigste. Aber sie eine klare, reine, gepflegte Haut ist ja nicht nur für die Schönheit unerläßlich, sondern ebenso auch für die Gesundheit; denn die Haut ist eins der wesentlichsten Organe des Körpers.

Man soll nie vergessen, abends vor dem Schlafengehen das Gesicht gründlich zu reinigen, weil sonst Staub und Schmutz in den Poren haften und die Haut verderben. Das Säubern dauert nur ein paar Minuten. Auch wenn man sehr müde ist, muß dafür noch Zeit bleiben.

Viele Menschen werden zu der Säuberung am liebsten Seife und Wasser nehmen, aber man soll sein warmes Wasser verwenden, da dadurch die Haut schlaff wird. Die Seife muß sehr milde und fetthaltig sein. Ist die Haut blank und stramm und brennt sie nach dem Waschen und wird rotfleckig, so soll man keine Seife für die Gesichtswäsche benutzen, sondern das frische mittels eines Wattebausches und eines guten Hautcremes sorgfältig reinigen. Hierauf trägt man einen guten, fetten Creme auf, den man durch Klopfen mit den Fingerspitzen in die Haut hineinklopft. Ein Reiben oder Recken der Haut ist zu vermeiden.

Hat die Haut weite, große Poren, so sind sie immer zunächst sorgfältig von Schmutz zu reinigen, denn es ist selbstverständlich, daß in solcher Haut der Schmutz sich leichter festsetzt als in feinporiger. Sind die Poren gründlich gesäubert, so wäscht man das Gesicht mit sehr kaltem Wasser oder auch mit zusammenziehenden Gesichtswässern. Alkoholhaltige Gesichtswasser sind besonders zu meiden, da Alkohol die Poren zusammenzieht. Außerdem wirken solche Lösungen desinfizierend, was ein großer Vorteil ist.

Aber es ist natürlich falsch, eine unreine Haut nur äußerlich behandeln zu wollen. Man muß auf die Grundursachen zurückgehen, die meist in falscher Ernährung, mangelhaftem Stoffwechsel und dünklem zu suchen sind.

Auch schlechte Blutzirkulation und Mangel an frischer Luft tun das ihre, die Haut zu verschlechtern und ungesund zu machen. Dann das Blut sammelt allerlei Gifte und Abfallstoffe an, von denen es sich normalerweise befreien müßte, und durch die Anhäufung dieser Stoffe entstehen alle möglichen Haut-Unreinheiten wie Mitesser und dergleichen. Niemals soll man Mitesser mit den Fingernägeln ausdrücken, denn meist macht man den Schaden dadurch nur größer, da die schlechten Stoffe, die an der Mißbildung schuld sind, sich durch den Eingriff über größere Flächen ausbreiten. Außerdem ist es schon mehr als einmal vorgekommen, daß durch das Ausdrücken von Mitessern häßliche Narben der Haut entstanden sind, die sich oft erst nach Jahren, wenn überhaupt wieder verlieren. Lieber soll man desinfizierende Mittel anwenden, vor allem aber durch Säuberung der Haut solchen Schäden die Möglichkeit der Ausbreitung nehmen. Vor allem muß die Kopfhaut sorgfältig sauber gehalten werden. Man muß das Haar oft waschen und die Kopfhaut mehrmals wöchentlich mit Kopfwasser einreiben.

Reinlichkeit innerlich und äußerlich ist die Vorbedingung, um eine gute, schöne und zugleich gesunde Haut zu bekommen. Man beginne den Tag damit, daß man eine halbe Stunde vor dem Frühstück ein großes Glas Wasser trinkt. Das wirkt reinigend auf den ganzen Organismus. Das richtigste ist überhaupt, daß man eine halbe Stunde vor allen Mahlzeiten und auch vor dem Schlafengehen ein Glas Wasser trinkt. Beim Aufstehen soll man bei geöffnetem Fenster etwas Gymnastik treiben und mehrmals tief atmen. Die Atemübungen sind im Lauf des Tages im Freien so oft wie möglich zu wiederholen. Zum mindesten im Sommer soll man auch bei geöffnetem Fenster schlafen. Man soll sich möglichst viel Bewegung, besonders im Freien, machen. Und man soll dafür sorgen, daß die Verdauung in Ordnung ist.

Was die Ernährung betrifft, so soll man bei schlechter Haut frisches Brot, Weißbrot, Kuchen und helle Keks nach Möglichkeit vermeiden. Fleisch und Fisch sind nur in geringen Mengen zu essen und fette und scharfe Soßen soll man aus dem Küchenzettel streichen. Vor allem soll man sich an Gemüse halten. Dieses soll nach Möglichkeit nicht in Wasser gekocht, sondern in Fett gedünstet werden. Essig soll man nicht zum Würzen von Speisen benutzen, sondern hierzu Zitrone verwenden. Frisches, gekochtes und eingemachtes Obst, auch Nüsse und Rosinen sollen reichlich genossen werden. Als Getränk soll man rohen Obstsaft, Zitronen- und Apfelsinensaft, Tee und Milch bevorzugen. Alkohol und Kaffee sind dagegen zu vermeiden.

Gut ist auch der Genuß von allerlei Malzpräparaten, da diese die Verdauung fördern und reinigend und erneuernd auf die Haut wirken.

Elfriede Behnert.

Nicht alle Speisen können Kälte vertragen

Oh weh! Der Pfefferkuchen ist ganz weich geworden. Dabei stand er im kalten Küchenschrank. Nun schmeckt er nicht mehr. Oh doch! Wir bringen ihn schnell in das geheizte Zimmer und lassen ihn zwei Tage in der Wärme stehen. Er schmeckt wieder wie frisch. „Ich weiß gar nicht, was das ist", sagt die Hausfrau. „Seit einigen Tagen schmeckt der Kaffee nicht. Und ich habe ihn in der festverschlossenen Büchse in der Speisekammer." Schnell den Kaffee in das erwärmte Zimmer tragen, ihn möglichst in der Nähe des Ofens stehen lassen. Nur in der Wärme entwickelt er seinen aromatischen Duft. Man kann auch die Bohnen vor dem Mahlen auf die heiße Herdplatte legen. Der Erfolg ist gut. Tee verlangt übrigens die gleiche Behandlung. Doch anstatt ihn vor dem Bereiten auf die Herdplatte zu legen, gebe man ihn in die vorgewärmte heiße Porzellankanne. — Wer den Rotwein nicht gut, den Vater gekränkt bekommen hat? Gewiß! Doch er stand in dem kalten Vorratsschrank in der Speisekammer am Fenster. Da hat er seinen Geschmack verloren. Schnell ihn in einen geheizten Raum bringen oder in den Keller, wo er eine gleichmäßige Temperatur zugeführt bekommt.

Kartoffeln verderben bereits, wenn sie bei Null Grad aufbewahrt werden. Man wähle einen Ort aus, der etwa neun Grad Wärme hat, um sie den ganzen Winter über wohlschmeckend zu erhalten. Eier müssen mit Häcksel oder Holzwolle zugedeckt werden, damit sie unter Frost nicht leiden. — Apfelsinen und Aepfel sollen, bevor man sie ißt, vierundzwanzig Stunden im geheizten Zimmer stehen, da sie nur dann Duft und Saft bergeben. — Zitronen sind saftreicher, wenn sie vor dem Gebrauch auf die heiße Herdplatte gelegt werden und niemals in ungeheizten Räumen zur Aufbewahrung kommen. Schü.

Ich schaute in Augen . .

In manchen Augen blaut der Himmel in schwelgender Schönheit. Seine Tiefe strahlt aus ihm, seine Unendlichkeit, sein Verbundensein mit dem Ewigen.

In anderen Augen wieder glimmt höchstens ein Streiflein Morgenrot. Noch ists wie ein Aufgehen, wie ein Aufwachen aus der Tiefe.

Wieder andere Augen tragen den Abendglanz der Sonne. Das sind die Augen, die voll Weisheit sind und voll unbefriedigter Liebe. —

Doch durch manche Augen, da geht der Sturm. Blitze zucken aus ihm und Donner grollen aus dem dunklen Schacht seines tearigen Tiefen.

Solche Augen muß man nicht sehen wollen. Ein Tuch muß man über sein Antlitz breiten oder liebevangen feenweiches schauen.

Aber ein Paradies von goldgewalker Schönheit blüht aus dem Kinderauge. Wie ein Himmel ist es, darin der Silbervogel der Sterne wacht, wie ein arabischer Garten, darin alle Vöglein geigen, wie ein sonnenübertupfter Waldesstreifen voller Glockenblumen, wie ein Meere unermessene Tiefen. —

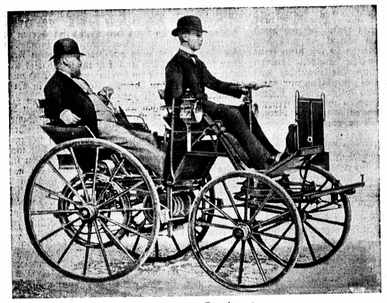
50 Jahre „Benzine"

Karl Benz und Gottlieb Daimler, die ersten Pioniere des Kraftwagens

Ein Rückblick aus Anlaß der bevorstehenden Automobil-Ausstellung

In diesen Tagen waren 50 Jahre vergangen, daß dem Fabrikanten Carl Benz aus Mannheim das deutsche Reichspatent auf „Fahrzeuge mit Gasmotorenbetrieb" erteilt wurde, das Benz selbst als den Geburtsschein des Kraftwagens bezeichnete. Es war die amtliche Bestätigung der jahrelangen Arbeit eines von einer fanatischen Arbeitswut beseelten Erfinders, den es in jenen Jahren drang, einen wirklich fahrbaren Motorwagen zu bauen. Wo alle Vorläufer gescheitert waren, da setzten sich Karl Benz in Mannheim und um die gleiche Zeit in Cannstadt Gottlieb Daimler über scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten hinweg. Von diesem denkwürdigen Jahr 1886 ab war der Kraftwagen kein technisches Zukunftswunder mehr, sondern eine Tatsache, auch wenn er uns, heute betrachtet, noch unendlich primitiv erscheint.

Der erste Kraftwagen von Carl Benz war ein Dreiradwagen, bei dem das Vorderrad gesteuert wurde. Aus Siederohren für Dampfkessel war das Wagengestell — heute nennen wir es Chassis — geschweißt, und die hohen Stahlräder trugen Vollgummibereifung. Ab und zu lösten sie sich von der Felge, und dann klirrte das Fahrzeug über das holprige Pflaster lustig dahin. Der Motor war liegend im Heck des Wagens eingebaut, arbeitete mit Schiebersteuerung und besaß etwa eine Leistung von 2—3 PS. Der Wagen hatte

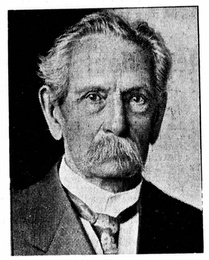


Gottlieb Daimlers erster Benzinmotorwagen

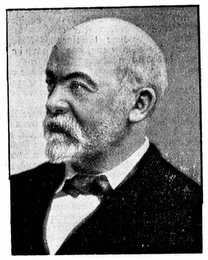
Kettenantrieb und auch schon ein Differenzialgetriebe, das wir heute noch als einen der kompliziertesten Teile des Kraftwagens kennen. Auf das Getriebe, das, wie heute, eine Gangschaltung ermöglichte, konnte Benz noch verzichten, da die Umgebung von Mannheim flach und eben ist.

Weihnachten 1884 war es bereits, als die dreirädrige „Benzine" vollendet war. Die erste Probefahrt konnte erfolgen. Im Frühjahr 1885 stand sie fix und fertig auf dem Fabrikhof in Mannheim. Die Familienmitglieder waren versammelt und die Belegschaft stand bereit, um sogleich bei der notwendig werdenden Hilfeleistungen zur Hand zu sein. Der elektrische Anlasser ist ja erst ein Geschenk der letzten Jahre. Die „Benzine" mußte angeschoben werden, ratterte los, fauchte über den Fabrikhof und dann ereignete sich — der erste Autounfall der Welt. Carl Benz hatte in seiner freudigen Erregung über das sofortige Funktionieren der Maschine das Steuern vergessen und mit mächtigem Krach landete das Fahrzeug an der Fabrikmauer. Aber was bedeutete das gegenüber dem Erfolg! Im Gegenteil, Carl Benz, der heil davongekommen war, war erfreut über die Energie, die in diesem kleinen Ungetüm steckte.

Im Anfang wurden hundert, später tausend Meter zurückgelegt, ohne daß der Wagen „sauer" wurde, wie man heute in der Rennfahrersprache sagt. Bald aber konnte man mit dem Kraftwagen bis an den Fuß des Odenwaldes reisen, so daß sich auch das Bedürfnis nach einem Getriebe einstellte. Ueberdies hatte Frau Berta Benz mit ihren beiden Söhnen — allerdings ohne das vorherige Wissen ihres Herrn Gemahls — eine Fernfahrt nach Pforzheim unternommen. Dort begannen bei Wiesloch die Steigungen, die der Wagen ohne Schaltung natürlich nicht zu überwinden vermochte. Und so ging es bald fahrend, bald lustig schiebend bergauf und bergab durch das schöne Badener Land, bis man glücklich in Pforzheim ankam und von dort dem überraschten Vater die Ankunft



Carl Benz



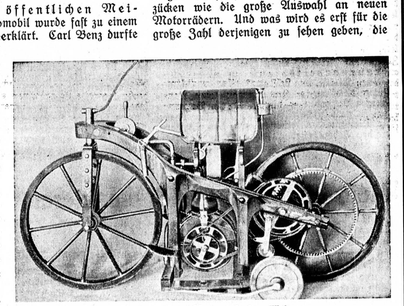
Gottlieb Daimler

telegraphisch berichtete.

Nun erhielten alle Benzwagen ihr Zweigang-Getriebe und nur die Zündung machte noch Schwierigkeiten. Alle nur erdenklichen Konstruktionen wurden durchprobiert, bis man in der verhältnismäßig störungsfrei arbeitenden Zündung durch einen Dynamo die Lösung fand.

Um die gleiche Zeit, da Benz sein Patent erhielt, arbeite in Cannstadt der deutschen Autoindustrie innerlich sowohl wie äußerlich durch die spätere Fusionierung der Werke, Daimler-Benz, zu einem Begriff geworden sind, nie in ihrem Leben kennengelernt.

Die technischen Schwierigkeiten bereiteten beiden mancherlei Sorgen. Schwierigkeiten sind jedoch nun einmal da, um dem Erfindergeist überwunden zu werden. Schlimmer war etwas anderes: der Unverstand der öffentlichen Meinung. Das Automobil wurde fast zu einem öffentlichen Feind erklärt. Carl Benz durfte nur in der Gemarkung Mannheim und auch dort nur in bestimmten Straßen fahren. Signale durften nach einer weiteren Verordnung ebenfalls nur mit einer „nicht zu schrillen Glocke" gegeben werden. Schließlich bestimmte das Großherzogliche Ministerium des Innern in Karlsruhe, daß die Fahrgeschwindigkeit von 12 Kilometern in der Stunde nicht überschritten werden dürfe. Außerdem galt das Benzin als ein höchst gefährlicher Stoff, und als Gottlieb Daimler sein Motorboot auf dem Neckar vorführte, karnte er es mit Kupferdrähten u. Porzellan - Isolatoren, um ihm den Anstrich eines elektrischen Fahrzeugs zu geben. Denn Elektrizität



Das erste Motorrad der Welt

das Kraftfahrzeug vor allem als Diener der Wirtschaft, als Liefer- oder Lastwagen, als Omnibus, Zugmaschinen, Kommunalfahrzeug, als Fahrzeug der Wehrmacht, der Reichsbahn oder der Reichspost interessiert. Auch die Straßenbauer werden nicht zu kurz kommen, denn selbstverständlich wird auch der Generalinspekteur für das deutsche Straßennetzen wieder mit einer Sonderschau vertreten sein.

Und noch etwas: Jedermann weiß, welche Bedeutung heute das Kraftfahrzeughandwerk für die ständige Wartung und Instandsetzung der Hunderttausende von Kraftfahrzeugen besitzt. Infolgedessen durfte auch dieser wichtige Zweig der modernen Kraftverkehrswirtschaft nicht fehlen. Es wird auf der kommenden Ausstellung mit ihm sein Gebiet des Kraftverkehrs geben — von den Hunderten von Zubehör-, Material- und Teileständen gar nicht zu reden —, das nicht in würdigem, umfassendem Rahmen vertreten wäre. Fieberhaft wird in allen Werken gearbeitet, um eine Schau des Kraftfahrzeugs vorzubereiten, die an Größe und Vollständigkeit alle bisherigen wieder übertreffen soll.

Die erste öffentliche Autodroschke vor der Berliner Gedächtniskirche.

Gottlieb Daimler an seinem Kraftwagen, der auch im Jahre 1886 zum erstenmal lief. Sein Vierradwagen hatte schon einen „unheimlich schnell" laufenden Motor, der übrigens auch im Heck untergebracht war, und etwa 800 Umdrehungen machte. In diesem Zusammenhang ist es nicht uninteressant zu erfahren, daß die beiden Erfinder in der Südwestecke des Reiches, die uns so manchen großen Mann schenkte, völlig unabhängig voneinander die ersten Motorwagen der Welt bauten. Ihre Werkstätten lagen nur etwa 130 Kilometer voneinander entfernt, ihre Wagen standen auf den gleichen Ausstellungen, sie wußten voneinander und schätzten gegenseitig ihr Werk, und doch haben sich die Träger der beiden Namen, die uns heute in

„Ersatz für Pferde".

das ist für die damalige Zeit das wesentliche Merkmal des Benz-Motorwagens, für den Carl Benz einen Werbefeldzug einleitete. (Selle-Eysler 6, K.)

Auf zur Autoschau nach Berlin

vom 15. Februar bis 1. März 1936

Die kommende Automobilausstellung wird sich nicht nur darauf beschränken, einen vollständigen Ueberblick über die neuesten Erzeugnisse der so weit verzweigten Gebiete der Kraftfahrzeugindustrie zu ermöglichen, sondern rückblickend auch eine Sonderschau enthalten, die die technische Entwicklung des Kraftfahrzeuges verfolgen läßt und die in erster Linie den genialen Pionieren Daimler und Benz gewidmet sein wird. Sind es doch gerade jetzt 50 Jahre her, daß Carl Benz sein erstes Patent auf ein Automobil erhielt.

Wenn es auch der Hauptzweck der kommenden Ausstellung sein wird, dem Käufer, Händler und Interessenten aus dem In- und Auslande zu dienen, so hat man — wie schon die historische Schau zeigt — den Rahmen doch erheblich weiter gespannt. Die Ausstellung soll und wird jeden interessieren, ganz gleichgültig, ob der Besucher schon heute oder vielleicht erst nach Jahren an den Besitz eines eigenen Kraftfahrzeuges denken kann. Insbesondere werden die zahlreichen Modelle preiswerter Gebrauchs- und rassiger Sportwagen die jüngere Generation ebenso entzücken wie die große Auswahl an neuen Motorrädern. Und was wird es erst für die große Zahl derjenigen zu sehen geben, die

Haus, Hof und Garten

Das rebhuhnfarbige Italienerhuhn

In den rebhuhnfarbigen Italienern haben wir eine Hühnerrasse vor uns, die, wenn man von der späteren Verbreitung der Leghorn als Farmhuhn absieht, wohl seit vielen Jahren als die meistets verbreitete überhaupt gelten kann. Wo wir auf dem Bauernhof oder bei anderen kleineren Nutzgeflügelhaltern nur Hühner antreffen, da befinden sich meist auch einige rebhuhnfarbige Italiener darunter, wenn sie nicht gar die ganze Herde ausmachen. Leider finden wir sie aber gerade in diesen Geflügelhaltungen häufig nur als Kreuzungstiere.

Nicht weniger Gefallen fand der Sportgeflügelzüchter an dieser Rasse, bietet doch die ihr eigene Federzeichnung viele Anreize für die Schönheitszucht. Dadurch fand sie auch in diesen Kreisen weiteste Verbreitung. Die einseitig betonte Zucht auf gute Federzeichnung führte allerdings zu einer starken Vernachlässigung der Eierleistung. Das von Natur aus gut veranlagte Italienerhuhn konnte mit anderen Rassen, die lediglich auf hohe Eierleistung gezüchtet wurden, wie die Leghorn, nicht mehr wetteifern. Es schied aus der Reihe der besten Leger aus und wurde deshalb jahrelang von größeren Geflügelhaltungen und Zuchten fast vollkommen vernachlässigt. Auch auf vielen Bauernhöfen mußte es zu Gunsten der ausgesprochenen Leistungsrassen zurücktreten. Erst in letzter Zeit wurden seine Vorzüge als Nutzhuhn insbesondere für den Bauernhof wieder erkannt. Verschiedene Landesbauernschaften nahmen sich seiner an und errichteten

Zeichnung: Wolfermann (M)

Rebhuhnfarbige Italiener

Leistungszuchten für rebhuhnfarbige Italiener, so daß es schon im Laufe der nächsten Jahre möglich sein wird, durch diese einwandfrei gute Leistungshühner zu beziehen.

Welches sind nun die Eigenschaften, die es trotz des Vorhandenseins besserer Leistungsrassen zu keinem gänzlichen Verdrängen der rebhuhnfarbigen Italiener kommen ließen, und die die erneuten züchterischen Anstrengungen rechtfertigen?

Das rebhuhnfarbige Italienerhuhn zeichnet sich durch eine besondere Widerstandsfähigkeit aus, die es für die leider oft noch dürftigen Haltungsverhältnisse des Bauernhofes geeignet machen. Diese Eigenschaft macht sich auch bei der Aufzucht in günstiger Weise bemerkbar. Die Küken sind unempfindlich, raschwüchsig und befiedern sich leicht. Gerade dieser letzte Umstand, der bei den schweren Rassen häufig zu wünschen übrig läßt, trägt sehr zur raschen Entwicklung der Jungtiere bei. Das frühe Erkennen der Junghähne gestattet ein rechtzeitiges Abschlachten der unnötigen Fresser. Nehmlich den Jungen sind die Italiener eine frühreife Rasse, die bei guter Fütterung in fünf bis sechs Monaten legereif ist. Es ist deshalb auch bei Mast/Zuchten, wie sie in Bauernbetrieben wohl am häufigsten sind, noch möglich, bis zum Spätherbst legereife Junghennen zu haben. Winterlegetätigkeit muß aber immer eins der Hauptziele der Nutzgeflügelhaltung sein.

Die Anspruchslosigkeit des Italienerhuhns an das Futter zeigt sich insbesondere in bezug auf die Menge desselben. Es verbraucht wesentlich weniger als die schweren Rassen, jedoch soll man an der Qualität nicht sparen, da ohne gutes Futter keine Leistung erzielt werden kann. Dazu kommt seine Emsigkeit im Futtersuchen, die bei Höfen in freier Lage mit unbeschränktem Auslauf sehr zur Verbilligung der Geflügelhaltung beiträgt. Bei solchen Hoflagen kommt ihm seine Wild- und Schutzfärbung sehr zustatten. Das Streifen im freien Feld setzt abtechend gefärbte Tiere dort verschmutzt und unansehnlich. Dagegen sieht das Italienerhuhn stets sauber aus, und der stolze Hahn kann sogar da, wo auch Wert auf Schönheit gelegt wird, geradezu die Zierde des Hofes sein.

Nun sollen aber auch die Nachteile des Italienerhuhns nicht verschwiegen werden: das geringe Gewicht der Schlachthühner und Junghähne wird mit Recht beanstandet. Die mangelhaft ausgebildete Brustkraft macht sich gerade auf dem Bauernhof, wo noch hauptsächlich Naturbrut betrieben wird, oft in unangenehmer Weise bemerkbar. In dem leichten Körpergewicht liegt auch der Hang zum Ueberfliegen und zum weiten Verlegen der Eier begründet. Dem einen Uebel kann jedoch durch Anziehen der Flügelklammern, dem anderen durch Anlage guter Legenester erfolgreich begegnet werden.

Nun sollen aber auch die Nachteile des Italienerhuhns nicht verschwiegen werden: das geringe Gewicht der Schlachthühner und Junghähne wird mit Recht beanstandet. Die mangelhaft ausgebildete Brustkraft macht sich gerade auf dem Bauernhof, wo noch hauptsächlich Naturbrut betrieben wird, oft in unangenehmer Weise bemerkbar. In dem leichten Körpergewicht liegt auch der Hang zum Ueberfliegen und zum weiten Verlegen der Eier begründet. Dem einen Uebel kann jedoch durch Anziehen der Flügelklammern, dem anderen durch Anlage guter Legenester erfolgreich begegnet werden.

Wägt man nun die Vor- und Nachteile des rebhuhnfarbigen Italienerhuhns gegeneinander ab, so wird man sich in vielen Fällen für seine Haltung entscheiden, zumal ja die Aussichten über die Bundesbauernwochen gute Leistungsriere zu bekommen, nun nicht mehr schlecht sind.

Arbeiten des Gartenfreundes im Februar

Im Laufe des Februar haben wir meist die letzte strenge Kälte, und wenn das Wetter wieder etwas milder geworden ist dann gehen wir mit Laubsäge, Schere und scharfem Messer in den Obstgarten, um die Bäume auszulichten und an den Spalieren den Winterschnitt vorzunehmen. Wir schneiden die Blattriebe des Formobstes so, daß die Form gewahrt bleibt, die Holztriebe werden kurz gehalten, Fruchtholz bleibt unberührt. An Hoch- und Halbstämmen nehmen wir zu dicht stehende Zweige heraus. Alsdann ist auch die Zeit gekommen, in der die Bäume die Winterspritzung mit Obstbaumkarbolineum erhalten, nachdem mit einer Baumkratze die rauhen Rindenteile entfernt wurden. Durch die Spritzung werden die Eier von Blattsaugern und Läusen vernichtet, auch Blutläuse getötet. Eine Winterspritzung sollte in keinem Obstgarten versäumt werden. Auch Beerensträucher, die im Jahre vorher starken Blattlausbefall zeigten, sind vor dem Austrieb zu spritzen, bevor die Wintereier der Läuse abgelegt werden.

Ist das Land Ende des Monats schon frei von Frost, dann versäumen wir nicht, etliche Beete für die ersten Gemüsesaaten fertigzumachen. Der Samen von Karotten, Spinat, Schwarzwurzeln, in günstiger Lage auch von einer frühen Erbsensorte, können schon dem Boden anvertraut werden. Wer ein Frühbeet hat, der treffe nun die Vorbereitungen zum Packen der Dungschicht. Gute Komposterde wird durchgesiebt und nach dem Einbringen des Dunges in die Beete gegeben. Salat, Radies, Karotten kann man zur frühen Ernte im Frühbeet aussäen, gegen Ende des Monats auch Frühkohlarten zum späteren Auspflanzen im freien Lande.

Der Liebhaber von Sommerblumen richtet in diesem Monat etliche Tonschalen her, um Begonien, Petunien und Verbenen zur Aussaat zu bringen. Haben Salien, Fuchsien schon gute Triebe, dann kann man bereits Stecklinge davon schneiden. Für die meisten Zimmerpflanzen ist die schwerste Zeit nun vorüber, sie beginnen zu treiben und können wieder etwas mehr begossen werden. Insbesondere dürfen Kamelien und Azaleen, die jetzt schwellende Knospen zeigen, nicht austrocknen. Wer Zwiebelgewächse in warmer Zimmerluft zum Blühen gebracht hat, der pflege sie nach der Blüte weiter, dann sammeln die Blätter Nährstoffe, und die Zwiebeln kräftigen sich, um im Garten gepflanzt, im kommenden Jahre wieder aus.

Praktischer Ratgeber

Das Mistbeet wird gepackt. Wer frühzeitig, etwa schon im Januar oder Anfang Februar, sein Frühbeetkasten packen will, der muß für seinen Pferdemist sorgen. Frisch oder nur wenig angegoren soll er sein. Zwei bis drei Tage, ehe er in den Kasten kommt, wird er auf einen Haufen gesetzt, damit er sich erwärmt. Als dann wird er in das Frühbeet gepackt, aber hier nicht einfach eingeschüttet, sondern sorgfältig mit der Gabel gelockert und geschichtet. Er muß unbedingt gleichmäßig liegen und wird dann festgetreten. Man bringt so zwei bis drei Schichten ein, bis die ganze Packung etwa 40 cm hoch ist. Auch außen um den Kasten packt man Dünger. Dann werden die Fenster übergelegt und die Strohdecken übergeworfen. Nach zwei Tagen hat sich der Dünger erwärmt, und jetzt wird 20 cm hoch Erde übergeschichtet. Nach zwei weiteren Tagen ist auch diese durchwärmt, und der Samen kann ihr anvertraut werden.

Getriebene Blumenzwiebeln dürfen nach der Blüte nicht — sollen sie noch Verwendung im Garten finden — abgeschnitten und der Erde beraubt werden, man schwächt sie dadurch unnötig, und sie gehen leicht ein. Am besten stellt man die abgekühlten Zwiebeltöpfe oder -schalen in einen kühlen Raum oder Keller und läßt sie dort langsam einziehen, um sie später an Ort und Stelle auspflanzen zu können.

Neue Samenmischung für ausgewinterten Klee. Bekanntlich ist das Nachsäen eines dünn stehenden Kleeschlages stets ein Lotteriespiel. Professor Ziemann in Tschenitz empfiehlt daher auf Grund mehrjähriger Versuche den Schlag flach zu schälen und eine Mischung von 40 kg Sudangras, 40 kg Peluschken und 40 kg Wicken je Hektar einzusäen. — Sicherlich ist, wie der Name andeutet, in Afrika beheimatet und daher wärmeliebend; es sollte nicht vor Mitte Mai ausgesät werden! Es ist auch erheblich trockenbold und liefert einen starken ersten Schnitt; der zweite ist schwach und lohnt nur ein Abweiden. Dr. E.

Käsegebäck ist durchaus nicht so kostspielig, wie man immer denkt. Man zerläßt ¼ Pfund Margarine, mischt es mit ¼ Pfund Mehl und ¼ Pfund geriebenem Schweizer (oder Parmesan-) Käse und einer Prise Salz, rollt den gut verkneteten Teig dünn aus, sticht ihn zu kleinen Formen aus und backt ihn ganz hellgelb.

Igel. Bei diesem Gerät findet man, wie die Abbildung zeigt, Häufler, Bodenlüfter und Unkrauthacke miteinander vereinbart. Durch leichtes Auswechseln des Häufelkörpers kann das Gerät auch zum Bodenlockern und zum Unkrautjäten benutzt werden. Wird das Gerät als Häufler verwandt (siehe Abbildung), so zieht das vordere Schar das Gerät selbst in

Der Igel ist ein praktisches Gerät zur Bodenlüftung

Zeichnung: Blumberg (M)

schweren harten Boden hinein, während der Jätebügel als Halter des Häufelkörpers Verwendung findet. Mit dem Schar der Anwendung findet. Mit dem Schar der Anwendung versehen, arbeitet das Gerät auch einwandfrei auf verkrustetem, hartem und schwerem Boden.

Mit dem Hammer in der Hand schlägt man Nägel in die Wand

Im Laufe der Zeit nimmt man in seiner Wohnung manche Veränderung vor, hängt hier ein Bild an die Wand, befestigt dort eine Garderobenleiste oder ähnliches, und jedesmal muß man dabei recht überlegt zu Werke gehen, wenn man vermeiden will, daß die Tapeten zerreißen. Der Putz von der Wand abbröckelt, und der eingeschlagene Nagel nicht hält.

Zunächst muß man einmal feststellen, wie die Wohnungswände beschaffen sind. Die Außenmauern sind fast immer aus Ziegelsteinen und verputzt, die Innenwände, die die Räume voneinander trennen, sind dagegen meistens nur Gips- oder Bauplattenwände, selten sofern sie nicht als Stütz- oder Feuerwände auch massiv durchgemauert sind. An der Breite der Türrahmen kann man die Stärke der Wände leicht feststellen. Außerdem kann man durch Abklopfen der Wände — massive klingen nicht hohl im Gegensatz zu Plattenwänden — ihre Beschaffenheit herausfinden.

Bilder, Uhren und andere mit Aufhängeösen versehenen Gegenstände hängt man am besten auf Messinghaken, die mit Stahlnadeln an der Wand befestigt werden. Diese Haken gibt es in verschiedenen Größen mit einer oder mehreren Stahlnadeln. Das Loch im Haken, durch das die Nadel geführt wird, liegt schräg, so daß man die Nadel schräg von oben nach unten in die Wand schlagen muß. Die Nadel liegt dadurch in Zugrichtung in der Wand und bietet deshalb auch für schwere Gegenstände einen sicheren Halt. Wand und Tapete werden nicht beschädigt, weil die Stahlnadel ja nur ein winziges Loch verursacht. Diese Patenthaken mit Stahlnadeln kann man auch für verputzte Steinwände verwenden, denn sie halten sowohl im Putz wie sie auch in den Ziegelstein eindringen.

Für jede Wand geeignet ist ein „Patent-Steinwandhaken" aus Stahlrohr, meist vermessingt. Das Rohr ist an dem einen Ende angefeilt, am anderen Ende ist der Haken festgeschärft, am anderen Ende ist der Haken festgenietet. Das Rohr liegt sich bei Einschlagen genietet. Das Rohr liegt sich bei Einschlagen nicht und bricht auch bei einem ungeschickten Schlag nicht ab. Man treibt diesen Haken am besten mit leichten schnellen Schlägen ein und dreht ihn, solange er noch im Putz geht, nach jedem Schlage ein wenig, muß aber darauf achten, daß er nachher in der richtigen Lage sitzt. Beim Einschlagen bildet sich in dem in die Steinwand eindringenden Rohr ein fester Steinkern, der ihn unverrückbar in der Wand festhält. Einen solchen Haken kann man auch direkt in einen Ziegelstein hineintreiben. Allerdings läßt er sich auch nicht so leicht wieder entfernen, weswegen man vorher die betreffende Stelle genau überlegen muß. Ist die Wand tapeziert, so tut man gut daran, die Tapete an der Nagelstelle mit scharfem Messer kreuzweise einzuschneiden und von der Wand abzulösen. Nach dem Einschlagen des Hakens läßt sich die Tapete mit Kleisterstoff sauber wieder festkleben. Solche Haken eignen sich für sehr schwere Gegenstände, große Bilder, Spiegel, kleine Wandschränke.

Für Spiegelplatten, die in die Wand geschraubt werden sollen, benutzt man am besten Dübel (kleine Stahl- oder Pappröhren mit Keilschraube, oder röhrenförmiges Hanfgewebe mit weichem Metallkern). Um die Dübel in die verschiedenen Größen mit einer oder mehreren Stahlnadeln. Das Loch im Haken, durch das die Nadel geführt wird, liegt schräg, so daß man die Nadel schräg von oben nach unten in die Wand schlagen muß. Die Nadel liegt dadurch in Zugrichtung in der Wand und bietet deshalb auch für schwere Gegenstände einen sicheren Halt. Wand und Tapete werden nicht beschädigt, weil die Stahlnadel ja nur ein winziges Loch verursacht. Diese Patenthaken mit Stahlnadeln kann man auch für verputzte

Dübel, Schrauben und Haken als praktische Helfer im Haushalt (Deike M)

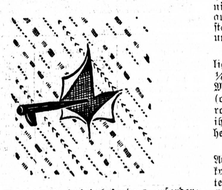
Steinwände verwenden, denn sie halten sowohl im Putz wie sie auch in den Ziegelstein eindringen.

Für jede Wand geeignet ist ein „Patent-Steinwandhaken" aus Stahlrohr, meist vermessingt. Das Rohr ist an dem einen Ende angefeilt, am anderen Ende ist der Haken festgeschärft, am anderen Ende ist der Haken festgenietet. Das Rohr liegt sich bei Einschlagen nicht und bricht auch bei einem ungeschickten Schlag nicht ab. Man treibt diesen Haken am besten mit leichten schnellen Schlägen ein und dreht ihn, solange er noch im Putz geht, nach jedem Schlage ein wenig, muß aber darauf achten, daß er nachher in der richtigen Lage sitzt. Beim Einschlagen bildet sich in dem in die Steinwand eindringenden Rohr ein fester Steinkern, der ihn unverrückbar in der Wand festhält. Einen solchen Haken kann man auch direkt in einen Ziegelstein hineintreiben. Allerdings läßt er sich auch nicht so leicht wieder entfernen, weswegen man vorher die betreffende Stelle genau überlegen muß. Ist die Wand tapeziert, so tut man gut daran, die Tapete an der Nagelstelle mit scharfem Messer kreuzweise einzuschneiden und von der Wand abzulösen. Nach dem Einschlagen des Hakens läßt sich die Tapete mit Kleisterstoff sauber wieder festkleben. Solche Haken eignen sich für sehr schwere Gegenstände, große Bilder, Spiegel, kleine Wandschränke.

Für Spiegelplatten, die in die Wand geschraubt werden sollen, benutzt man am besten Dübel (kleine Stahl- oder Pappröhren mit Keilschraube, oder röhrenförmiges Hanfgewebe mit weichem Metallkern). Um die Dübel in die verschiedenen Größen mit einer oder mehreren (Steinbohrer und Dübel kann man in einer sogenannten Haushaltspackung schon für eine Mark kaufen, bessere, die auch zum Befestigen von Gardinenhaken ausreichen, kosten etwa zwei bis drei Mark.) Man setzt den Bohrer an und treibt ihn mit Hammerschlägen, während man ihn dabei leicht dreht, ein. In das Loch führt man nun den betreffenden Dübel ein, und in diesen wird die Schraube eingedreht. Unter eine Spiegelplatte kommt die übliche Gummiplatte oder, wenn eine solche nicht vorhanden ist, eine starke Platte aus Pappe. Man muß darauf achten, daß die in den Dübel eingedrehende Schraube nicht stärker ist als der Dübel. Beim Eintreiben der Schraube geben die Dübelwände nach und drücken sich fest gegen das Mauerwerk, so daß sie darin festgepreßt werden.

Mit Dübeln kann man auch Schrauben in Steinfußböden (Türpfosten in Fliesen, Badezimmer usw.) eintreiben. Aber auch allerlei Zierhaken, zum Beispiel weiß emaillierte oder Messinghaken, Schraubhaken, Ringschrauben, lassen sich ohne Holzunterlage direkt auf der Wand befestigen, wenn man sie in solche Dübel eintreibt.

Beim Einschrauben von Haken für Beleuchtungskörper in Decken muß man vorher die Lage der Tragbalken in der Decke ermitteln. Das tut man gewöhnlich mit einer ausreichend langen (35 cm) Stahlnadel, die man in der Mitte der Decke vorsichtig in den Putz eintreibt.



Vorsicht ist dabei besonders erforderlich, weil die Zimmerdecken meist nur auf Rohrgewebe geputzt sind, und der Putz daher leicht abfallen kann. Hat man mit Hilfe der Stahlnadel die Lage des Tragbalkens festgestellt, kann man mit einem Nagelbohrer vorbohren und den Haken einschrauben.

Beim Einschrauben von Schraubhaken und Ringschrauben in die Rahmen von Fenstern und Türen achte man darauf, daß die Schrauben nicht länger sein dürfen als das Holz des Rahmens hart ist. Wenn die Schrauben gut halten sollen, muß das Gewinde ganz im Holz sitzen.

Patenthaken und Dübel werden aber nicht immer gleich notwendig sein; man wird sehr oft mit kleineren Nägeln auskommen. Dann vergesse man aber nicht, die Tapete vor dem Einschlagen abzulösen. Hat sich mal ein Nagel in der Hand gelockert, dann ziehe man ihn ganz heraus, drücke in das Nagelloch etwas fett zusammengedrehte Watte und schlage dann den Nagel wieder ein. Er sitzt dann fest. Kleinigkeiten sind es oft, von denen die Behaglichkeit in einem Haushalt abhängt.

M. Wagner.

Küchenzettel des deutschen Frauenwerks

Für den kommenden Eintopfsonntag stellen wir allerhand Gerichte auf. Es ist an diesem Tage nicht unsere Aufgabe recht komplizierte, wenn möglich kostspielige Speisen zu „entdecken", die unserem Erfindergeist alle Ehre machen würden, sondern der Sinn des Eintopfessens liegt darin, daß das Essen besonders einfach, besonders preiswert und so fein soll, daß es nicht nur ermöglicht, daß wir uns im wahrsten Sinn des Wortes „an Munde" diese kleine Gabe absparen, die der Winterhilfe zugute kommt, sondern daß wir uns einmal klar darüber sind, daß es nicht auf die Fülle der Möglichkeiten ankommt, unseren geschmacklichen Bedürfnissen zu genügen, sondern daß der Sinn des Essens darin liegt, daß wir uns ernähren, und daß das mit sehr bescheidenen Mitteln möglich ist. Zu gleicher Zeit auch daran denken, daß doch viele unserer Volksgenossen sich tagaus, tagein so ernähren, was manchem heute als ein großes Opfer erscheint. Kurzum, der Eintopfsonntag dieser Tag der Solidarität des ganzen Volkes, soll uns in jeder Weise ein Tag der Besinnung sein. Vielleicht denken wir dabei auch wieder an den Krieg und die Freude, die es für uns damals gewesen wäre, wenn uns jemand da plötzlich zu einem richtigen Mahl von weißen Bohnen oder Erbsen oder Kohlrapf oder Aehnlichem eingeladen hätte und dazu gesagt: Davon darfst du essen, so viel du magst. Wir wissen, daß auch heute noch Deutsche in aller Welt viel Not und Hunger leiden müssen, denken wir nur mal an die sudetendeutschen Kinder und an alle, die in Rußland leben müssen. Dankbar wollen wir sie am nächsten Eintopfsonntag in Gedanken zu uns einladen, die wir so gern als Gäste bei uns wüßten und mit ihnen das bescheidene Eintopfgericht teilen, dankbar, daß wir uns satt essen dürfen. Wir bringen darum keine Auswahl raffinierter Gerichte, sondern die in Deutschland zu allen Zeiten bekanntesten und gebräuchlichsten Rezepte für einfache

Eintopfgerichte

Rindfleisch mit Kartoffeln und Mohrrüben. Ein Pfund Suppenfleisch, 1½ Pfund Kartoffeln, 1½ Pfund Mohrrüben, ½ Pfund anderes Gemüse, ein Eßlöffel Fett, etwa ¼ Liter Wasser, etwas frische Petersilie. — In einem Eßlöffel Fett wird eine kleingeschnittene Zwiebel geröstet und das in Würfel geschnittene Gemüse und die Kartoffeln angekocht. Mit ganz wenig Wasser, nur daß ein Anbrennen verhindert wird, wird aufgefüllt, das Fleisch hineingelegt und das Ganze in einer bis 1½ Stunden gargekocht.

Das Gleiche mit Weißkohl. Einenhalb Pfund Weißkohl wird dazu benötigt und mit Kümmel gewürzt.

Grünkohl mit Hartwurst. 3 Pfund Grünkohl, 2 Pfund Kartoffeln, 1 Pfund Wurst, Muskat zum Würzen. — Der Grünkohl wird roh durch die Maschine gedreht und in einem Eßlöffel Fett angeschmort. Hat er genügend Flüssigkeit gezogen, so tut man die in Würfel geschnittenen Kartoffeln dazu und legt die Wurst obenauf. Im aufgeschlossenen Topf kocht das Ganze etwa in einer Stunde gar. Zuletzt mit Muskat würzen.

Schweinefleisch mit Kohlrüben. 1 Pfund Schweinefleisch, 2 Pfund Kartoffeln, 2 Pfund Kohlrüben und ½ Liter Wasser werden miteinander angesetzt und kochen auf kleiner Flamme gar.

Pichelsteiner mit Sellerie. Ein Pfund in Würfel geschnittenes Goulaschfleisch (halb Rind, halb Schwein, oder halb Kalb, halb Hammel, oder statt des Fleisches Filet vom Fisch), 2 Pfund Kartoffeln, 150 gr Sellerie, 2 Mohrrüben, 1 Zwiebel, Petersiliengrün, etwas Kochfett, ½ Liter Wasser. — Im ausgelassenen Kochfett wird das Fleisch, nicht jedoch der Fisch, angebraten, dazu die fein geschnittene Zwiebel. Das in Würfel geschnittene Gemüse und die ebenfalls klein geschnittenen Kartoffeln werden dazu getan und mit ganz wenig Wasser aufgefüllt. Ohne umgerührt zu werden, kocht das Ganze auf kleiner Flamme in einer knappen Stunde gar.

Siedertopf. Eine halbe Kohlrübe, ein Pfund Wurzelwerk, ein halbes Pfund Mohrrüben, 1 Pfund Wirsing, 2 Pfund Fischfilet, Zwiebeln, Zucker, 75 g Saterfladen, 1 Pfund Kartoffeln, 1 Liter Flüssigkeit, 50 g Fett, etwas frische Petersilie. — Das Wurzelwerk und das Gemüse werden klein geschnitten, gewaschen, mit Fett, Salz und Zucker nach Geschmack angeröstet und zugedeckt weichgedämpft. Nach 15 Minuten wird die Flüssigkeit dazugetan und ebenso die Kartoffeln und die Haferflocken. Der in Würfel geschnittene Fisch wird in den letzten 10 Minuten dazugetan und zieht ohne zu kochen gar. Man kann auch die Haferflocken gleich mitanrösten.

Alle hier genannten Gerichte können auch ohne Fleisch hergestellt werden.

Zeichnung: Erna Schroeder

G 1068. Blaues Wollstoffkostüm in modischer Linienführung mit phantasievollem Steppnaht-Schmuck, der in reicher Anordnung Jacke und Rock ziert. Freundliche Belebung gibt die Weste aus weißem Pikee, Seidenrips oder Wanderseide, die über den breiten Revers getragen wird. Linda-Schnitt Größe II und III.

G 1070. Kostüm aus hellbeigefarbenen, Rippen-Wollstoff, an dem der sparte Verschluß rote Wildledernpatten, durch kleine Metallschnallen geleitet, besonderes Interesse verdient. Linda-Schnitt Größe 0 u. II.

G 1071. Sehr damenhaftes, dreiteiliges Complet. Der wirkungsvoll die Konturen betonende Blendenschmuck harmoniert farblich mit dem dunklen, getupften Seidenblüschen. Linda-Schnitt Größe II und III erhältlich.

G 1072. Der genoppte Wollstoffmantel wirkt trotz seiner kleidähnlichen Form sehr angezogen. Steppnahtmotive umrahmen die Taschen Einschnitte. Sehr flott sieht er aus, wenn der dunkle, im Viereck Ausschnitt getragene Wollschal farblich mit den Knöpfen übereinstimmt. Linda-Schnitt Größe 1 und III.

Diese Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- und Haushalts-Zeitschrift „Rhein.-Westfäl. Hausfrau" entnommen

Allerlei Gutes aus Haferflocken

Befindet man sich einmal nicht allzu gut, hat man sich erkältet, hat man keinen Appetit, so tut einem nichts so wohl wie ein Teller gut gekochte Haferflocken. Man setzt die Haferflocken mit Wasser an, gibt eine Prise Salz hinein und etwas Zucker und läßt sie weich kochen. Dann tut man noch etwas Butter hinzu, lasse so viel Milch, daß die Suppe gut dicklich ist. Man kann zu diesem Haferflockenbrei auch geschmortes Obst, sowohl Backobst wie frisches essen.

Für Kinder zum Frühstück sind rohe Haferflocken zu empfehlen. Man mischt sie mit geriebenen Aepfeln oder Birnen, zerquetschten Bananen, geriebenen Nüssen und Zitronen- oder Apfelsinensaft. Auch Kinder, die sonst morgens nichts essen mögen, werden diese „Müsli" mit Behagen zu sich nehmen.

Zum Nachtisch sind Haferflockenplätzchen das Richtige. Man weicht Haferflocken am Tage vorher in Wasser ein, mischt sie dann mit ein wenig Mehl, einer Prise Salz und einem Ei und gibt mit dem Löffel in die Pfanne mit zerlassenem Schmalz den Teig, den man ziemlich dünn ausstreicht und auf beiden Seiten braun backt. Man gibt geschmortes Obst dazu.

Auch ein Haferflockenauflauf mit Aepfeln ist nicht zu verachten. Man bringt ¾ Liter Milch zum Kochen, gibt unter ständigem Rühren 200 Gramm Haferflocken hinein, läßt sie langsam ausquellen und dann erkalten. Hierauf tut man 4 Eigelb hinzu, sowie 50 Gramm Zucker, und zieht zuletzt den steifgeschlagenen Schnee der vier Eier unter die Masse. 2 Pfund mürbe, geschälte Aepfel hat man in kleine Stücke geschnitten und in 50 Gramm Butter mit 100 Gramm Zucker weich geschmort, worauf man 50 Gramm kleinwürfelig geschnittene Suftkade und 150 Gramm Rosinen darunter mischt. Nun fettet man eine Backform gut ein und füllt sie schichtweise mit Aepfeln und Haferflockenmasse. Obenauf legt man kleine Butterflöckchen und backt den Auflauf bei mäßiger Hitze eine halbe Stunde.

Haferpfannkuchen. Aus 250 Gramm Haferflocken und ¾ Liter Buttermilch wird ein geschmeidiger Teig gerührt, in den man ein Ei tut, 1 Prise Salz, 20 Gramm Zucker und 25 Gramm Rosinen. In reichlich Fett werden in der Pfanne Kuchen gebacken, die mit Apfelmus recht heiß gegessen werden.

Für das Abendbrot der Kinder passen besonders gut die folgenden Haferflockengerichte:

Haferflockenbrei. Man bringt 1 Liter Milch mit 30 Gramm Butter, 1 Prise Salz, ein Teelöffel Honig zum Kochen und rührt 100 Gr. Haferflocken hinein, die man zu einem dicken Brei ausquellen läßt. Man bestreicht ihn beim Auftragen dick mit Zucker und Zimt und reicht heiße Milch zum Uebergießen dazu.

Haferflockensuppe m. Korinthen. In 1 Liter Wasser mit einer Prise Salz und etwas abgeriebener Zitronenschale läßt man 60 Gramm Haferflocken ausquellen. Hierauf streicht man die Suppe durch ein Sieb, gibt 60 Gramm Zucker daran und mischt sie mit zwei Eßlöffeln süßer Sahne. Nun gibt man 50 Gramm Korinthen hinein, die man inzwischen in etwas Wasser hat ausquellen lassen.

Haferkeks. Auch für kleines Gebäck sind Haferflocken brauchbar. Man zerläßt ¼ Pfd. Butter, verrührt sie mit 100 Gramm Zucker, gibt 1 Ei hinein, 1 Prise Salz, ¾ Pfund Mehl, ¼ Pfund Haferflocken und einen Teelöffel Rum. Der Teig wird gut verknetet, worauf man mit dem Teelöffel Häufchen auf ein gefettetes Blech setzt. Man kann die Häufchen auch etwas größer setzen und in die Mitte eine kleine Vertiefung machen. Wenn die Küchlein hellgelb gebacken sind, tut man in die Vertiefung ein wenig Marmelade oder Gelee. Diese Küchlein muß man an kühlem Ort aufbewahren, damit sie nicht zu hart werden.

Henriette Pahlen.

Vom Sinn der Geselligkeit

erzählt das Februarheft der Zeitschrift „Frauen-Kultur im Deutschen Frauenwerk", die das Hauptamt für Feierabend des Deutschen Frauenwerks ist. Allenthalben ist spürbar, daß die heutige Geselligkeit meist unfreudig, unecht und erstarrt ist, und daß es somit gilt, hier neue Formen zu finden. Ansätze dazu zeigen sich im Arbeitsdienst. „Feierabend und Feste im Frauenarbeitsdienst sind Ausdruck einer neuen Geselligkeit". Die Wiederbelebung der Feierstunde ist niemals von außen, sondern nur aus einer lebendigen Gemeinschaft heraus möglich . . . Es gereicht der schönen Zeitschrift, die zum Preise von 50 Pfg. pro Heft überall erhältlich ist, zur besonderen Ehre, daß ihr der Dichter Ernst Wiechert aus der Handschrift seines Buches „Wälder und Menschen" die Erzählung „Erste Liebe" zur ersten Veröffentlichung übergeben hat.

Tchibo-Extrakt-Würfel
Herstellen: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Wer will im Frühjahr ein Fahrrad kaufen??

Heute schreiben! Wir machen Ihnen einen Vorschlag, der Ihnen sofort gefallen wird!
E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 505

Quelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt Pfd. 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.–, u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, 1a Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 5 Pfd. portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Umtausch gerne. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.
Willy Mantouffel, Gänsemästerei, Neuteich (Ostpr.).
Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Ostens. Stammhaus gegr. 1858.

Harzer Baumschulen
A. Severing, Blankenburg, Harz
Wir liefern sämtliche Baumschulartikel in bester Qualität. Ausführl. Katalog kostenlos.

Missionare für Nordbrasilien!
Braue, gut begabte Knaben im Alter von 12–14 Jahren finden zu Ostern liebevolle Aufnahme im Franziskaner-Missionskolleg St. Antonius in Bardorf Post Gildehaus, Kreis Bentheim (Hannover).

Bei Kopfschmerzen
Grippe, Rheuma, Muskel- u. Nervenschmerzen kaufen Sie in der Apotheke sofort
Herbin Rodin
10 Tab. 0.60 20 Tab. 1.00
welches unschädliches Mittel sind das H.T.Z. nicht angreift.
H.G. ALBERT WEBER, MAGDEBURG

Heiraten
Vertrauensstelle ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portofrei zugehen

Jung. Dachdecker, 28 J., 1,78 groß, kathol., Eigenheim, gemeinbild angenehm. Neig. 23 J., 1,68 gr., kath., dklbl., mit lebensfroh., gemütl. Wesen, tüchtig im Haushalt, wünscht Neigungsehe m. gesch. kath., aufr., solid. Herrn (selbst. Position, dem ich treue, gute Gattin sein möchte. Gern möchte ich verantwortungsvollen Stand. Mütterchen ersetzen. Erhalte 9. Wäschenausst. u. 3000 RM. Barvermögen. Ernstgem. Off., möglichst Bild, u. Nr. 7/23 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Lebensgefährtin
gesetzten Alters, kath., Geschäftserbe erbet unt. Nr. 7/24 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat
nicht ausgeschlossen. Angeb. mit Bild u. Angabe der persönl. Verhältnisse unter Nr. 7/22 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Heiratsanzeigen
haben im „7. Tag" großen Erfolg

Wegen Verheiratet. der Tochter sucht Witwer, ober. Beamter, 50 J. alt, in Größ., Mittelstadt, gebildetes, evgl. Fräul., eine in allen Zweigen des Haushalts erfahrene Haushälterin im Alter von 30–45 J. Spätere Heirat nicht ausgeschlossen. Angeb. mit Bild u. Angabe der persönl. Verhältnisse unter Nr. 7/122 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Fräul., kath., Vollwaise, 33 J., in d. Diele gute Erzh., m. Ausst. u. 3-Zim.-Einr., i. die Bekanntsch. eines solid., kath. Herrn i. sich. Stellg. Ausf. reelle Zuschr. mit Bild unt. Nr. 7/13 „Der 7. Tag", Bad. Pyrm. erbeten.

Heirat
in Briefwechsel zu treten. Beweis ernsten Wunsches. Vertrauen vorzugt. Angeb. mit Bild (zurück) unter Familie u. Nr. 7/23 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Einheirat
gesuchten. Damen, denen wirklich an einer glücklichen Heirat gelegen ist, wenn mir vertrauensvolle Herren. Vermögen erwünscht, doch nicht Bedingung. Strengste Diskret. zugel. u. verl. Schr., mögl. m. Bild u. Nr. 7127 an „Der 7. Tag", Paderb.

Frl., kath., 37 J., Schneiderin, mittelblond, gute Figg., 1,65, gemütliches, treuherz. Wesen, vielseitig interessiert, sucht, da Verhältnisse unverschuld., Wohnort Nähe Halle a. S., möchte mit Herrn mit gutem Charakter zwecks

Heirat
in Briefwechsel treten. Witwer nicht ausgeschl. Bildzuschr. erbet. unt. Nr. 7/126 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Selbst. Handwerker, kath., 25 J., wünscht die Bekanntschaft eines lieben, netten Mädels zwecks spät.

Heirat
Angeb. mit Bild unter Nr. 7129 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Allen Frauen Wolff's Uhrschein-Tinktur
Widerstandsfähige, blendend weiße Spannt- und Strahlen. Beseitigt nervöse Spannung. Lindert Beschwerden in KRITISCHEN Tagen! Glänzende Urteile! Fl. Mk. 2.- Kurg. 3.50. In Apoth. od. 15 RR-APOTHEKE-MÜNCHEN Klenzstr. 59

Augenstare
Entzündung, Wie man diese ohne Operation, ohne Augenanästhesie sowie sonstigen Augenleiden selbst behandeln kann, zeigt Aufklärungsschrift 4 v.
A. Boss, Basel 15 Uhlandstraße 149

Kräuterpfarrer Joh. Künzle Freiburg/Brsg.

Diese drei
- Herdplatte, Messer, Aluminiumtöpfe -
fegt poliert u. pflegt
Herdfeger

Deutsche Markennähmaschinen
ab RM 124.–, Zick-Zack ab RM 198.–
Ritter, Paderborn, Markt 8
Besichtigung erbeten

Drahtgeflechte
50 Mtr. Meter breit bestens verzinkt 4.80 M
Muster gratis
Verlange Sie gratis und unverbindlich Offerte von der Drahtgeflechtfabrik Hellmann, Lübeck

Arterienverkalkte
Seit Jahren gibt es ein Mittel – Dotterlein-Tabletten – auf naturgemäßer Grundlage (Kräuter und biochemische Stoffe zusammengesetzt, das bei vielfachen Beschwerden des Alters (Schlaganfall, Kopfdruck, Schwindelanfälle, hoher Blutdruck, Herz- und Atmungsbeschwerden) vorbeugt und lindert. Lesen Sie die aufklärende Schrift: „Die Adernverkalkung mit ihren Begleiterscheinungen" mit Dankschreiben, Gebesserter und Geheilter und ärztlichen Gutachten, die ihnen kostenlos und unverbindlich durch die Firma Robert Kühn, Berlin-Kaulsdorf 447 zugesandt wird.

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Kauf kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erteilung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß Dienstag vor Erscheinen Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 1534.

Fahrräder
mit Freilauf 31 Mk.
Ballonrader 35 Mk.
Teilzahlungserleichterung
Fahrradversand
H. Dürr, Rastatt
Preisliste gratis

Diese reizende Armbanduhr
Herren- o. Damen
erhält sofort jeder Leser der mir schreibt für 0.60 RM ab Versandtag. Celle in einzelkender Chrom-Ausführung mit schmuckem Lederband.
1 Jahr Garantie
Nichtgefallen, Geld sofort zurück!
H. A. W. Rabe
Celle S. W. 9

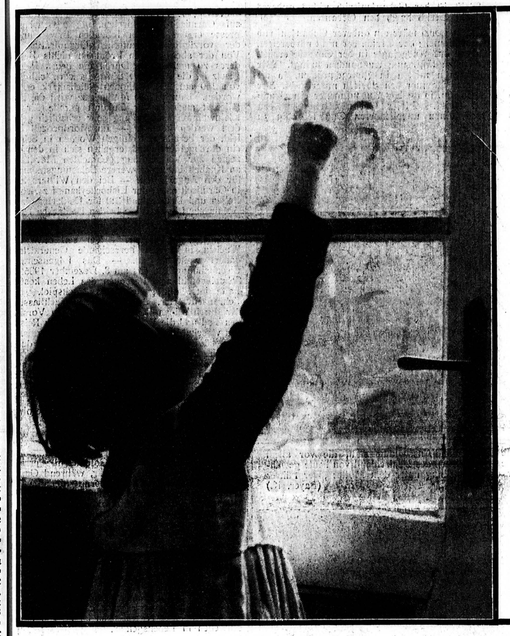
Kräuter-Sammler u. -Einkäufer sucht K. Schulter, Gegenbildermarsbdl., München 12.

Verantw. f. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, AG., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. 35: 40 424. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erzeugungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123.

5. Jahrgang – Nr. 7 Sonntag, 16. Februar 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Erinnerst du dich noch? Als kleiner Junge, als kleines Mädchen standest du eines Morgens am Fenster und jubeltest laut, weil die Dächer weiß waren und die Stangen des Zauns kleine weiße Häubchen trugen. Und noch immer fiel Flocke um Flocke, sie stürmten daher, sie fielen auch sonst, wie sie eben der Wind trug, der um die Hausecke kam und zwischen den kahlen Bäumen hindurchfegte. Für dich war die Welt zum Märchen geworden, und das Knusperhäuschen im Märchenwalde war nun nicht nur Phantasie, sondern greifbare Wirklichkeit, denn das Nachbarhaus trug ja eine dicke Haube und war ganz zusammengekauert im Schnee, seine Fenster waren mit weißem Pelz umsäumt. Das Märchen war zu dir gekommen, und wenn du Traum und Wirklichkeit verwechseltest, es hat dir's keiner verargt, es hat auch keine schlimmen Folgen gehabt wie später, wenn dir die Phantasie einmal einen Streich spielte. Damals war es noch dein Recht, in Märchen zu denken und zu leben. Später mußtest du schon genauer prüfen und scharf trennen, wenn du es nicht teuer bezahlen wolltest.

Gestehe es dir nur ein: Es war ein köstliches Vorrecht deiner Kindertage, und daß du es aufgeben mußtest, schien dir auch ein Vorrecht zu sein. Aber heute weißt du nicht recht, ob es ein so großer Gewinn war, wie es dir schien. Du hast anderes dafür eingetauscht, gewiß, und dieses andere war nötig. Ob es so viel besser war, das weißt du nicht, und es wird auch nie klar entschieden werden. In zehn Jahren denkst du vielleicht, daß auch das, was dir heute die Stunde schenkt, schön war wie ein Märchen, selbst wenn dich der Tag von heute manchen Stachel fühlen läßt.

Die Vertreibung aus dem Paradiese steht nicht nur am Anfang der Menschheitsgeschichte. Wir selbst, jeder von uns, erlebt sie in seinem Leben immer wieder: Aus dem Paradies der Kindheit, der jungen Liebe, des Traums von stolzer Lebensbahn. Und wohl dem, der sich trotz allem ein wenig bewahrt hat von den Märchenaugen der Jugend, die Wunder sehen, mitten aus grauem Alltag erblühend.

Ein Kind entdeckt den Winter (WV-Bild)

Was lange währt . . .

Dieses Sprüchlein pflegte der alten Wiesenbauer drüben hinterm Dorf immer sehr merkwürdig zu ergänzen. Er fügte dem ersten Teil dieses Sprichwortes nämlich stets die wenig klassischen Worte hinzu: „. . . dich und fett". Damit meinte er ganz offensichtlich sich selbst; denn er brachte dabei immer sein ziemlich umfangreiches Dasein in eine recht präsentative Stellung und wies nachdrücklich auf die langen Jahre seines Erdenwallens hin. Ja, der Wiesenbauer ist ein vergnügliches Haus, und den Schalk treibt ihm niemand aus. Solche Menschen hat man gern, und so kommt es, daß ich oft des Sonntags nachmittags (am Werktag läßt sich der Wiesenbauer nämlich durch nichts von der Arbeit abhalten; da hat er für Späße und Zeitvertreib nicht viel übrig) zu ihm hinaus gehe. Es ist ein gutes Stück Marsch bis zu ihnüber; aber es ist ein schöner Weg vor allem, der Gang zum Wiesenbauer lohnt sich; denn der hat bei all seiner Schalkheit auch ein gerütteltes Maß Weisheit in seinem Leben gesammelt und daraus verkehrt er prächtig, Nutzanwendungen zu machen.

Was mich aber am letzten Sonntag hinübertrieb, hatte einen besonderen Grund. Als ich nämlich das letztemal vor zwei Wochen bei ihm war, haben wir einen Bummel durch die Felder gemacht und — man soll's nicht für möglich halten — vom Frühling gesprochen. Auf das Thema hat uns eigentlich der Wiesenbauer gebracht, der damals so voller Frühlingshoffnung war, als warte der schon drüben hinterm Wald. Ich hab' ihm ausgelacht und ihm gesagt, daß wir in dieser „Saison" ja noch knum Schnee gehabt haben und daß ein Winter doch nicht so ohne weiteres „ausfallen" kann. Aber er blieb bei seiner Meinung und zeigte mir die Kätzchen am Bach und Tulpen in seinem Garten vor dem Haus, die schon recht frühlingsmäßige Anstalten trafen. Dann hielt ich ihm die vielen altbewährten (wenn auch nicht immer zutreffenden) Bauernregeln vor, die auch für den säumigen Winter ein Sprüchlein bahen. Aber nein, wenn er auch innerlich schon seiner Sache nicht mehr so ganz sicher war, so wollte er doch von seiner einmal gefaßten Meinung nicht ab (so ist mein alter Freund) und setzte alles auf eine Karte: es gibt keinen Winter mehr, der Schnee bleibt nun aus und in einigen Wochen — es schien ihm sichlich gewagt, aber er sprach es dennoch aus — kommt der Frühling dort hinterm Wald hervor. Und als ich ihm nicht glauben wollte, wollte er wetten, und das schlug ich nun meinerseits nicht aus; denn ich war meiner Sache auch ziemlich sicher. (Ich habe nämlich ein ziemlich „gut gehendes" Stubenofenfeuer, das zusammengesetzt, das bei vielsachen Beschwerden des Alters (Schlaganfall, Kopfdruck, Schwindelanfälle, hoher Blutdruck, Herz- und Atmungsbeschwerden) vorbeugt und lindert. Lesen Sie die aufklärende Schrift: „Die Adernverkalkung mit ihren Begleiterscheinungen" mit Dankschreiben, Gebesserter und Geheilter und ärztlichen Gutachten, die ihnen kostenlos und unverbindlich durch die Firma Robert Kühn, Berlin-Kaulsdorf 447 zugesandt wird.

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Kauf kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erteilung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß Dienstag vor Erscheinen Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 1534.

Fahrräder
mit Freilauf 31 Mk.
Ballonrader 35 Mk.
Teilzahlungserleichterung
Fahrradversand
H. Dürr, Rastatt
Preisliste gratis

Diese reizende Armbanduhr
Herren- o. Damen
erhält sofort jeder Leser der mir schreibt für 0.60 RM ab Versandtag. Celle in einzelkender Chrom-Ausführung mit schmuckem Lederband.
1 Jahr Garantie
Nichtgefallen, Geld sofort zurück!
H. A. W. Rabe
Celle S. W. 9

Kräuter-Sammler u. -Einkäufer sucht K. Schulter, Gegenbildermarsbdl., München 12.

Verantw. f. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, AG., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. 35: 40 424. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erzeugungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123.

Betrachtungen stören lassen. Da bekam ich ein wenig Ehrfurcht vor dem Kleinen, und ich glaube sogar, daß ich mich auch geschämt habe. Das haben die anderen denn wohl auch gemerkt; denn es wurde plötzlich sehr still in der Stube, so daß man die große Wanduhr deutlich in ihren Gesprächen hören konnte, die sie mit der Ewigkeit führt. Die Rangen stahlen sich aus der Stube zu ihrer Eisbahn zurück. Und der alte Wiesenbauer und ich schlichen uns wie auf ein heimliches Zeichen auch davon. Denn die Wette mußte ja nun wohl oder übel beglichen werden. —

Draußen hing der Himmel schon die ersten feinen grauen Schleier der Dämmerung über die Welt. Wie aus unwirklicher Ferne kam drüben von den Wiesen der Jubel der Jugend, die sich auf dem Eis der Gräben und Teiche tummelte. Gedämpft klang Hundegebell von abseitigen Höfen, wo schon die ersten Lichter hinter den Fenstern wie blasse Sterne aufkamen. Als wir auf das Dorf zugingen, scholl aus den Gaststuben fröhliches Lärmen und Singen bis auf die Straße und mein alter Freund sagte langsam, als dächte er dabei zurück an eine ferne Zeit: „Ueber zwei Wochen ist nun wieder der Karneval im Dorf . . . .“

Gänsefüßchen, Punkt und Strich

Eine kleine sprachliche Plauderei von Andreas Zeltner

Man nehme etwas Gedrucktes, diktiere es dem Freunde oder der Braut oder schreibe es selber ab und lasse dabei ausnahmslos die Satzzeichen weg. Nachträglich setze man sie nach eigenem Ermessen ein und vergleiche das Ergebnis mit dem Vorbild.

Dies scheint mit der sicherste Weg zu sein, rasch hinter das Geheimnis der Interpunktion zu gelangen.

Satzzeichen entspringen reiner Menschenfreundlichkeit, sollen als optische Behelfsmittel dienen, als Orientierungstafeln, sollen die Uebersicht über den Satz und sein mitunter länglicheres Gefüge erleichtern, das Atmen und das Betonen festlegen. Es gibt richtige und falsche, notwendige und überflüssige. Sie jederzeit vorbildlich anzuwenden, erfordert einen gewissen Grad von „Nächstenliebe“: man muß sich beim Schreiben in den Leser hineinverleben und ihn unter die Arme greifen wollen, damit er nicht strauchele im Gestrüpp der Worte.

Beginnen wir mit den Gänsefüßchen. Ein altes Sprachbuch aus dem Jahre 1789 sagt: „Das Gänsefüßchen wird gemacht, wenn man einen reden läßt.“ Ich habe soeben den Verfasser des Buches reden lassen und deshalb Gänsefüßchen gesetzt. Der Satz ist ein Zitat. Man setzt Gänsefüßchen bei direkter Rede und bei Zitaten. Einzelne Gänsefüßchen kommen nicht vor. Gänsefüßchen treten paarweise auf: vorher und hinterdrein. Das Zitat oder die direkte Rede kann aus einem einzigen Worte bestehen. Beispielsweise aus einem Titel. Den Namen eines Schiffes, eines Buches, eines Theaterstückes setzt man in Gänsefüßchen. Damit er sich abhebe. Damit Zweideutigkeiten und Mißverständnisse ausgeschaltet seien. Gestern abend bin ich mit Heinrich VIII. in der Straßenbahn gefahren. Wie bitte? Mit einem längst verstorbenen König der Engländer? Und er hat nichts dagegen gehabt? Nein, denn er ist ein ziemlich umfangreiches Buch von Hackett und müßte infolgedessen mit Gänsefüßchen versehen werden. Ich bin also mit „Heinrich VIII.“ in der Straßenbahn gefahren.

Gänsefüßchen werde ich auch dann an, wenn ich einen Spitznamen anführe, etwas nicht meinem Wortschatz Angehöriges, eine fremde Meinung, eine Anspielung, ein Zitat in nicht just landläufigem Sinne. Oder wenn ich den Ausspruch eines anderen (ohne ihn in direkter Rede wiederzugeben) herabwindern und verächtlich machen möchte, mich nicht mit ihm als übereinstimmend erkläre. Vermöge geschickt angebrachter Gänsefüßchen bin ich in der Lage, ganze Kübel von Spott und Hohn über einen Mitmenschen auszugießen: ich brauche nur etliche seiner Aeußerungen bruchstückweise in Gänsefüßchen zu setzen, und er steht als lächerlicher Popanz da, allen auf meiner Seite befindlichen Lesern zum schadenfreudigen „Genuß“. Ich vermag aber auch geheimnisvolle und scheinbar abgründige Wirkungen zu erzielen, wenn ich gewöhnliche Ausdrücke in Gänsefüßchen setze: jedermann wähnt bei oberflächlichem Lesen, es handle sich um grobartige Dinge. Schreibt jemand: „Der ‚Mensch‘ besitzt die ‚Möglichkeit‘, sich durch fortwährende ‚Läuterung‘ in das ‚Nirwana‘ zu ‚erheben‘ und den ‚inneren Adam‘ in sich ‚abzutöten‘, so soll dies durch den reichlichen Gebrauch von Anführungszeichen „mystisch“ wirken. In Wahrheit ist es Gewäsch.

Schließlich gibt es noch Gänsefüßchen innerhalb der Gänsefüßchen — nämlich dann, wenn ich innerhalb einer direkten Rede etwas zitiere. Müller zankt sich mit Schulze und heißt ihn einen Spitzbuben. Irgendein Schriftsteller schildert den Vorfall und läßt Herrn Schulze die entrüstete Frage aufwerfen: „Mit welchem Recht sagen Sie ‚Spitzbube‘?“.

Aber das ist wohl ein verwickelter Fall. Punkt.

Im Anfang war zweifellos der Punkt. Mein altes Sprachbuch erteilt folgende Auskunft: „Ein Punkt ist das Zeichen, daß man einen Gedanken vollständig gesagt hat.“ Wackerwader. Er steht bei Abschluß, bei Beendigung eines Satzes — stets dort, wo die Stimme gesenkt wird. Niemals nach einzelnen Wörtern oder in Ueberschriften, die ein satzloses Gebilde darstellen. Punkte zu verschwenden, ist Unfug. Sagen wir es rundheraus: es zeugt von Ueberheblichkeit und Selbstüberschätzung. Markig soll es klingen. Lapidar. Ehern. Und allenfalls erscheint es. Ja, wie Ahnung. Wie kurzer Atem. Wie Gestammel. Als habe der Verfasser mit Erstickungsanfällen zu kämpfen. Als arbeite er sich durch ein Gestrüpp. Zentimeterweise.

Der Strich zeigt — laut erwähntem Handbuch — die Tatsache an, daß der geneigte Leser noch mehr ausdenken oder überlegen soll, was vor eben gezogenem Strich behauptet wurde. Diese Erklärung ist mangelhaft und ein wenig einfältig. Gar so einfach liegt es keineswegs um das Zeichen von Strichen. Machen wir uns einmal die unterschiedlichen Arten der Striche klar.

Da wäre zunächst der einfache Strich. Er zögert hinaus, er spannt auf die Folter, er legt ein Sprungbrett, er verlangsamt das Tempo, er drückt eine Atempause aus, er befiehlt dem Leser ein Aufreißen der Augen, er preßt ihn mit der Nase auf das Nachfolgende. Er bedeutet soviel wie „Achtung, aufgepaßt!“ Er wird als Vorbereitung für einen Knalleffekt gebraucht, für eine sogenannte Pointe. Der Erzähler, der im letzten Augenblick zum Gedankenstrich greift, erteilt dem Leser einen Rippenstoß oder zwinkert ihm zu. Er legt sich mit dem Leser unter eine Decke. Er wird intim und — plaudert dann gemeinsam mit ihm heraus. Er plaudert und plaudert, und plötzlich schlägt er ihm auf die Schenkel. Er verläßt seine gesicherte Stellung — und sitzt unversehens als guter Freund neben ihm. Er unterschätzt den Verstand seines Lesers. Er beleidigt ihn. Er bildet sich ein, ihn dort unterstützen zu müssen, wo der Leser gar keiner Unterstützung bedarf. Er wird zudringlich und übertreibt das Entgegenkommen. Er gibt die wohltuende Reserviertheit des Erzählers auf und biedert sich an. Wir danken für diesen Gedankenstrich. Wir verzichten auf diesen Gedankenstrich. Er bedeutet eine Unterschätzung unserer Intelligenz. Wir wollen nicht mit der Nase auf die Pointe gestupst werden. Wir wollen kraft eigener Hirnkommode dahinterkommen.

Meist ist der Gedankenstrich nichts anderes als ein Strich durch den Gedanken.

Dann jedoch wäre ein anderer Gedankenstrich zu verzeichnen: der Strich, der nicht vorbereitet, sondern das Ausgesagte in der Schwebe erhält, verklingen läßt, zum Nachdenken bringt. Wir finden ihn mitten in Zwiegesprächen, so oft der eine Partner den zweiten unterbricht. Wir finden ihn, so oft das Auszusagende ein Bruchstück bleibt. Dieser Gedankenstrich hat den Zweck, einen unvollendeten Satz lobendig zu halten, den Ton zu bewahren, den Atem zu retten.

Außerdem haben wir den verkoppelnden Gedankenstrich — zum Zeichen, daß der Satz einen Zusatz führt, eine Ergänzung, eine Erweiterung, etwas, was die gleiche Lautstärke und Wichtigkeit aufweist wie der Vorderteil — ein abwärtiges Anhängsel — einen Tender, der sein Tender ist, weil er mit demselben Recht die Lokomotive darstellen könnte.

Und zuguterletzt haben wir den zweifachen Gedankenstrich, den einbettenden, beiderseits stützenden, eine Abart der Einklammerung. Für diesen wahrhaft unentbehrlichen und bei Ruger und sparsamer Verwendung wahrhaft herrlichen Zwillingsstrich weiß ich kein besseres Beispiel als einen Satz des Dichters Heinrich von Kleist, der meine dürftigen Ausführungen krönen mag. Der Satz — einer der edelsten, die ich kenne — lautet:

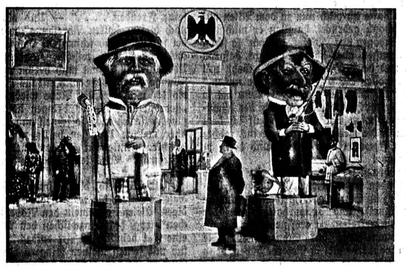
„Kohlhaas, dem es nicht um die Pferde zu tun war — er hätte gleichen Schmerz empfunden, wenn es ein Paar Hunde gegolten hätte — Kohlhaas schäumte vor Wut als er diesen Brief empfing.“

Ausstellung „Deutschland wirbt“

Vom 18. Juli bis 16. August findet in Berlin die Deutschland-Ausstellung statt, die vor allem den olympischen Gästen einen Einblick in Wesen und Wirken des Deutschland von heute gewähren soll. Wir zeigen eins der Werbebilder für die Ausstellung unter dem Motto: „Der Führer spricht! Millionen hören ihn.“ (Bayer, K.)

Studenten als Bänkelsänger im Dienst des WHW

Am Tage der 5. Reichsstraßensammlung setzte sich neben der SA auch die Studentenschaft für das Winterhilfswerk ein. In Berlin zogen lindige Studenten als Bänkelsänger, wie sie vor einem halben Jahrhundert noch die Jahrmärkte bevölkerten, durch die Straßen, viel Heiterkeit erregend. Damit war der Zweck erreicht, denn fröhliche Menschen spenden bekanntlich viel lieber als mürrische. (Scherl, Bilderdienst, K.)



Die Rüstkammer des Prinzen Karneval

In den Räumen des Münchener Künstlerhauses und im Historischen Stadtmuseum am Jakobsplatz findet während der ganzen Dauer des Karnevals eine große Faschings-Ausstellung unter dem Titel „Schatzkammer des Prinzen Karneval“ statt. In dieser Schau soll nicht nur die kulturgeschichtliche Entwickelung des uralten Faschingsbrauches zu Worte kommen, sie soll auch die Freude und Fröhlichkeit, den Künstlerhumor und den Künstlerwitz dokumentieren, den die lebensbejahende Regierungszeit des Prinzen Karneval alljährlich auslöste. (Atlantic, K.)

Die 7 Tage

Donnerstag, 6. Februar. Der Führer eröffnet die Winter-Olympiade in Garmisch-Partenkirchen. Die Eröffnungsfeier im großen Schistadion gestaltet sich zu einem gewaltigen Bekenntnis der Nationen zum olympischen Gedanken. — Die Leiche des ermordeten Landesgruppenleiters der Schweiz soll in die Heimat überführt werden. — Die Kälte, unter der Amerika seit drei Wochen leidet, nimmt Formen des sibirischen Winters an. Die Kältewelle hat bis hier mehr als 500 Todesopfer gefordert. — In Duisburg wird der 25jährige Gerhard Raas hingerichtet, den das Schwurgericht zum Tode verurteilt hatte. — Ueber den zukünftigen außenpolitischen Kurs Belgiens gibt Ministerpräsident van Zeeland im belgischen Senat Aufklärung. — Mit einem Frühstück nehmen die diplomatischen Besprechungen in Paris ihr Ende.

Freitag, 7. Februar. Die ganze Welt blickt auf Garmisch-Partenkirchen. Die Auslandspresse ergeht sich in lobenden Erwähnungen der vorzüglichen deutschen Organisation. — Von der abessinischen Front ist nichts Besonderes zu melden. — Durch ein neues Reichsgesetz ist die bisherige Bürgschaftsermächtigung von 150 auf 250 Millionen Reichsmark erhöht worden. Durch diese Maßnahme wird die Bautätigkeit auch in der Zukunft gerade für die Kleinwohnungsbeschaffung sehr erheblich gefördert werden können. — Im Mordprozeß Seefeld, der bereits seit einigen Wochen in Schwerin durchgeführt wird, ergeben sich in den einzelnen zur Verhandlung gebrachten Mordfällen an Knaben immer schwerere Belastungsmomente für den Angeklagten. — Bei den Winterspielen in Garmisch endet der Eishockeykampf zwischen Italien und Deutschland 3:0 für Deutschland. In Abfahrtslauf belegen die beiden Deutschen Franz Pinür und Lisa Resch je einen zweiten Platz.

Samstag, 8. Februar. Der seit etwa vier Wochen in Syrien herrschende Generalstreik dauert weiterhin an. — Das folgenschwere Eisenbahnunglück, das am 8. Dezember 1935 bei Schneidemühl acht Personen das Leben kostete, hatte jetzt ein gerichtliches Nachspiel. Der Schrankenwärter, der unter Außerachtlassung der durch seinen Dienst erforderlichen Vorsicht den Tod und die Verletzung der übrigen Reisenden verschuldete, erhält 5 Jahre Gefängnis. — Das königliche Theater in Turin wird durch Großfeuer zerstört. — Auf der Insel Sachalin stürzt ein sowjetrussisches Flugzeug ab. Fünf Personen finden dabei den Tod. — Ab 31. März werden Schaumwein- und Mineralwassersteuer endgültig aufgehoben werden.

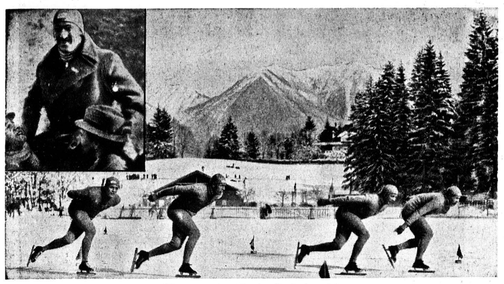
Sonntag, 9. Februar. Auf der Winterolympiade erlebt Deutschland einen Doppelerfolg. Christel Cranz ist die beste Läuferin der Welt. Sie erhält die goldene und die zweite Siegerin, Käte Grasegger, die silberne Medaille für Deutschland. Die zweite Goldmedaille erringt bei den Männern Franz Pfnür, während Gustav Lantschner die zweite silberne Medaille für Deutschland heimbringt. Der Führer beglückwünscht die Träger der Goldmedaillen. — Die Ueberführung der Leiche des ermordeten Landesgruppenleiters der Schweiz wird nach einer Trauerfeier in Davos ins Heimatland übergeführt. — Aus der Statistik der englischen Flugzeugausfuhr läßt sich feststellen, daß England in den vergangenen Jahren immer wieder Flugzeuge nach Rußland ausgeführt hat. — Auf einem unbeschrankten Bahnübergang in Braunschweig fährt ein Güterzug auf einen Personenomnibus auf. 5 Todesopfer sind zu beklagen. Die Zahl der Schwerverletzten ist 13, vier davon schweben in Lebensgefahr.

Montag, 10. Februar. Vom abessinischen Kriegsschauplatz werden keine Ereignisse von besonderer Bedeutung gemeldet. — Der Brand im königlichen Theater in Turin forderte 12 Verletzte, wie erst jetzt bekannt wird. — Die Fahrt Wilhelm Gustloffs durch die deutschen Heimatgaue gestaltete sich zu einem erhebenden Trauerzug. — In dem Londoner Filmviertel wütet ein Riesenbrand, der großen Schaden anrichtet. — Aus der amerikanischen Winterzone wird gemeldet, daß erneut 20 Personen dem Erfrierungstode anheimgefallen sind. — Auch Ungarn erlebt augenblicklich eine außerordentlich starke Kältewelle, die in vielen Fällen bereits erhebliche Erfrierungen zur Folge gehabt hat. — Die Londoner Fleischer, die seit einigen Tagen einen gemeinschaftlichen Streik durchführten, haben sich zur Aufgabe ihres Protestes bereit gefunden und gehen wieder der gewohnten Beschäftigung nach. — Im Staffellauf der Winterolympiade erringt Finnland die Goldmedaille. Deutschland kann hier nur den 6. Platz belegen.

Dienstag, 11. Februar. Inmitten der Winter-Olympiade veranstaltet in München die Reichsregierung zusammen mit der bayerischen Landesregierung einen großen Empfang, um den weiteren Kreis derer, die den olympischen Gedanken verkörpern, mit den führenden Repräsentanten des Reiches und Landes sowie der Bewegung zu einer festlichen Stunde zu vereinen. — Beim 500-Meter-Eisschnellaufen auf dem Riessersee bei Garmisch-Partenkirchen erzielt der norwegische Spitzenläufer Ballangrud die Bestzeit mit 43,4 Sekunden und erwirbt damit die erste goldene Olympia-Medaille für Norwegen. — Zwei besonders gefährliche kommunistische Staatsfeinde werden vom Berliner Volksgerichtshof zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Mittwoch, 12. Februar. Ganz Deutschland steht im Zeichen der Trauer für den meuchlings von jüdischer Mörderhand erschossenen Landesgruppenleiter Schweiz Wilhelm Gustloff. — In Schwerin findet der feierliche Trauerakt statt, bei dem der Führer dem toten Kämpfer einen letzten Nachruf widmet. — Die Stadt Berlin hat zum Gedenken Gustloffs einen Platz und eine Straße nach seinem Namen benannt. — In der französischen Kammer finden lebhafte Aussprachen über den außenpolitischen Kurs Frankreichs statt. — Der Führer hat dem Heiligen Vater zu seinem heutigen Krönungstage die herzlichsten Glückwünsche übermittelt.

Bildnr des Dogn

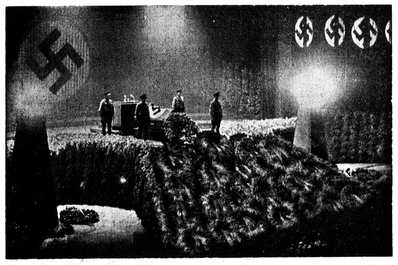


Norweger im Eisschnellauf siegreich

Die norwegischen Eisläufer bei ihrem Training auf dem Rießersee, wo sie den ersten Schnellaufwettbewerb, den über 500 Meter, gewannen. Oben links: Ballangrud wird nach seinem Siege gefeiert. (Bildtelegramm-Weltbild, Presse-Bild-Zentrale, K.)

Die Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen

Wo es in Garmisch-Partenkirchen in diesen Tagen ein sportliches Ereignis gibt, da stehen Zehntausende Kopf an Kopf. (Presse-Photo, K.)



Gustloffs Heimkehr

Der Sarg mit der sterblichen Hülle des ermordeten Landesgruppenleiters wurde von Davos nach Baden übergeführt und erreichte in Singen zum erstenmal deutschen Boden.

Die letzte Fahrt in Davos

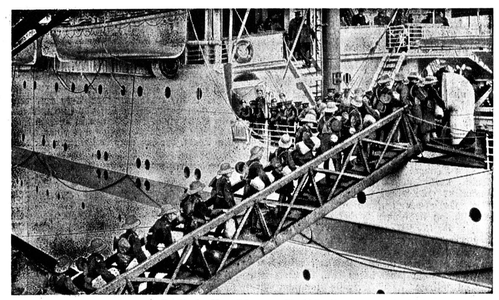
Der Sarg ruht auf einem Schlitten, der den Toten zum Bahnhof bringt. (2 Bilder: Scherl Bilderd., K.)

Die weihevolle Aufbahrung in der Schweriner Festhalle

SA-Männer halten die Totenwache. (Scherl Bilderdienst, K.)

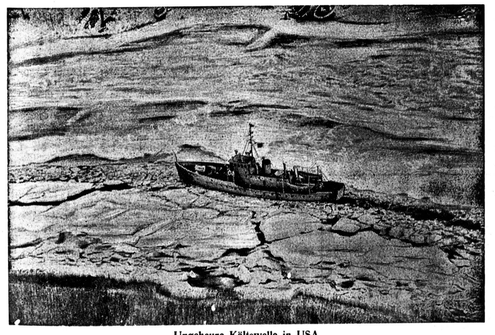
Die ägyptische Grenze gesichert

Im Laufe der letzten Woche haben die Engländer an der ägyptisch-lybischen Grenze umfangreiche Sicherungsmaßnahmen getroffen, um für den Fall eines Ausbruches von Feindseligkeiten vorbereitet zu sein. Zum erstenmal gelang jetzt diese Aufnahme, die Schützengräben, von Eingeborenen ausgehoben, zeigt. (Scherl Bilderdienst, K.)



Englische Verstärkungen für Gibraltar

Im Hafen von Southampton wurden neue Truppen der Royal Horse Artillery für Gibraltar und Indien eingeschifft. (Planet, K.)



Ungeheure Kältewelle in USA

Nordamerika wird zurzeit von einer Kältewelle heimgesucht, die, von schweren Schneestürmen begleitet, sich zu einer förmlichen Wetterkatastrophe ausgewachsen hat. Die meisten Wasserläufe im Osten und Mittelwesten sind völlig vereist, so daß bei Norwalk (Connecticut), wie unser Bild zeigt, ein Küstenkutter der Polizei eingesetzt werden mußte, um die Fahrrinne offenzuhalten. (Acme, K.)

Das Kamel als letzte Rettung

An der abessinischen Nordfront sind die Straßen, die für den italienischen Nachschub zur Verfügung stehen, teilweise so unwegsam, daß Lastautos nur schwer oder fast gar nicht vorwärtskommen können. Das einzig zuverlässige Transportmittel bleibt dann, wie unser Bild zeigt, die Kamelkarawane. (Acme, K.)

Duja und die Schlange

Von Geerd Feuerhake

Sie fuhren über die Ostsee. Mitten im Winter. Wer weiß, womit sie den Zorn des Meeresgottes erregt hatten. Jedenfalls polterte er. Tobte mit Windstärke 11 gegen die Schiffsplanken, spritzte berghohe Wellen über das Vordeck, wusch auch ab und zu einen Ballen mit Schwefelsäure vom Vordeck, wo sich im ewigen Auf und Ab ein Tau gelöst hatte. Wenig Gäste schiffte sich an Bord der „Dulcinea" von Lettland nach Deutschland, ein paar Zirkusleute, ein junger weltverbummelter Draufgänger, ein stilles, verträumtes Mädchen. Zeit hat man bei einer Seereise. Viel Zeit. Und diese Zeit kann man gut verbringen in munterem Gevlauder mit einer Zemandin, die auch über das baltische Wasser kutschieren muß. Wie ausgestorben gähnte der weiße Speisesaal. Keine Menschenseele in dem achtern gelegenen Rauchsalon. Die Zirkusleute wälzten sich in ihren Kojen und stöhnten unter den fühlbaren Stößen des erzürnten Poseiden.

Unseren Weltenwanderer störte das nicht. Seekrankheit war ihm so fremd, wie „Nicht mehr ein noch aus wissen", aber auch so fremd wie sehnende Liebe. Hier aber haschte die ihn. Gleichsam als Entschädigung für die ausgebliebenen Seekrankheitsschrecken. Duja nannte er die fremde Frau mit den pechschwarzen Augen, den Blicken, die so tief eindrangen . . . Renners stand mit Duja hoch über dem Vordeck, gleich vor der Kapitänskajüte. Dicht aneinandergelehnt die beiden Fahrgäste. Der Sturm sollte sie nicht immer neu trösten lassen.

Schwer holte der 1500-Tonnen-Dampfer über, rollte einmal nach vornüber, bäumte sich auf wie ein übermütiges Ziegenböcklein, sank sogleich darauf mit der Nase tief in den leuchtenden Wasserberg. Jetzt hing das Schiff nach backbord, dann zur Abwechslung einmal nach steuerbord, stand gleich wieder. Juli, einem Siebzehnmännchen zu gleichen. Duja hakte sich fest in den Arm ihres Beschützers, barg ihren Kopf an seinem Mantel. Aengstlich war sie keineswegs, im Gegenteil, in dieser Sturmumgebung sehnte sie sich nach starken männlichen Küssen, die so herb ihren Mund freischelten.

Die Türme von Riga waren im Dämmerlicht vertaucht, die letzten grünen und roten Lichter hinter dem Heck der „Dulcinea" verschwunden, längst war der Lotsendampfer schon wieder im Schutz der brandungbrechenden Mole. Voraus blinzelten verstohlen die Lichter eines fremden Dampfers. Hei, wie der Sturm durch die eigene Takelage heulte, wie die Wellen gegen die Bullaugen plantschten, fast schien das Unterdeck Wasser zu schaufeln. Die beiden Liebenden lachten über das wütende Getue des Meeresgottes. Sie hatten sich zu lieb und sie sprachen davon, denn ihr Leben war sonst ganz einsam auf diesem Planeten.

Sie standen lange dort oben an der Reling und starrten auf dies gebrigige Meer, das immer dunkler anschwoll. Einzig die hellen Schaumkronen zeigten dem Auge, was vorging. Jürgen Renners küßte die jungen Lippen von Duja. Woher mochte dies dunkle Kind wohl stammen? Wo wirde sie den Blicken Jürgen Renners wieder entschwinden? Der junge Mensch sah sie immer wieder an. Irgendwo war er ihr schon einmal begegnet? Wo mochte das gewesen sein? Vielleicht irrte er sich auch? Gleichgiltig. Das Jetzt war für ihn maßgebend, nicht das Gestern und erst recht kein Morgen. Duja stand neben ihm, er hörte sie atmen, merkte auch, wie sie langsam zu frösteln begann . . . sie wollte ein wenig ruhen, dann wieder frisch und munter zum Abendbrot heraufkommen. Jürgen begleitete sie herab zur Tür der Kammer, konnte nur schwer dem Mädchen die Hand zum Abschied reichen . . .

Wie er der Tür zugekehrt vor Duja steht, sieht er den langen, schmalen Gang zwischen den weißlackierten Kammerwänden hinab . . . Da, was ist denn das da vorn? Lebt er, Jürgen Renners, denn noch im afrikanischen Urwald? Wie gelähmt steht er da. Zitternd fast . . . nur um Duja schlingt er noch fester den Arm . . . er kann nicht schreien, nicht um Hilfe rufen . . . vor ihm kriecht eine Schlange heran . . . jetzt erkennt sie die Menschen . . . sie bäumt sich hoch, sie züngelt ihr gefährliches Maulzeug . . . Entsetzlich, so langsam den Tod heranfkriechen zu sehen . . . Jürgen Renners hat Schlangen manches Mal im Urwald herankriechen sehen, immer wieder die gleiche Angst, die gleiche Unbeweglichkeit des Opfers.

Nun fühlt Duja, wie Jürgen zittert. Sie wendet sich um . . . sieht das Reptil. Mit einem Ruck hat sie sich von Jürgens Arm befreit. Auf die Schlange geht sie zu . . . einen Schritt nur . . . Duja hebt die Arme, sie hebt sie auf und nieder, jetzt dreht sie sich, sie tanzt — ein Lied singt sie, da beugt sich die Schlange, sinkt nieder, kriecht ehrfürchtig in sich zusammen, tanzend nähert sich das Mädchen dem Tier, faßt es an mit beiden Händen, schlingt sich die Schlange um den Hals und streichelt die getupfte Haut. Duja lächelt: „Nein, du brauchst keine Angst zu haben. Sie tut dir nichts zuleide. Ungiftig ist sie. Bei dem Sturm wird sie den Artisten ausgerückt sein . . . ."

Leise und behutsam wie eine Fee sieht Duja mit der Schlange auf dem Arm den schmalen Gang entlang zur Kammer der Zirkusleute. Froh und munter, sie trällert ein Lied . . . Sie lacht, aber sie weiß ganz genau, daß sie den Liebsten anlog. Das Reptil ist sehr giftig. Ein Biß, und dem Menschen, in dessen Fleisch sie ihre Zähne krallt, ist nicht mehr zu helfen . . . Auf einmal weiß Jürgen Renners, wo er Duja schon einmal sah: in einem Vorstadt-Zirkus von Amsterdam. Er glaubt jetzt nicht mehr so recht an die Ungefährlichkeit der Schlange, aber er glaubt an Dujas Liebe zu ihm. Er weiß selbst nicht warum. Aber er vertraut ihr blind.

Duja hat er nach dieser Seefahrt zu sich genommen, ist mit ihr kreuz und quer durch Europa gezogen. Nie hat er ein Wort von ihrer Zirkusherkunft zu ihr gesagt, nie hat ihm Duja gestanden, in welcher Gefahr er damals bei der Schlangenbegegnung schwebte. Duja aber ist auch später, als sie schon längst Frau Renners hieß, immer noch der Meinung gewesen, daß der erzürnte Meergott dies Reptil ihnen schickte, damit sie abließen von Liebesgetuschel und Zärtlichkeit inmitten der dräuenden Wellen . . . In ihr aber müßte sein rechtes Zirkusblut stecken, wenn sie auch jetzt auf Seereisen nicht immer noch ihren Mann — und er ist jetzt ein gut situierter Herr, wie man zu sagen pflegt, wenn sie diesen ihren geliebten Gatten nicht stets bei Sturm um einen Kuß bäte, um eine Zärtlichkeit.

Aufstieg (Weltbild, M.)

Im stillen aber hofft sie dann immer noch, der Meeresgott würde ihr noch einmal eine Schlange heraufschicken, die sie dann bändigen könnte, wie damals, als sie sich ihren Jürgen noch eroberte . . .

Vater besucht seinen Sohn

Von Wilhelm Schmidtbonn

Ich will von einem ganz einfachen Vorgang an der Aisne erzählen. Das Auto beförderte außer dem begleitenden Offizier und mir noch einen Gast: einen Hauptmann in weißem Bart: namhafter Geschichtsprofessor aus einer rheinischen Stadt, der sich nach freiwilliger Meldung zu seinem Landsturmbataillon begab. Auf dieser Reise hatte er, wie er uns mitteilte, die besondere Erlaubnis, erst seinen Sohn zu besuchen.

Der weißhärtige Hauptmann sprach nicht. Seine Augen gingen über die Häuser und Kirchen der durchfahrenen Dörfer, über die Hügel, die hier und da altes Gemäuer trugen, folgten hinauf und hinab der geraden schmalen Spur der Römerstraße, die wir kreuzten, hingen sich endlich an das riesenhafte zerfallene Bergschloß von Coucy.

Ich erwartete, von ihm irgendetwas aus alten Jahrhunderten zu hören, von den Rittergeschlechtern in Eisen, die das Mauerwerk auf den Hügel hin gestellt hatten. Aber es kam etwas ganz Gegenwärtiges heraus, ja, so eng Persönliches, daß ich fast unangenehm berührt war. „Ich kenne hier jeden Turm, jede Kirche, jeden Wald, jeden Hügel, meine Herren, ohne daß ich je hier war — mein Sohn hat mir alles in seinen Briefen beschrieben."

Auf dem Kirchplatz des nächsten Dorfes hat er zu halten: „Hier ist mein Sohn."

Der begleitende Offizier gab Befehl, erst zum Kommandanten des Orts zu fahren, um genaue Erkundigungen einzuziehen.

„Nein", sagte der Hauptmann mit einem geringen Lächeln, während seine Augen zu ganz seltsamen, von innen heraus leuchtenden blauen Kugeln wurden, „ich weiß genau Bescheid." Dabei zog er einen Brief hervor, den er sorgfältig in einer ledernen Brieftasche bewahrt hielt.

Er öffnete die Wagentür und stieg aus. „Fünf Minuten, meine Herren."

Er ging zu unserer Verwunderung auf die Kirche zu, dann trat er sogar zu unserm Schreck, denn wir hatten an den Besuch eines lebenden Sohnes gedacht, durch die kleine, von einer Granate halb zerrissene Mauertür in den Kirchhof ein.

Dieser 3 ziehst sog sich einen gelinden Hang hinauf, so daß wir sein Ende oben mit Hügeln und Kreuzen über die Mauer hervorgewölbt sahen.

Bald zeigte sich der Kopf der Alten über der Mauer, aber schon in einiger Entfernung. Er hatte die Mütze abgenommen, und sein Haar glänzte im selben Weiß wie die Holzkreuze. Er hielt seinen Plan in der Hand, aber er hatte ihn so genau im Kopfe, daß er sicher seinen Weg ging, immer den rechten Winkeln nach.

Nicht schnell! Er sah auch nach allen anderen Kreuzen hin, an die Blumen und Kränze gehängt waren. Er schien auf allen im Vorbeigehen die Namen zu lesen, ohne sich jedoch aufzuhalten.

Bis er vor einem endlich still stand.

Wir sahen nicht weg. Er kehrte uns den Rücken, und es war nicht Neugier, wenn wir ihm zusahen, sondern wir vereinten unsere Gedanken mit den seinen, um an seinem Gefühl ehrfürchtig teilzunehmen.

Er stand, ohne sich zu bewegen. Nicht etwa, daß er gekniet hätte. Einmal machte er einen Ruck, als ob er nach der Seite umfallen wollte. Aber das war auch vielleicht die Täuschung von uns, weil wir unwillkürlich ähnliches erwarteten.

Als er, nach zwei Minuten vielleicht, sich endlich bewegte, gesehah es, um nach einem aus seiner Brieftasche hervorzuholen: einen kleinen immergrünen Zweig, der aus dem Garten seines Hauses abgeschnitten sein mochte — ich weiß es nicht, ich habe nicht danach gefragt.

Er hatte sonst nichts am Grabe in Ordnung zu bringen: deutsche Soldatengräber sind von den Kameraden so geschmückt und behütet, als ob jede Nacht die Mütter heimlich dazu kämen.

Der Hauptmann ging von dem Grab weg, ohne sich noch einmal umzusehen, schneller als beim Hinaufweg. Dabei hob er im Gehen die Hand und führte sie, sonderbare Bewegung, in einem langen Bogen durch die Luft. Er grüßte wohl die Kameraden des Sohnes, die seine Erde teilten.

Welch erquickendes Blühen, welch Entschwinden beginnender Krähenfüße, welch liebliche Veränderung meiner Haut. Ich sehe so schön aus, daß ich selbst zum Film gehen könnte. Ich bin glücklich über mein Aufblühen. Man bewundert mich.

Jeder sollte Marylan-Creme, ein rein deutsches Markenartikel, probieren. Die Vorteile einer Geschäftsbehandlung mit Marylan-Creme sind augenfällig! Die ausgezeichnete Wirksamkeit ist durch mehr als 81 000 Anerkennungsschreiben, (die Zahl ist notariell beglaubigt), verbürgt. Legen Sie darum enstehenden Gratisgutzugschein in ein offenes Kuvert (kann kostet es nur 3 Rfg. Porto durch ganz Deutschland) und hinter auf das Kuvert schreiben Sie Ihre genaue Adresse. Marylan-Creme ist in allen einschlägigen Geschäften zu haben. Gratisprobe nur direkt vom Marylan-Vertrieb.

Gratisbezugsschein: An den Marylan-Vertrieb, Berlin 184, Friedrichstr. 24. Erwarte vollkommen kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme und das lehrreiche Büchlein: „Das Geheimnis jung zu bleiben."

Ehrungen für Wilhelm Schmidtbonn

Aus Anlaß seines 60. Geburtstages wurde der Dichter und Schriftsteller Wilhelm Schmidtbonn zum Ehrenbürger der Stadt Bonn ernannt, während ihm die Universität die Würde eines Ehrendoktors verlieh. (Scherl, Bildd., K.)

„Geschäftliches" (außer Verantwortung der Schriftleitung)

Ein kostbarer Fund

Eine Handtasche lag vor mir, mitten auf der Straße. War sie aus einem Auto herausgefallen? Vorsichtig hob ich sie auf.

Wem mochte die elegante Tasche gehören? Ob ich sie öffnete? Vielleicht könnte ich dann die Eigentümerin ermitteln?

Nun hatte ich geöffnet. Ich sah Geldscheine, ein Büchlein und andere Kleinigkeiten. Ob in dem Büchlein wohl der Name der Verliererin stand? Nein. Aber der Name des Büchleins interessierte mich lebhaft. Ich ging in ein Café und las und las. Das Büchlein war riesig interessant!

Wem aber gehörte die gefundene Tasche? Ich durchsuchte dieselbe noch einmal, eingehend. Jetzt fand ich in einem Nebenfach etliche Besuchskarten, lautend auf den Namen einer bekannten Schauspielerin. Dieser Größe also gehörte die Tasche. Schnell fuhr ich zur Wohnung der als schön bekannten Verliererin.

Nun stand ich ihr gegenüber! Ich staunte sehr! Welche Jugend, welche anmutsvolle, liebliche Frische des Gesichts. Die war ja blendender als auf der Filmleinwand. Schminke hatte sie nicht aufgelegt, das merkte ich bald. Aber ganz ohne Hilfe konnte dies Gesicht wohl kaum so anmutsvoll blühen.

Wir plauderten eine Weile zusammen. Schließlich fragte mich die liebenswürdige Künstlerin, ob sie mir irgend eine „Belohnung" anbieten dürfe. Ich erwiderte: „Dann bitte ich höflichst um das Büchlein aus ihrer Handtasche, denn dies Büchlein plaudert so interessant und überzeugend von dem Wert der jung und lieblich machenden Marylan-Creme.

Die Künstlerin errötete leicht. Ich fühlte: hier habe ich ein Geheimnis entdeckt. Ich bekam das Büchlein.

Beim Hinausgehen fiel mir das allerliebste Gesichtchen der Zofe auf. Ich flüsterte ihr auf dem Korridor zu: „Sind Sie auch eine Marylan-Prinzessin?" Neckisch sagte sie: „Was sein muß, muß sein! Wir vom Film nehmen oft Marylan-Creme, auch die Herren. Wie soll man sonst so lange hübsch aussehen?"

Nun besorgte ich mir auch Marylan-Creme. Zunächst eine Probe, die jeder kostenlos bekommt. Marylan-Creme und das lehrreiche Büchlein: „Das

Expedition INCOBAR

5. Fortsetzung

Roman von Erich Baring

Als dann die mörderische Schlacht bei Paschendaele nach Wochen verklungen war, eilte er für einige Tage in die Heimat, Karin aber war plötzlich verschwunden. Es hieß damals, sie sei nach Schweden gefahren und von dort nach Buenos Aires. Wolf hatte nie wieder etwas von ihr gehört, alle Nachforschungen waren vergebens gewesen. Für ihn war sie tot.

Er starrt auf das Bild. Die Züge Marianne van Nijls verschwimmen, nehmen immer mehr die Züge Karins an.

Er schlägt das Buch zu und springt auf. „Marianne, ich will dir beistehen, daß dein Jochen wieder zu dir zurückfindet." Er hatte die ganze Schwere und Wucht einer Trennung kennengelernt und wollte Marianne diese Schmerzen ersparen.

Ihna verläßt das Arbeitszimmer Jochens, um Hut, Stock und Mantel zu holen.

Er will irgendwo hin, Musik hören. Menschen um sich haben, um auf andere Gedanken zu kommen.

Im Begriff, die Wohnung zu verlassen, hört er das Telephon schrillen.

Er geht zurück.

Die Pension Hamonia meldet sich.

„Herr Asmussen ist nicht zu Hause", sagt Ihna, „vielleicht ist er in seinem Kontor."

Dann nennt er seinen Namen und fragt, ob er etwas ausrichten solle.

„Bitte warten Sie einen Moment", vernimmt er eine Stimme.

Nach kurzer Zeit tönen französische Akzente an sein Ohr.

„Hier ist Elvira de Incobar. Würde es Ihnen und Herrn Asmussen heute um 8 Uhr passen? Ich hoffe, daß weder Sie noch Ihr Freund etwas vorhaben."

„Wir werden uns pünktlich einstellen — wenn Jochen nichts Dringendes vorhaben sollte."

„Dann auf Wiedersehen, Baron Ihna. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Sie sind natürlich heute zum Abend meine Gäste."

Wolf legt den Hörer auf die Gabel.

Er ist auf die Frau gespannt, der er sich — ohne sie zu kennen — verpflichtet hat. Die Stimme klang energisch, doch nicht unsympathisch.

Wolf wirft einen Blick auf den Kalender, der auf dem Schreibtisch steht. Donna Elvira ist vor dem Termin, den ihm Jochen genannt hat, in Hamburg eingetroffen. Sie scheint es eilig zu haben. Ihm ist es recht, denn er freut sich auf die Expedition.

Als Jochen Asmussen seinergzeit an ihn mit dem Anerbieten der Expäditionelle. sie als Filmoperateur nach Südamerika zu begleiten, herangetreten war, hatte er nach kurzer Ueberlegung zugesagt, denn die Stellung bei der „Excelsior Film" wollte er schon lange aufgeben.

Sich selbständig machen, einmal auf eigene Rechnung eine große, sensationelle Sache herausbringen, das war seit langem sein Wunsch. Hatte er Glück, dann wollte er der Filmwelt Lebewohl sagen und — das war das Ziel, das er stets vor Augen hatte — das uralte Stammgut seiner Familie, Schloß Ihna in Vorpommern, wieder zurückerwerben. Die Inflation hatte den Besitz verschlungen; sein Vater war darüber aus Gram gestorben.

Die Expedition Incobar aber sollte ihm seinem Herzenswunsch, das Schloß wieder zurückzukaufen, näherbringen.

Daß hinter dieser Filmexpedition noch etwas anderes stecken mußte, das war natürlich auch ihm vom ersten Augenblick an klar.

Pünktlich um 8 Uhr finden sich die beiden Freunde in der Pension Hamonia, wo Frau de Incobar Wohnung genommen hatte, ein.

Als Ihna der Präsidentin vorgestellt wurde, war ihm sofort ganz klar, daß sie von ganz anderem Schlage ist, als ihre hübsche, verzogene Tochter Dolores.

Das Abendessen wird im gemeinsamen Speiseraum der Pension genommen. Donna Elvira ist während dieser Zeit eine ganz andere. Selbst ihre Augen haben einen ganz anderen Ausdruck. Hier im Speisesaal ist Donna Elvira nichts anderes als eine elegante Dame großen Zuschnitts, die es für selbstverständlich findet, daß die Blicke der anderen Pensionsgäste auf ihr ruhen.

Der Mokka wird im Salon gereicht.

Die Expräsidentin wendet sich an Asmussen und erkundigt sich, wann die ‚La Paloma' frühestens abfahrbereit sei.

„Wir sind im allgemeinen fertig, Exzellenz", erwidert Jochen, „und die Probefahrt mit den von Halbiro konstruierten Motoren hat alle meine Erwartungen übertroffen. Wir werden kaum die halbe Zeit zur Ueberfahrt brauchen wie andere Schiffe."

„Sie haben einen kleinen Zusammenstoß mit Kapitänleutnant Kuro gehabt, lieber Freund?" fragt Donna Elvira unvermittelt.

Jochen will etwas erwidern, aber sie läßt ihn nicht zu Worte kommen.

„Sie dürfen es ihm nicht nachtragen. Natürlich sind und bleiben Sie der Führer der ‚La Paloma' und haben in allem zu befehlen. nur bitte ich Sie, die unteren Räume achtern im Schiff als nicht vorhanden zu betrachten. Ich hoffe, daß diese Räume während unserer Ueberfahrt keine Rolle spielen werden, aber man muß letzten Endes mit allem rechnen."

„Gnädige Frau, ihr Wunsch wird stets von mir beachtet werden."

„Können wir in drei Tagen Hamburg verlassen, Herr Asmussen?"

Jochen denkt einen Moment nach.

„Wir können es. In drei Tagen wird der ‚Blaue Peter' in den Toppen flattern."

Die Präsidentin wendet sich zu Wolf Ihna: „Sie, lieber Baron, bitte ich, von unserer Abreise von Hamburg an bis zum Ende der Expedition alles aufzunehmen, was Ihnen interessant erscheint oder worum ich Sie ersuchen werde."

„Exzellenz, es wird mir sehr viel Freude bereiten, einmal ein Stück Weltgeschichte aufnehmen zu dürfen. Das ist von jeher mein Wunsch gewesen."

Donna Elviras und Wolf Ihnas Augen treffen sich für einen Moment.

„Ich verstehe Sie nicht recht, Baron Ihna, was Sie mit Weltgeschichte meinen", bemerkt Frau de Incobar kurz, dann wendet sie sich wieder an Jochen, um mit ihm über den Kurs zu sprechen, den die ‚La Paloma' zunächst halten soll. Als erstes Ziel gibt Donna Elvira die Madeira-Inseln an.

Als sich die Freunde kurz nach Mitternacht von der Expräsidentin verabschieden, haben beide das Gefühl, eine wohl interessante, aber sehr geheimnisvolle Reise vor sich zu haben. Warum hat Donna Elvira um alles in der Welt zuerst die Madeira-Inseln angegeben?

Vergeblich zerbrechen sich Wolf und Jochen darüber die Köpfe, was die Präsidentin auf Madeira will, einer Insel, die von Erholungsbedürftigen und Touristen überflutet ist. Außerdem bedeutet das Anlaufen der Insel noch einen Umweg!

Doch soviel sie auch grübeln, zu einem Resultat kommen sie nicht.

*

Der Himmel dehnt sich grau in grau über den Küsten der Nordsee. Nebelschleier wogen um die Türme Hamburgs. An Deck der ‚La Paloma' geht Jochen Asmussen auf und ab. Alles ist fix und fertig zur Abfahrt; nur Donna Elvira und ihre Tochter werden noch erwartet. Dann können die Stahltrossen losgeworfen werden.

Baron Ihna ist auf seinem Posten.

Wenige Minuten vor 12 Uhr gehen Donna Elvira und Dolores an Bord.

Die ‚La Paloma' kommt langsam in Bewegung. Die Schrauben beginnen die trüben Fluten des Elbstromes aufzuwirbeln. Jochen steht neben der „Chefin" auf der Kommandobrücke. Später kommt auch Dolores hinauf. Dovelgänne, Teufelsbrücke gleiten vorüber, halbrechts vor ihnen tauchen die Häuser und Villen von Blankenese auf.

Jochen hält seinen Blick starr geradeaus gerichtet. Gleich muß die ‚La Paloma' her der Besitzung des Senators van Nijl vorbeikommen. Ein spöttliches Lächeln spielt um Dolores' Mund, doch als sie Jochen anschaut, erschrickt sie fast. Noch nie hat sie bei ihm einen so ernsten, finsteren Blick beobachtet.

Jochen ruft den Signalgast, gibt ihm einen kurzen Befehl. Gleich darauf senkt sich salutierend dreimal die Flagge. Vielleicht bemerkt Marianne van Nijl zufällig den Flaggengruß, den Abschiedsgruß des Kommandanten der ‚La Paloma'.

Jochen wendet plötzlich den Kopf nach rechts. Weht dort drüben nicht ein weißes Tuch? Jochens Fäuste umklammern das Geländer der Brücke.

Eine weiche Mädchenhand legt sich in diesem Augenblick auf seine Rechte.

„Fällt Ihnen der Abschied wirklich so schwer?" vernimmt Jochen Dolores' Stimme.

„Ich weiß es nicht", erwidert er. Dann tritt er an das Telephon. Seine Stimme klingt seltsam rauh.

Donna Elvira verläßt die Brücke, um sich mit Hilfe der Zofe in der Kabine einzurichten.

„Ich freue mich auf die Fahrt, auf die lange Fahrt, Jochen Asmussen", flüstert Dolores.

Jochen fühlt, wie ihm das Blut in den Adern rinnt.

Jemand kommt die steile Treppe herauf. Es ist Ihna, der sich plaudernd zu ihnen gesellt. Ein ärgerlicher Blick Dolores' trifft ihn. Doch er bemerkt ihn nicht, will ihn vielmehr nicht bemerken. Dolores wirft den Kopf in den Nacken und verläßt die Brücke.

Die Freunde stehen lange Zeit schweigend nebeneinander.

„Was hast du, Jochen?", fragt Wolf Ihna, als er Jochens finsteren Blick bemerkt.

Dieser zuckt als Antwort stumm die Achseln und starrt unentwegt über die Elbmündung hinweg zur Küste . . .

XII.

Die ‚La Paloma' hat die Nordsee längst hinter sich, jetzt stürmt sie mit höchster Geschwindigkeit durch die blauen Fluten des Atlantik. Das weite Meer, von der Sonne golden bestrahlt, ist glatt wie ein Spiegel.

Das Mittagessen ist soeben beendet, und Jochen Asmussen schlendert über das schneeweiß gescheuerte Deck. Da hört er hinter sich leichte Schritte.

„Ich komme mit Ihnen, Herr Asmussen," ruft Dolores, „bei Ihnen da oben ist es doch am schönsten."

Sie steigen die Treppe zur Kommandobrücke hinauf. Jochen blickt durch sein Fernglas und sucht den Horizont ab, dann reicht er es Dolores.

„Schauen Sie ganz geradeaus, dort tauchen eben die Madeira-Inseln auf."

Die Wassermühle Holzschnitt von Hans Zimbal (Deike M.)

Sie stützt den Arm auf Jochen, um das schwere Glas besser handhaben zu können und schmiegt sich dabei dicht an ihn. Jochen ist ein anderer, er ist wie verwandelt, seit er wieder auf dem Meere ist. Er kennt sich selbst kaum mehr. „Dolores, ich habe Sie lieb", flüstert er dem Mädchen ins Ohr.

Alles ist wie weggeweht, was er sich gelobt, sich vorgenommen hatte. Vergessen ist, daß in Hamburg ein blondes Mädchen lebt, das ihn liebt, und das er zu lieben geglaubt hat.

Die junge Kreolin antwortet nicht, stumm blickt sie durch das Glas nach den fernen Inseln hin.

„Bitte zeigen Sie mir auf der Karte den Ort, wo wir uns augenblicklich befinden."

„Einen Augenblick! Ich habe die Karte in meiner Kammer."

Dolores folgt Jochen in seine Kabine. Es ist ein behaglich ausgestatteter Raum. Die Seekarte liegt auf dem Schreibtisch ausgebreitet, doch Dolores nimmert sich kaum darum, sondern schlingt ihre Arme um Jochens Hals und küßt ihn.

„Ich hab dich lieb, Jochen — auch ich hab dich lieb."

Dolores hatte früher bei dem Gedanken gelacht, daß sie sich je in den ruhigen, gemessenen Jochen Asmussen verlieben könne, nun war es zur Tatsache geworden. Ja, sie liebte ihn. So ist also das Gefühl der Liebe, der großen Liebe, von der sie immer in den Romanen gelesen hatte.

„Dolores, wirst du mich auch immer lieb behalten können?"

Sie biegt den Kopf zurück und lächelt ihn an.

Was meint er mit ‚immer', fragt sie sich. Er glaubt doch am Ende nicht, daß ich ihn heiraten werde? Jochen, Jochen, du nimmst einen unterhaltsamen Flirt viel zu ernst!

Jemand steigt die Treppe zur Kommandobrücke hinauf.

„Ich glaube, es ist Mama."

Jochen greift zur Mütze, dann eilt er hinaus.

Dolores blickt ihm nach. Die Worte: Wirst du mich auch immer lieb haben?' kommen ihr nicht aus dem Sinn. Sie muß lächeln.

Dolores erhebt sich aus dem Klubsessel, in den sie sich, als Jochen hinausspeeilt war, hatte fallen lassen, und tritt an den Schreibtisch, um sich eine Zigarette anzuzünden. Sie überfliegt die Papiere und Karten. Da sieht sie etwas Silbernes hervorglänzen. Sie greift danach und hat Marianne van Nijls in einen silbernen Rahmen gespanntes Bild in der Hand.

Dolores ist nicht gewillt, mit einer anderen zu teilen. Sie will Jochen Asmussen ganz für sich allein haben, solange wenigstens, wie sie ihn lieb hat. Sie öffnet ein klein wenig die Tür und blickt auf die Kommandobrücke hinaus. Sie ist leer.

Rasch ist das Bild Mariannes aus dem Rahmen entfernt. Sie nimmt auch den Rahmen an sich und eilt an Deck hinunter. Dicht tritt sie an die Reeling und wirft den Rahmen in das blaue Wasser. Er blinkt noch einmal silbern auf, dann ist er verschwunden.

Dolores blickt scheu um sich; es kann sie niemand beobachtet haben.

Dann geht sie langsam in ihre Kammer. Hier betrachtet sie noch einmal das Bild Mariannes, um es dann in ihrer Brieftasche zu verschließen. Das Photo soll ihr eine Erinnerung an ihren Triumph über die blonde, nordische Schönheit sein.

Und doch hat jemand Dolores gesehen.

Wolf Ihna, der mit Jochen zu einer Besprechung in den Salon der Präsidentin gebeten worden war, hatte zufällig einen Blick zum Fenster hinausgeworfen.

Donna Elvira deutet auf einer Karte mit dem Zirkel auf die Inselgruppe von Madeira.

„Hier im Nordosten der Hauptinsel", wendet sie sich an Jochen, „liegen Sie das kleine Eiland Porto Santo mit gleichnamigem Hafen."

„Jawohl, Exzellenz."

„Wann können wir dort sein?"

Asmussen mißt die Entfernung. „In vier Stunden."

„Gut. Dann ordnen Sie bitte alles an, um sogleich nach Einlaufen in den Hafen Ladung einnehmen zu können. Sie aber, Baron Ihna, werden — wie immer — alles mit dem Objektiv Erreichbare aufnehmen."

Wolf verneigt sich leicht.

Donna Elvira erhebt sich. „Dann danke ich Ihnen, meine Herren."

Die ‚La Paloma' jagt mit voller Kraft durch das Blau des Atlantik. Näher und immer näher kommt die vom Pico Ruivo beherrschte Insel Madeira, während rechts vorwärts bereits deutlich die ockerfarbenen Sandsteininseln des Eilandes Porto Santo im Sonnenlichte flimmern.

Die ‚La Paloma' wirft gegen Abend vier Stunden in einer von hohen, steilen Bergen umschatteten Bucht, die den Hafen der kleinen Insel bildet, Anker. Ein winziges Fischerdörfchen erhebt sich am Strande. Im Gestrüpp an den Berghängen kann man deutlich Ziegenherden erkennen.

Ein kleines Schiff, das seinem Typ nach Privatzweck zu sein scheint, liegt noch im Hafen. So dicht als möglich hat Jochen neben dem Fahrzeug seine ‚La Paloma' vor Anker gehen lassen.

Ein Motorboot kommt herangefegt. Ein Herr in weißem Anzug, den Tropenhelm auf dem Kopf, steigt über das Fallreep an Deck.

Jochen legt die Hand an die Mütze und stellt sich vor.

„Marquis de Soverol", erwidert jener im Tropenhelm und reicht Asmussen die Rechte, dann geht er auf Donna Elvira zu, die eben aus dem Salon tritt.

„Wie freue ich mich, Marquis, daß ich Sie wiedersehe und daß Sie mir persönlich die Filmrequisiten bringen. Haben Sie Neues aus meiner Heimat erfahren?"

Der ehemalige Militärattaché nickt. „Gnädige Frau, es würde mir viel daran gelegen sein, wenn wir möglichst bald mit dem Umladen beginnen könnten."

Donna Elvira wendet sich an Jochen und ersucht ihn, sogleich mit der Arbeit anzufangen.

Nach kurzer Zeit rässeln geschäftig die Motore der Krane. Der Lärm dringt gedämpft in den Salon, wo eben ein Imbiß und Portwein serviert werden.

„Die Nachrichten aus Ihrer Heimat, die ich Ihnen bringe, gnädige Frau, sind nicht sehr erfreulich. Gestern mittag teilte mir durch chiffriertes Radiotelegramm General Pijaro mit, daß Don Fernando Alvarez seines Kommandos als Flottenchef enthoben und verhaftet worden sei. Ferner hat die Regierung Ihres Vaterlandes irgendwie Kenntnis von dem Mißlingen des Attentates auf Sie erhalten und weiß auch, daß Sie nach Sta. Magdalena unterwegs sind. Der Kreuzer ‚Christobal Colon' mit freiwilliger, der Regierung ergebener Mannschaft ist ausgelaufen mit dem Befehl, Sie gefangen zu nehmen oder Ihr Schiff zu vernichten. Uebrigens hat man einen Preis auf Ihren Kopf ausgesetzt."

„Armer Fernando," sagt Donna Elvira leise, „er wird den gleichen Weg gehen wie mein Mann."

„Auch mir tut Alvarez von Herzen leid, Donna Elvira."

Die Präsidentin blickt eine Zeit schweigend vor sich hin, dann sagt sie mit fester Stimme: „Marquis, die Nachrichten, die Sie mir gebracht haben, ändern nichts an meinem Entschluß. Ich fürchte den Kreuzer nicht."

„Sie haben auch keine Veranlassung dazu, gnädige Frau. Kapitänleutnant Kuro ist ja bei Ihnen!"

„Ich freue mich fast auf eine Begegnung mit dem ‚Christobal Colon'. Zu Kuro habe ich festes Vertrauen. Sollte es zum Aeußersten kommen, lieber Freund, dann . . ."

Der Kapitänleutnant betritt, kaum daß er anklopfte, den Salon. Er hält einen Brief in der Rechten. Höflich verneigt er sich vor Soverol.

„Herr Marquis, soeben hat Ihr Telegraphist dieses Telegramm für Sie abgegeben."

Der einstige Militärattaché de Inobars reißt den Umschlag auf.

„Es ist von Pajaro", bemerkt er.

Nach einiger Zeit wendet er sich zu Donna Elvira.

„Gnädige Frau, unser Freund, der General, teilt mit, daß infolge der Verhaftung Don Fernandos schwere Unruhen in der Hauptstadt Sta. Magdalena ausgebrochen sind und daß die Besatzung der leichten Flottenstreitkräfte gemeutert hätte. Da die Regierung der Truppen offenbar nicht mehr völlig sicher ist, hat sie den Kommandanten des im Hafen ankernden amerikanischen Kreuzers ‚Richmond' ersucht, eine Schutzwache für die USW-Gesandtschaft zu landen, was dieser auch getan hat."

„Wir scheint, ich komme gerade zur rechten Zeit!" Donna Elviras Augen leuchten, ihre Lippen zucken. Sie reißt sich zusammen und wendet sich gelassen an den Japaner:

„Wie Sie eben gehört haben, hat man drüben Nachricht erhalten von meinem Kommen. Alle Truppen sind also keine Beschränkung hinsichtlich unserer Nachrichtenmittel mehr aufzuerlegen. Die Wellenlänge wird Ihnen der Marquis geben. Bitte funken Sie sofort die Worte: ‚Ehre und Vaterland' und ‚Wir kommen'. — Geben Sie diese solange durch, bis wir Antwort erhalten."

„Zu Befehl, Exzellenz."

Kuro eilt davon.

Als die Sonne hinter den rotgelben Sandsteinfelsen der kleinen Insel Porto Santo in die Fluten des Ozeans taucht, verstummt der Lärm der Motore und das Rasseln der Ketten, und Jochen Asmussen kann melden, daß die Siebenundneunzig Tonnen verstaut sind.

Soverol erhebt sich und reicht Donna Elvira die Hand zum Abschied.

„Sie wissen, daß meine besten Wünsche Sie begleiten", sagt er, dann verläßt er das Schiff.

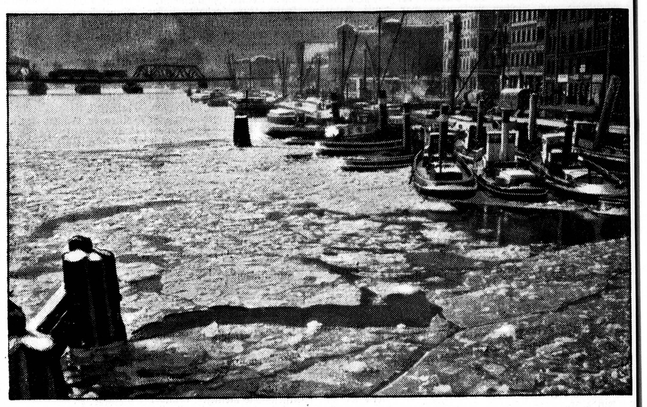
Die ‚La Palama' gleitet rückwärts, wendet und stürmt alsdann in die leuchtende Tropennacht hinaus.

XIII.

Feiner kalter Regen fällt schon seit Tagen auf die weiten Ebenen Norddeutschlands. Graue, zähe Nebel kriechen, von der Nordsee kommend, über die Elbmündung. Wolkenfetzen schwingen sich um die Türme Hamburgs und in den Straßen der alten Hansestadt mischt sich der feuchte Boden mit dem Benzindunst der vielen Kraftfahrzeuge, die über den Alphalt eilen. Düster ist das Wetter, und düster ist auch die Stimmung an der Börse. Ein amerikanischer Bankkonzern ist zusammengebrochen, hat kleinere Banken und eine Menge Geschäftshäuser mit sich gerissen, und die Erschütterungen dieses für unmöglich gehaltenen Zusammenbruchs wirken sich bis nach Europa hinüber aus.

Als van Nijl nach Börsenschluß das Gebäude verläßt, macht er äußerlich den festen, ruhigen Eindruck wie immer, auch sein Gesicht ist ruhig und beherrscht. Er gibt seinem Chauffeur Anweisung, nach dem Kontor zu fahren. Doch als er in seinem Wagen sitzt, bricht er zusammen.

Die zahlreichen wirtschaftlichen Krisen in den Nachkriegsjahren haben sein Geschäft



Eingang im Stettiner Hafen

(Scherl Bilderdienst, M.)

schwer mitgenommen, aber durch oft recht kühne Transaktionen hatte er immer wieder gehofft, seine Firma retten zu können. Nur hatte der große amerikanische Bankkrach auch seine Firma mitgerissen, nun war der Bankrott, nun war das Ende da . . .

Der Senator nimmt sein in dunkelrotes Leder gebundenes Notizbuch zur Hand. Die Buchstaben und Ziffern beginnen ihm vor den Augen zu tanzen. Ein Gefühl des Ersticktseins . . . ein leises Röcheln.

Der Wagen hält vor dem Bankhause; der Chauffeur öffnet den Schlag.

„Herr Senator?"

Keine Antwort.

„Sind Herr Senator krank?"

Wieder keine Antwort.

Ein paar Vorübergehende bleiben stehen. Der Chauffeur ist plötzlich beunruhigt und blickt nervös um sich.

Ein Herr mit grauem Vollbart tritt an den Wagen.

„Dr. Hettmann", stellt er sich vor. Er ergreift, ohne lange zu reden, die Hand des scheinbar Bewußtlosen, fühlt den Puls, öffnet dann Mantel, Jackett und Weste und fühlt nach dem Herzen.

Der Fremde wendet sich schließlich wieder an den Chauffeur.

„Kein Lebenszeichen mehr, das Herz steht still!"

Sie tragen den Entseelten ins Haus.

Der alte Prokurist benachrichtigt schonend Marianne.

Als diese nach geraumer Zeit das Privatkontor ihres Vaters betritt, bricht sie mit einem Schrei neben dem Toten zusammen . . .

Man hat selten auf dem Ohlsdorfer Zentralfriedhof eine Beerdigung erlebt wie die des Senators van Nijl.

Die Menge im Trauerzug geht in die Hunderte; unzählbar sind die Kränze und Blumenspenden.

Hinter dem Sarge schreitet Marianne, neben ihr Geheimrat Farmsen und seine Gattin, eine Schwester des Dahingegangenen.

Geheimrat Farmsen hat eine hohe Stellung bei der Hapag inne. Er war der beste Freund Jost van Nijls. Seine Trauer um den heimgegangenen Freund und Schwager ist tief, doch mehr noch beschäftigt ihn der Gedanke, wie er seiner Nichte die Tatsache von dem vollständigen Bankrott der Firma ihres Vaters beibringen soll.

Gerd Farmsen ist der einzigste, dem der Senator dann und wann in Umrissen einen Einblick in sein Geschäft gestattet hatte, denn er hatte ihn im Falle seines Todes zum Testamentsvollstrecker bestimmt.

Der Geheimrat hatte sich am Tage nach dem Tode seines Freundes und Schwagers sofort mit den geschäftlichen Verhältnissen der Firma des Verblichenen befaßt und festgestellt, daß das, was er zunächst gerüchtweise gehört hatte, leider den Tatsachen entsprach. Verfehlte Spekulationen in den letzten Wochen und dann schließlich die Bankkatastrophe in Amerika hatten die Firma ruiniert.

Die verwöhnte, auf großen gesellschaftlichen Stil hin erzogene Marianne stand jetzt bettelarm da. Aber er, Farmsen, würde für sie sorgen. Er wird sie in sein Haus aufnehmen, denn sobald als möglich würde man die Besitzung in Blankenese und das Haus in der Stadt verkaufen müssen.

Marianne und die Farmsen verlassen als letzte den Friedhof.

Als sie den Ausgang erreicht haben, macht der Geheimrat seiner Nichte den Vorschlag, möglichst bald zu ihnen überzusiedeln, am besten gleich mitzukommen, damit sie in ihrem Schmerz nicht so allein sei.

„Ich danke euch von Herzen für eure Güte, aber laßt mir Zeit, um reiflich zu überlegen, wie ich mir mein Leben gestalte. Vielleicht suche ich mir eine Gesellschafterin und gehe mit ihr vorerst auf Reisen."

Frau Farmsen nimmt die Hand ihrer Nichte.

„Marianne, du weißt, wie lieb wir dich haben, so lieb, als seiest du unsere eigene Tochter. Betrachte unser Haus von nun an als dein Vaterhaus."

Marianne nickte. Sie kann vor innerer Aufregung nicht sprechen. Durch die Worte ihrer Tante fühlt sie erst, wie allein sie nun auf der Welt steht.

Marianne nimmt von den Verwandten Abschied und geht zu ihrem Wagen. Die Kammerjungfer erwartet sie bereits.

Geheimrat Farmsen und seine Gattin sehen dem davonfahrenden Auto nach.

*

Geheimrat Farmsen ist gezwungen, kurzen Urlaub zu nehmen, um sich für einige Zeit ausschließlich den oft recht verworrenen Angelegenheiten der zusammengebrochenen Firma Jost van Nijl widmen zu können.

Nach sorgfältiger Sichtung allen Materials mußte er feststellen, daß seiner Nichte buchstäblich nichts mehr blieb. Ob der Verkauf der herrlichen Besitzungen mit ihren wertvollen Inneneinrichtungen, den kostbaren Sammlungen, der Verkauf der Autos und der Pferde überhaupt alle Schulden decken würde, ist noch zweifelhaft.

Gerd Farmsen verschiebt es von Tag zu Tag, zu Marianne nach Blankenese hinauszufahren, um ihr die Mitteilung vom Zusammenbruch der Firma zu machen.

Endlich findet er Mut und Kraft dazu, und ein Vorschlag seiner Gattin erleichtert ihm ein wenig die traurige Aufgabe, die er zu erfüllen hat.

„Wenn du mit Marianne sprichst, dann sage ihr, daß ein kleines Kapital für sie gerettet werden konnte und sie regelmäßig Zinsen davon erhalten werde, über die sie verfügen könne." So schlug ihm die Gattin vor. „Wir beide wissen, daß sie zu stolz ist, um etwas Taschengeld von uns anzunehmen. Wenn wir ihr aber allmonatlich durch unsere Bank eine gewisse Summe zukommen lassen, wird sie unseren frommen Betrug nicht merken."

Geheimrat Farmsen hatte sich mit Freuden dem Vorschlag seiner Gattin angeschlossen, trotzdem wird ihm der Weg nach Blankenese unsagbar schwer.

Der alte Kammerdiener des Senators hatte Marianne den Besuch gemeldet, und wenige Augenblicke später sah Farmsen seiner Nichte gegenüber.

„Marianne, du hast durch den plötzlichen Tod deines Vaters einen unersetzlichen Verlust erlitten, aber außerdem ist noch manches vorhanden, was du noch zu übernehmen hast", beginnt der Geheimrat und fährt dann so schonend wie möglich fort.

Das Mädchen hört still und in Erwartung des Onkels Worte.

Als Farmsen geendet hat, herrscht eine Zeitlang tiefes Schweigen.

Eigentlich kommt es Marianne gar nicht so sonderbar vor, daß sie nun auch das Vaterhaus und alles, was ihr lieb und teuer war, verlieren soll.

„Marianne, du bist nicht heimatlos und allein, du wirst bei uns immer ein Vaterhaus haben. Du sollst an die Stelle unserer beiden Söhne treten, die ihr Leben fürs Vaterland gaben."

„Ich danke dir von Herzen, Onkel Gerd. Ich nehme deinen Vorschlag an, aber nur für so lange, bis ich irgendeine Stellung gefunden habe und ich mich allein durchs Leben schlagen kann.

Der Geheimrat ergreift die Hände seiner Nichte, sie sind eiskalt.

„Marianne, ich wußte, daß du so sprechen würdest, denn du bist eine echte van Nijl, und ich achte deinen Willen hoch. Aber sei dir stets bewußt, daß du immer Vater und Mutter an uns haben wirst. Und nun komme mit mir, Marianne, Tante wartet auf dich."

Das junge Mädchen nickt, dann springt es auf und eilt in ihr Zimmer hinauf. Mit scheuen Augen blickt sie sich in dem behaglichen Raum um, der Jahre hindurch ihr kleines Reich gewesen ist. Sie nimmt ein Bild von der Wand.

„Jochen Asmussen", sagt sie leise vor sich hin, „jetzt bin ich arm, viel ärmer als du, denn du hast zu arbeiten und zu kämpfen gelernt, aber ich muß es erst lernen. Jochen, ich weiß, ich fühle es, daß du zu mir den Weg wieder finden wirst. Bis dahin wird auch Marianne van Nijl gelernt haben zu arbeiten. Dein bester, dein treuester Kamerad im Kampf ums Dasein will sie dir werden, wenn du es willst und das Schicksal . . ."

XIV.

Delphine treiben ihr lustiges Spiel um die mit Südwestkurs durch das tiefe Blau des Atlantik stürmende „La Paloma". Jochen Asmussen, Wolf Ihna und der Kapitänleutnant Kuro stehen auf der Brücke und suchen mit ihren Gläsern unablässig den Horizont ab. Ein verdächtiger Funkspruch ist in der Frühe aufgefangen worden, demzufolge kaum ein Zweifel mehr besteht, daß ein Kriegsschiff von Sta. Magdalena in der Nähe kreuzt.

Jochen läßt sein Fernrohr sinken und wendet sich an den Japaner:

„Schauen Sie einmal dort hinüber, Herr Kuro." Er weist mit der Hand in die Richtung.

„Sie haben recht. Herr Asmussen. Man sieht eine Rauchfahne."

Ihna steigt hinab, um Donna Elvira die Wahrnehmung zu melden. Nach kurzer Zeit kommt er mit ihr und Dolores zurück.

Gespannt blicken alle auf die Rauchfahne, und es dauert nicht allzu lange, bis am Horizont eine Schiffssilhouette sichtbar wird.

„Nach dem Flottenhandbuch ist es zweifellos der ‚Christobal Colon'. Wir werden vermutlich bald eine Aussprache mit dem Kreuzer haben."

Der Japaner legt die Hand an die Mütze und fragt:

„Gestatten Exzellenz, daß ich hinuntergehe, um alle Vorbereitungen zu treffen?"

„Bitte."

„Habe ich völlige Handlungsfreiheit, gnädige Frau?"

„Ganz gewiß. Man hat mich für vogelfrei erklärt und einen Preis auf meinen Kopf ausgesetzt. Trotzdem bitte ich Sie, rücksichtsvoll mit den Leuten zu verfahren, wie wir es verabredet haben."

Kuro eilt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Beduinen

Unser neuer Tatsachenbericht!

Auf dem Kamelrücken durch die transjordanische Wüste / Von A. R. Lindt

2. Fortsetzung

„Ich habe nur eine Tochter", sagte der Emir. „So habe ich auch", sagte Ausch. „Zum Pfand unserer jungen Freundschaft will ich sie zu dir schicken, daß sie in deinem Zelte als die Schwester deiner Tochter aufwachse." Doch in Wahrheit hatte er einen Sohn. Er sandte den Knaben der noch glattwangig und rosig wie ein Mädchen war, in lange, dunkle Mädchengewänder gekleidet zum Emir. Die beiden Kinder lebten zusammen wie Schwestern. Gemeinsam gingen sie zum Brunnen.

„Du bist ungeschickt wie ein junges Kamelfohlen; siehst du nicht, daß du dein Wasser verschüttest" schalt die Tochter des Emirs ihre Gespielin, die Mühe hatte, den Krug auf ihrem Kopfe zu tragen. Sie trieben die Kamele auf die Weide, über der jetzt im Frühling betäubend der Duft blühender Sträucher hing, und wenn sie lange genug im warmen Sande gelegen und träumerisch in den dunklen Himmel geblickt hatten, herüber, sie zweijährige, noch hochbeinige, linkische Kamele, die noch nie einen Reiter auf den kleinen prallen Höckern gespürt. Kehrten sie, durchschüttelt und erhitzt, zu der Herde zurück, ließen sie das Leitkamel niederknien und setzten sich in seinen Schatten.

An einem Abend überfiel ein feindlicher Stamm das Lager des Emirs und trieb seine Kamele und Pferde mit sich weg. Die Pflegeschwester stahl sich aus dem geplünderten Lager, zerriß den Mädchenrock und der Jüngling erreichte das Zelt Auschs. Er schwang sich auf seine Kriegsstute, die erst vor ihm scheute, da er fremd geworden, und sagte den Beutereitern nach. Uebermütig, jungenhaft, gelüstete ihn, sie von der Seite anzugreifen. In diesem Falle hätten sich alle gleichzeitig gegen ihn zu wenden. Gerade dieses Kampfgetümmel, in dem er allein den Ansturm eines ganzen Stammes hätte abschlagen müssen, lockte ihn. Aber er besann sich doch eines Besseren und ritt von vorne auf den Feind zu, wodurch er ihn zum Kneifkampf aufforderte. Einer nach dem anderen der Gegner mußte sich einzeln mit ihm messen, bis der Jüngling getötet oder dieser aber den letzten der Beutereiter erschlagen hätte. Das Pferd ward ungeduldig den Kopf zurück, als er es zum Stehen brachte, so daß Schaumtropfen ihn überrieselten. Dieser schneeweiße Tau färbte sich blutig rot, wie er den ganzen Tag lang kämpfte, bis der letzte Gegner in den aufgewühlten, dunkelroten Sand niederstürzte.

Die geraubten Herden hatten sich weidend zerstreut. Er suchte sich die junge Kamelstute heraus, die seine Pflegeschwester zu reiten pflegte. Langsam trieb er die Herden zusammen, wie ein Schäferhund hin und her laufend, hier zurückhaltend, dort fürsichtes Tiere vorwärtsjagend, und es gelang ihm, sie in derselben Richtung antreiben zu lassen. Rauchend ritt er vor das Zelt des Emirs. Den Emir blendete die Sonne, die im Rücken des Jünglings unterging, und er brauchte Zeit, in dem jungen Krieger die Gespielin seiner Tochter zu erkennen. Der Jüngling traf seine Pflegeschwester am Brunnen, wo sie zwischen den Kamelen saß, die durstig brüllten. Er begann zu singen. Der Emir vernahm den Gesang. So aufrichtig klang die jugendliche Stimme, so sichtig saß der Knabe neben seiner Tochter, daß er seine Freude daran hatte. Mit großen Feierlichkeiten fand die Hochzeit statt, nachdem der Emir die reichen Geschenke von seinem Schwiegersohn empfangen hatte, die bei dem Brautkauf einer Jungfrau üblich sind.

Das Mahl in Jaffa

Lauter ertönte das Wiederkäuen der Kamele. Der Himmel hatte sich wieder geklärt. Die Milchstraße über meinem Kopf war nicht ein heller Streifen, sondern ein glühendes Band, in dem jeder einzelne Stern sichtbar schien.

Immer noch wiederkäuten die Kamele, als wir uns um drei Uhr erhoben. Da die Beduinen behaupteten, daß wir in zwei Stunden Jaffar erreichen würden, wollten wir erst in der Tötung frühstücken. Nachdem wir zwei Stunden geritten, lag der Horizont immer noch ungetreckt, von keiner Burg durchbrochen. Mohammed Ali ließ sein Kamel niedergehen. Ich aber war übler Laune, denn ich war aufgeritten und mir schwante, daß dieser Aufenthalt nur das Anreiten schmerzhafter machen würde. „Nein, wir reiten ohne Unterbrechung bis Jaffar."

Zur Bestrafung unhaltsen Amber und Mahammed Ali brüderlich die Wüstenfladen von Jaffar und drückten ihnen auf beide Wangen schmatzende Küsse. In der verwitterten Festung, die Auda Abutayi, während des Weltkrieges oberster Scheich der Howeitat, erbaut hatte, verlangte ich sofort zu essen.

„Nicht jetzt", sagte Amber, „wir wollen uns den Hunger sparen."

Mit wässerndem Munde verbrachten wir eine Stunde in der Vorfreude auf das Schafessen, zu dem uns die Howeitat geladen hatten, und spazierten — in Nafzis und meinem Fall war es ein gepreistes, steifes Stolzieren — zwischen den Zelten hindurch. Ein junger Beduine stürmte plötzlich auf uns zu, fuchtelte mit den Armen und überschüttete uns, vor Aufregung stammelnd, mit den übelsten Schmähworten. Wir waren vor seinem Zelte vorbeigeschritten, ohne einzutreten, ja, wir hatten sogar hineingegafft. Als wir weitergehen wollten, vertrat uns der Bursche wütend den Weg, nicht einmal die Soldaten vermochten ihn beiseite zu schieben.

„Tötet mich, aber ich lasse euch lebend nicht durch, bevor ihr euch nicht entschuldigt habt."

Es blieb uns nichts anderes übrig, als Abbitte zu leisten, wollten wir nicht unser Mahl versäumen, das im Zelte des Großvaters von Nora stattfand. Denn es ist Beduinensitte, daß, wer auf einer Reise Gefährten gefunden, den Wegkumpanen in seinem Stamme bewirtet.

Auch jetzt noch mußten wir eine geraume Weile mit verschränkten Beinen warten, bis schließlich eine ungeheuere Schüssel — sie hätte auch als Badewanne verwendet werden können, wenn die Beduinen auf Baden Wert legten — vor das Zelt gestellt wurde. Bevor uns der Gastgeber einlud, uns um die Manne niederzulassen, schritt ein Sklave mit einer Wasserkanne von Gast zu Gast. Ist der Beduine auch mit den Händen, so reinigt er sich doch vor dem Mahle diese Eßbestecke. Ich wusch mir unter dem Wasserstrahl beide Hände, als ich Nafzis Blick spürte.

„Nur die rechte Hand darf beim Essen benutzt werden, so ist es Verschwendung und Verstoß gegen die guten Sitten, sich beide Hände bespülen zu lassen. Und noch etwas. Sie sind der Ehrengast. Niemand darf mit Essen fortfahren, wenn Sie einmal aufgehört haben. Die Beduinen haben heute selten Gelegenheit, an einem großen Schmause teilzunehmen. Da müssen Sie für längere Zeit wenigstens zu essen vorgeben — auch wenn es Sie ekelt."

Wieder fühlte ich einen Blick, vorwurfsvoll und traurig. Er kam diesmal nicht von Nafzi, er kam von zwei bleichen, gebrochenen Augen, die aus dem kahlen Schädel des Schafes traten. Ein alter Beduine, der neben mir hockte, faßte mit spitzen Fingern eines dieser fischartigen Augen, klaubte es aus der Höhle und reichte es mir unterwürfig dar.

„Der beste Bissen gebührt dem Ehrengast."

Ein Schafsauge ist zwar von einer klugen Schlüpfrigkeit, so glatt daß es wie eine Auster die Kehle hinunterglitt — aber trotzdem. Den Rat eines Engländers befolgend, der mich auf diesen Fall vorbereitet hatte faßte ich mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger — nur diese dürfen beim Essen gebraucht werden — mühsam die gnallige Kugel und reichte sie über die Schüssel hinweg dem Altesten Tafelgenossen.

„Ich bin unwürdig einer solchen Ehrung. Sie gebührt dem ältesten Kämpfer."

Ein Neger goß beständig heißes Fett über den Rücken des Schafes und mir schlitzte er mit besonderer Aufmerksamkeit freigebig diese siedende Flüssigkeit über die Finger. Ich hatte Mühe, den Kniff zu erlernen, mit einer Hand Fleischstücke loszuzerren, ohne das ganze Schaf auf mich zuzuziehen. Aber ich brauchte mich nicht zu bemühen. Schweigend und gleichsam verstohlen legten meine Nachbarn auserwählte Leckerbissen in die Grube, die ich in die Brotfladen auf dem Boden der Schüssel gegraben hatte. Das Schaf schmeckte allerdings nach einem Ziegenbock im Frühling, und zwischen meine Zähne schoben sich Haare, reich mit Fett durchtränkt. Aber ich hatte unbändigen Hunger.

„Haben Sie wirklich noch nicht genug?", sagte leise Nafzi. „Ich kann nicht mehr. Aber so lange Sie essen, darf ich nicht innehalten."

Ich erbarmte mit seiner. Sobald die Beduinen bemerkten, daß ich nicht mehr zugriff, ließen sie wie segnend die Hand über den Rand der Schüssel hängen. Gleichzeitig mit mir sprangen sie auf.

Von neuem kam der Sklave mit der Wasserkanne. Jetzt, nach dem Essen, ist es gestattet, die linke Hand zu Hilfe zu nehmen, um die schmierige, fettige Rechte sauber zu reiben.

Nur kein Geld besitzen

Sobald wir ins Zelt zurückkehrten, ließ sich ein zweiter Schwarm von Essern um die Manne nieder, diesmal weniger geachtete Stammesgenossen, die wie Krähen auf das Aas niederstießen, wenn die Geier ihren Fraß beendigt haben.

(Fortsetzung folgt)

In den Ruinen von Billy

Es war am 6. Februar 1916. Im Billy, einem Landstädchen 22 km nördlich von Verdun, das durch den Krieg stark gelitten hatte herrschte ein Leben wie in einem Ameisenhaufen. Ueber und über war es mit Truppen belegt, und da die ganz wenigen, von der Beschießung noch unversehrten Häuser den höheren Stäben vorbehalten werden mußten, hatten sich die Truppen, so gut oder schlecht es eben gehen wollte, in den Ruinen der Häuser eingenistet. Denn trotzdem das Städtchen so gut wie völlig zerstört war, betrug die gegenwärtige „Einwohnerzahl" ein Vielfaches der Bewohnerzahl des Friedens. Vor bei dem Schweinewetter, das in den vorangehenden Wochen geherrscht hatte, war ein Quartier in einem zerschossenen Keller, ja selbst in einem Backofen immer noch einem Biwakieren im Freien vorzuziehen.

Seit langer Zeit ließ sich am Morgen dieses 6. Februar die Sonne einmal wieder sehen, so daß es sich für die vielen unbeschäftigten Soldaten schon verlohnte, sich dieses Nest einmal etwas genauer anzuschauen, und man sah es den Soldatenansichtern förmlich an, wie diese wenigen Sonnenstrahlen belebend auf dieser Gefängnisstadt in Ruinen auf sie wirkten. Was an diesem Morgen besonders auffiel, das war die außerordentlich große Zahl von Offizieren aller Truppenteile und Chargen, die sich im Auto, zu Fuß und zu Pferd nach einem der wenig erhalten-n Häuser, dem Hause des Notaire begaben, wo der Stab der 6. Infanterie-Division einquartiert war. Wollte man nun annehmen, daß in diesem Hause sich wenigstens etwas Komfort erhalten hätte, so

Fritz H. Chellus

Das war Verdun

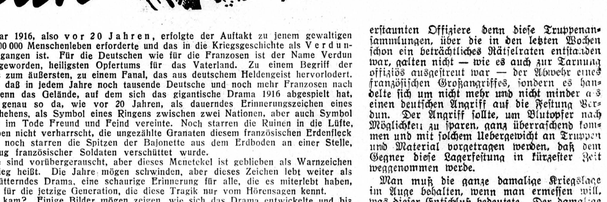
Die erste Materialschlacht der Weltgeschichte

Alle Rechte vorbehalten bei: Horn-Verlag Berlin W 35

Am 21. Februar 1916, also vor 20 Jahren, erfolgte der Auftakt zu jenem gewaltigen Ringen, das fast 400 000 Menschenleben erforderte und das in die Kriegsgeschichte als Verdun-Schlacht eingegangen ist. Für die Deutschen wie für die Franzosen ist der Name Verdun zu einem Begriff geworden, heiligsten Opfertums für das Vaterland. Zu einem Begriff der Pflichterfüllung bis zum äußersten, zu einem Fanal, das aus deutschem Heldengeist hervorlodert. Es ist kein Zufall, daß in jenen Jahre noch tausende Deutsche und noch mehr Franzosen nach Verdun pilgern; denn das Gelände, auf dem sich das gigantische Drama 1916 abgespielt hat, liegt heute noch genau so da, wie vor 20 Jahren, als dauerndes Erinnerungszeichen eines urgewaltigen Geschehens, als Symbol eines Ringens zwischen zwei Nationen, aber auch Symbol des Friedens, das im Tode Freund und Feind vereinte. Noch starren die Ruinen in die Lüfte, noch sind die Narben nicht verharscht, die unzählige Granaten diesem französischen Erdreich geschlagen haben, noch starren die Spitzen der Bajonette aus dem Erdboden an einer Stelle, wo ein ganzer Zug französischer Soldaten verschüttet wurde.

Zwanzig Jahre sind vorübergerauscht, aber dieses Mensch ist gebliehen als Warnzeichen für alles, was Krieg heißt. Die Jahre mögen schwinden, aber dieses Zeichen lebt weiter als Mal für ein erschütterndes Drama, eine schaurige Erinnerung für alle, die es miterlebt haben, und eine Mahnung für die jetzige Generation, die diese Tragik nur vom Hörensagen kennt.

Wie das alles kam? Einige Bilder mögen zeigen, wie sich das Drama entwickelte und bis zu seinem furchtbaren Ende abrollte.



erstaunten Offiziere denn diese Truppenansammlungen, über die in den letzten Wochen schon ein beträchtliches Rätselraten entstanden war, galten nicht — wie es auch zur Tarnung offiziös ausgestreut war — der Abwehr eines französischen Großangriffes, sondern es handelte sich um nicht mehr und nicht minder als um einen deutschen Angriff auf die Festung Verdun. Der Angriff sollte, um Blutopfer nach Möglichkeit zu sparen, ganz überraschend kommen und mit solchem Uebergewicht an Truppen und Material vorgetragen werden, daß dem Gegner diese Lagerfestung in kürzester Zeit weggenommen werde.

Man muß die ganze damalige Kriegslage im Auge behalten, wenn man ermessen will, was dieser Entschluß bedeutete. Der damalige Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres, General von Falkenhayn, war sich schon Ende 1915 darüber klar, daß etwas Entscheidendes hier an der Westfront geschehen müsse; denn trotz der großen Siege, die das Jahr 1915 den Deutschen im Osten und auf dem Balkan gebracht hatte, zu einer Entscheidung war es nirgends gekommen. Am Westen hatte sich die Front festgefahren und die Erfolge im Osten waren nicht so ausschlaggebend, daß sie die Russen auf die Knie gezwungen hätten. Die die Gegner aber noch ungebrochen waren, kam es darauf an, die Initiative zu behalten und dem Gegner das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. So kam Falkenhayn auf die Idee, durch einen Angriff mit beschränktem Zielen den Gegner so zermürben, daß er militärisch nichts mehr zu hoffen habe, wie Falkenhayn selbst in seiner Denkschrift vom Anfang Dezember 1915 sich ausdrückte. Das Armee Ober-Kommando der 5. Armee wurde mit der Durchführung beauftragt, dessen Oberbefehlshaber der deutsche Kronprinz und dessen Generalstabschef Schmidt v. Knobelsdorff war. Falkenhayn hatte an einen Einsatz von 25 Divisionen gedacht, die ihm aber von der Obersten Heeresleitung auf 6½ Divisionen beschnitten wurden; dazu kamen während des Verlaufs der Schlacht noch 4 Divisionen, die bislang die Stellung gehalten hatten. Es sollte sich nur allzu bald herausstellen, wie tragisch sich diese Spartendenz des „beschränkten Zieles" auswirkte.

Das Bild, das Hauptmann von Stülpnagel den Offizieren da entwarf, verschlug manchem den Atem. Man hatte ja in diesem Kriege schon manches erlebt, aber eine solche Zusammenfassung von Material, wie es da geplant war, war etwas ganz Ungeheures.

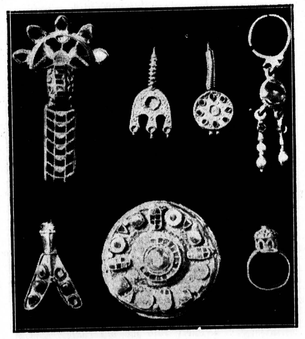
(Fortsetzung folgt)

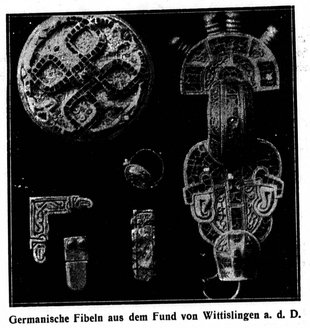
Altdeutscher Schmuck

Deutsche Adlerfibel aus der ottonischen Zeit

Wenn man heute mit Recht wieder von einer arteigenen, künstlerischen Gestaltungskraft unserer Vorfahren spricht, so wird diese Volkskunst ältester deutscher Kulturepochen nicht zum wenigsten durch den in zahlreichen Gräbfunden entdeckten Schmuck unter Beweis gestellt. Müßig ist hierbei die Frage, ob diese alten Dokumente deutscher Kultur für einzelne Epochen auf fremde Vorbilder, vor allem des Kulturkreises der klassischen Antike, zurückgingen, denn entscheidend ist, daß auch dort, wo fremde Einflüsse tatsächlich nachweisbar sind, diese eine der germanischnordischen Volkskunst gemäße Umgestaltung und auch Fortbildung erfuhren. Die aus vorgeschichtlicher Zeit stammenden Grabfunde an Schmuckstücken auf deutschem Boden zeigen bereits die typisch nordischgermanischen Merkmale wie Schnecken- und Spiralwindungen bei den Armreifen und eine Ornamentik, die durch geometrische Figuren wie Kreise, Dreiecke, kompliziert verschlungene und verflochtene Bänder, deren Flechtwerk häufig mit Tiermotiven verbunden wird, gekennzeichnet ist.

Besonders deutlich zeigt diese Merkmale der Fund bei Wittislingen an der Donau. Von diesen Schmuckstücken sind die aus Silber mit Goldblech belegten Fibeln, eine Art Gewandnadeln, mit Schlingwerk und Zellenmosaik verziert. Während die eine dieser Fibeln in der Ornamentik zwei stark stilisierte Vogellöpfe erkennen läßt, zeigt die andere, eine Scheibenfibel, in vierfacher Windung gelegte Schlangen aus Zellenmosaik. Auch der Schmuck von Hiddensöe bei Rügen gehört hierher. Besonders charakteristisch ist ein großer Halsring aus einem kunstvoll verflochtenen Drahtgeflecht. Dazu goldene Fibeln und ein kostbarer Brustschmuck aus vierzehn Stücken in getriebener Arbeit mit Filigranrändchen und Goldkörnern verziert. Das Material des germanischen Schmuckes war Gold und Silber, aber auch Eisen. Letzteres vor allem durch Edelmetallbeschlag in äußerst kunstvoller Tauschierarbeit veredelt. Und zwar entweder in der Form, daß in das gravierte Eisen Golddrähte eingeschlagen wurden oder auch derart, daß die Oberfläche des silbernen Schmuckstückes mit dünnem Silberblech belegt wurde, das man vermutlich heiß auf die aufgerauhte Fläche aufschlug. Je nach der Zeichnung wurden dann Teile aus der Silberfläche wieder herausgenommen, so daß die schwarze Eisengrundfläche als Ornamentik wieder sichtbar wurde. Auf griechisch-römischen Einfluß geht wahrscheinlich die Kunst und Technik der Zellenglasverzierung zurück, die für den germanischen Schmuck charakteristisch ist und besonders von 5. bis 7. Jahrhundert gepflegt wurde. Diese Zellenglasverzierung an Gürtelschnallen und Gürtelbeschlägen, Armreifen usw. ist eine Abart des echten Emails. Während bei letzterem der Glasfluß in das Zellenmuster des Schmuckstückes eingeschmolzen wird, wurde die altdeutsche Technik der Zellenglasverzierung derart gehandhabt, daß gefärbte kleine Glasstücke auf kaltem Wege in die Vertiefungen des jeweiligen Schmuckstückes eingesetzt wurden. Als Material dienten vor allem rote und grüne Glasplättchen, bei besonders kostbarem Schmuck auch Halbedelsteine. Zu den Glanzstücken dieser Zellenglasverzierung gehört die Mainzer Adlerfibel, ein Brustschmuck, bei dem der farbige Glanz des Zellenemails durch die filigranartige Behandlung der Grundfläche noch wirksam gesteigert wurde.





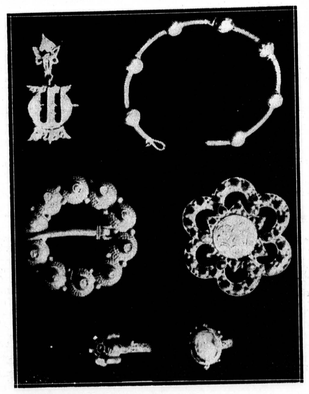
Germanische Fibeln aus dem Fund von Wittislingen a. d. D.

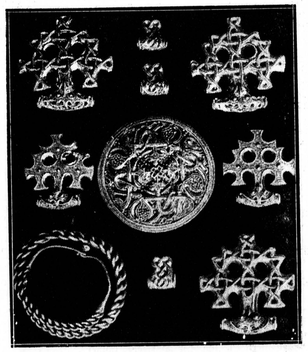
Bild rechts: Germanischer Schmuck aus dem Fund von Hiddensee

Bild links: Fränkischer und Langobardischer Schmuck

Bild unten: Gotischer Schmuck (um 1400)

Photos (5) Dr. Martell (WV-Bilder)





Mit dem Zerfall des römischen Weltreiches und dem Siegeszug der Völker des Nordens wird das Gold bevorzugtes Material für den Schmuck. Wohl nicht zu Unrecht ist gesagt worden, daß seit der Völkerwanderung die Stämme des Nordens von einem Goldfieber ergriffen wurden. Die Könige und Fürsten der Goten, Franken, Burgunder usw. legten sich Schatzkammern an, denn es galt die Schätze zu hergen, die das römische Weltreich in einem Jahrtausend aufgehäuft hatte. Die deutsche Kunstarbeit erfuhr durch diese Goldüberflutung zwar Förderung nach der materiellen Seite, dagegen blieben gerade für das Gebiet des Schmuckes Anregungen in künstlerischer Hinsicht aus. An Dokumenten der deutschen Goldschmiedekunst jener Epoche fehlt es fast völlig, insbesondere die Zeit Kaiser Karls hat so gut wie nichts an Schmuckgegenständen hinterlassen. Die Epoche des romanischen Kunststiles als Vorläufer der deutschen Gotik stellt die Metallkunst vornehmlich in den Dienst der Kirche, die für den Schmuck des Altars, für die Monstranzen, Reliquarien, sowie für die Taufbecken und Weihkessel, Goldschmiede sowie Bronzearbeiter und Gelbgießer beschäftigte. Kennzeichnend für diese Epoche ist im übrigen, daß die künstlerische Gestaltung des Schmuckes sich völlig von fremden Einflüssen befreit hat. Deutlich erkennbar ist auch ein Wechsel im Material. Die Vorliebe für Gold läßt nach, man verwendet häufiger vergoldetes Silber und scheut sich auch nicht, Kupfer und Erz bei den kostbarsten Erzeugnissen zu verwerten.

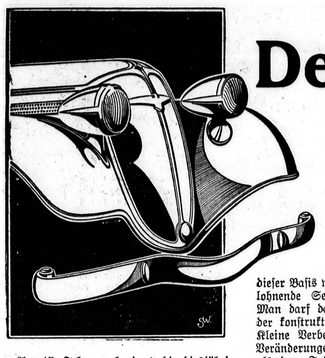
Von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts beginnt eine neue Glanzzeit für den weltlichen Schmuck. Während die deutsche Goldschmiedekunst in der vorangegangenen romanischen Epoche von der Kirche als wichtigstem Auftraggeber beherrscht wurde, beginnt mit der Gotik und dem erwachenden Sinn für Luxus der Schmuck ein Gegenstand des unentbehrlichen Kulturbedarfs zu werden. Die Goldschmiedekunst erhielt neue, andersgeartete Aufgaben. Es entfand die Kunst des Juweliers, die die bisher primitive Bearbeitung der Edelsteine vervollkommnete und durch die Technik des Facettierens erst das Feuer und den Glanz der Edelsteine zu voller Wirksamkeit brachte. Von dem Schmuck, wie er damals von den weltlichen und geistlichen Würdenträgern bis herab zum Bürgertum getragen wurde, sind vor allem die Gürtel, die Kronenreifen und die Ketten kulturhistorisch bemerkenswert. Die Gürtel, von Männern und von Frauen getragen, bestanden aus einzelnen rechteckigen Metallgliedern, die je nach dem Reichtum des Trägers mit mehr oder weniger kostbaren Goldschmiedearbeiten verziert waren. Die Kronenreifen, Schapel genannt, bestanden aus glatten oder mit kleinen Rosetten besetzten Ringen, die um die Stirn gelegt wurden. Die Rosetten entwickelten sich dann später zu einem reichen Kranz gotischen Blatt- und Blumenwerkes. Der Ketten- und Ordensschmuck, wie er besonders im 15. Jahrhundert in Blüte stand, empfing seine entscheidenden Anregungen durch die Neigung der damaligen Fürsten neue Orden und Ordenszeichen zu gründen. Die Ketten bestanden aus breiten, durchbrochenen Gliedern, die mit gotischem Laub und Ranken verziert waren. Kennzeichnend für den Zeitgeschmack der Gotik war das Aufnähen getriebener Schmuckstücke in vergoldetem Silber auf den Gewandstoff. Durch diese kleinen Metallplättchen in Rosettenform sollte der Glanz des Seidengewebes erhöht werden. Beispielsweise dieser Art enthält der Frixwalker Silberfund aus der Zeit um 1400.

Die Schmuckformen der deutschen Renaissance unterscheiden sich von denen der Gotik durch die mannigfaltigere Gliederung, die größere Bedeutung und Vollkommenheit des plastischen Elementes sowie durch die reichere Anwendung von figürlichen Motiven. Das starke Renaissancepersönlichkeitsbewußtsein des Menschen kam in einem Bedürfnis nach dem Schmuck und Prunk zum Ausdruck, das alle bisherigen Erscheinungen dieser Art weit in den Schatten stellte. Hinzu kam, daß im 16. Jahrhundert die vermehrte Zufuhr von Edelmetallen aus der jüngst entdeckten neuen Welt sowie von Edelsteinen aus Indien einen gewaltigen Anreiz für die Verarbeitung kostbarsten Materials bei der Herstellung von Schmuckgegenständen bildete. Charakteristisch für die Schmuckarbeiten der Renaissance ist, daß die Kunst der Ausführung bei weitem den Wert des Materials überbietet. Die Kompositionen sind von einer bisher unbekannten Mannigfaltigkeit. Man arbeitet sowohl im Flachrelief wie auch im Hochrelief. Zwischen die Kompositionen wie Porträts, kleine Figuren, religiöse Motive, werden farbige Edelsteine sowie Brillanten verteilt. Auch Perlen, die an kleinen Ketten den Schmuckgegenständen angehängt werden, verwendet man mit Vorliebe. Die bedeutendsten Vertreter in der Geschichte der deutschen Goldschmiede- und Juwelierkunst stammen aus dieser Zeit des 16. Jahrhunderts. Zu nennen sind hier der Nürnberger Wenzel Jamnitzer, der unter anderem für die Stadt Nürnberg den berühmten Merkelschen Tafelaufsatz arbeitete. Sein Hauptwerk, ebenfalls ein Tafelaufsatz für Kaiser Maximilian I. ist später eingeschmolzen worden. Auch die Nürnberger Hans Pezold u. Hans Kenker sowie Balduin Drentwett und Andreas Attenstetter haben in der Geschichte der deutschen Goldschmiedekunst als bedeutende Vertreter der Renaissance einen ehrenvollen Platz.

Der hohen künstlerischen Entwicklung des Schmuckes im 16. Jahrhundert stand jedoch auf der anderen Seite die Entartung eines übersteigerten Prunks und Luxus gegenüber. Die Schilderungen eines damaligen Zeitgenossen, Aeneas Silvius des späteren Papst Pius II. drücken immer wieder Erstaunen über die Pracht der deutschen Städte und den Luxus des damaligen Lebens aus. So fragt er: „Wo ist bei Euch ein Gasthof, in welchem man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht sagen Edeldame, sondern Bürgersfrau, prangt nicht mit goldenem Geschmeide? Was soll ich endlich zu den Halsbändern und Pferdezäumen sagen, die aus dem feinsten Golde gemacht, oder zu den diesen Sporen und Degenscheiden, die mit Edelsteinen besetzt sind, oder zu den Ohrringen, Mehrgehängen, Panzern und Helmen, die ganz vom Golde glänzen?“ Daß tatsächlich in dieser Zeit fürstlicher Belebung des Diesseits der Luxus zu einer Gefahr für Volk und Staat geworden war, zeigen noch deutlicher, die gesetzlichen Maßnahmen, die gegen diese Entartungserscheinungen ergriffen werden mußten. So wurde durch die Verordnung Kaiser Karls IV. vom Jahre 1330 genauestens festgelegt, welchen und wieviel Schmuck der einzelne Berufsstand tragen durfte. Der Landbevölkerung wurde untersagt, Gold, Silber, Perlen und Stickereien zu tragen. Auch den Handwerkern und Kaufleuten männlichen Geschlechtes verbot das Gesetz das Tragen von Gold und Silberschmuck, dagegen durften die Frauen der Handwerker einen goldenen Ring von höchstens sechs Gulden ohne Edelsteine sowie einen Gürtel aus Silber von höchstens 10 Gulden Wert tragen. Bei den Frauen der Kaufleute erstreckte sich die Schmuckerlaubnis weiter auf goldene Schlösser und Gesperre im Werte von 20 Gulden; auch der Gürtel konnte für die Kaufmannsfrauen einen Wert von 20 Gulden haben. Den Ratsmitgliedern und solchen „fürnehmen Herkommens“ war erlaubt, einen Ring bis zum Werte von 50 Gulden zu tragen. Der Gürtel der Ratsfrauen durfte bis zu 30 Gulden kosten. Dem Adel standen goldene Ringe, Haarhauben und eine Kette bis zu 200 Gulden zu. Die Kette mußte mit einem „Schnürlein“ umwickelt sein. Für die Adligen, die den Ritterschlag erhalten hatten, konnte das „Schnürlein“ fehlen; der erlaubte Höchstwert der Kette war für sie auf 400 Gulden begrenzt. Den Wert des Geschmeides der Edelfrauen bestimmte das Gesetz mit 200 Gulden. Am weitesten durften die Grafen und die gräflichen Frauen ihrem Schmuckbedürfnis nachgeben, denn für sie war die Grenze mit 500 und 600 Gulden festgelegt. Diese gesetzliche Rangordnung für das Tragen von Schmuck ist ein interessantes Kulturdokument; denn abgesehen von der unsinnigen sozialen Einstellung dieser Regelung beweist sie zumindestens, daß der Schmuck entscheidend das kulturelle Leben der damaligen Zeit bestimmt hat und damit mit Recht als einer der Hauptträger des Prunk und Luxus jener Epoche bezeichnet werden kann.

Deutschlands Kraftfahrt voran!

Die Berliner Jubiläums-Parade



Die deutsche Automobilindustrie hat sich zur konstruktiven Ruhe besonnen

Am 15. Februar beginnt die diesjährige „Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung in Berlin 1936“. Sämtliche Ausstellungshallen am Kaiserdamm zu Füßen des Funkturmes werden im Dienste dieser gewaltigen Veranstaltung stehen.

Den Kraftverkehr in seiner sprunghaften Entwicklung weiter zu fördern wird nach dem Willen unseres Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler der kommenden Schau das Gepräge geben. Zugleich wird aber auch die diesjährige Ausstellung eine Jubiläums-Veranstaltung sein, denn mit ihr wird man den 50. Geburtstag des Automobils feiern. Gerade vor 50 Jahren wurde dem deutschen Erfinder Carl Benz das erste Automobil der Welt patentiert. Daimler und Benz kamen gänzlich unabhängig voneinander zur Erfindung des heute wichtigsten Verkehrsmittels. Daimler arbeitete, nachdem ihm am 16. Dezember 1883 schon der erste schnell laufende Verbrennungsmotor der Welt patentiert worden war, zuerst an einem Motor-Zweirad, das als erstes Motorrad der Welt am 29. August 1885 patentiert wurde. Carl Benz war in Mannheim im gleichen Jahr mit seiner Konstruktion des ersten brauchbaren Automobils der Welt so weit gekommen, daß er sie zum Patent anmelden konnte. So ist also der Tag der Patentierung zugleich der Geburtstag des Automobils, welcher in Verbindung mit der kommenden Autoschau gewürdigt werden soll.

Der Besucher der kommenden Veranstaltung wird diese durch einen Ehrenraum betreten, in dem die Entwicklung des Automobils von 1886 bis 1936 an zahlreichen historischen Fahrzeugen, Kraftfahrzeugzeitschriften, Bildern und Statistiken zur Darstellung gebracht wird.

Gewaltig ist der Aufschwung, den die deutsche Kraftfahrzeugindustrie im letzten Jahre durchgemacht hat. Allein die Tatsache, daß ein einziges deutsches Autowerk im Jahre 1935 weit über 100 000 Kraftfahrzeuge dem Verkehr übergeben hat, und daß allein der Umsatz der deutschen Kraftfahrzeugwerke die Milliardengrenze überschritten hat, ist ein Beweis dafür, wie umfangreich die Motorisierung Deutschlands vorgeschritten ist. Und wenn man dann dazu erfährt, daß ein großer Prozentsatz deutscher Automobile im Ausland einen würdigen Platz erobert hat, dann darf man wohl sagen, daß die deutsche Automobil-Industrie ein seltenes Eiltempo angeschlagen und durchgeführt hat.

Umwälzende Neuerungen sind wohl in früheren Jahren ein großes Lockmittel für die Absatzsteigerung gewesen, heute dagegen hat man sich zur Konstruktiven Ruhe bekannt und dafür die Erzeugung gefördert. Es haben sich im Laufe der Zeit Typen herausgebildet, die sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre bewährt haben, und auf dieser Basis war es den Werken möglich, eine lohnende Serienfabrikation durchzuführen. Man darf daraus aber nicht schließen, daß der konstruktive Fortschritt eingeschlafen ist. Kleine Verbesserungen, gewisse konstruktive Veränderungen, die sowohl dem Fahrzeug als dem Fahrer Annehmlichkeiten bringen, werden auch weiterhin zu verzeichnen sein. Im großen und ganzen will jedoch selbst auch der Kraftfahrzeugführer keine umwälzenden Veränderungen, durch die evtl. sein eigenes Fahrzeug von Jahr zu Jahr veralten könnte. Andererseits wirkt sich auch eine bauliche Ruhe in einer Verbilligung des Fahrzeugpreises aus. Die kommende Autoschau wird daher unter diesen Gesichtspunkten von der deutschen Industrie beschickt. Sie wird durch manche kleinen Neuheiten versuchen, das Interesse des Besuchers zu steigern.

Alles was Namen und Klang hat in der deutschen Automobil- und Motorrad-Industrie und der damit verbundenen Zubehör-Industrie, wird auf der kommenden Automobil-Ausstellung vertreten sein. Auch das Ausland wird sich in unvermindert starker Zahl an der Schau beteiligen. Die Ausstellung wird sich wie immer gegliedern in die Personen- und Lastwagenschau, Motorräder, Zubehör, Spezial-Fahrzeuge, Anhänger und die Schau des Autohandels. Erst in jüngster Zeit hat der deutsche Kraftfahrzeughandwerker nach innen und außen die Stellung und Anerkennung gefunden, die ihm als einem so wichtigen Mitarbeiter am Aufbau des deutschen Kraftfahrwesens gebührt, so daß eine Sonderschau des Autohandwerks erstmalig im Rahmen der internationalen Veranstaltung einbezogen ist.

Ueber diese und jene kleinen Neuerungen und Verbesserungen, mit denen die Industrie die Besucher überraschen wird, schweigt man sich heute in den Werken noch aus. Unter dem Motto „Freie Bahn dem Kraftfahrzeug!“ ruft das Plakat der Berliner Internationalen Automobil-Ausstellung 1936 seine Besucher. Da die Besucherzahl bereits im vorigen Jahre die Rekordziffer von 880 000 überschritten hat, hat die Ausstellungsleitung von vornherein beschlossen, die Dauer der Veranstaltung auf 16 Tage zu bemessen, so daß erst am 1. März die diesjährige Autoausstellung ihre Tore schließen wird.

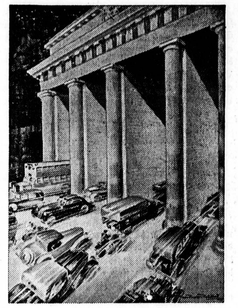
Ströme von Kraftfahrzeugen werden heranrollen, wenn sich am 15. Februar die Tore der Automobilausstellung 1936 öffnen werden und wenn sich draußen in der Messestadt am Kaiserdamm in Berlin wieder mal die Welt um das Kraftfahrzeug zusammenfinden wird. Massen werden heranwandern, Tausende unter ihnen, einzig beseelt von dem Wunsch, jetzt auch ein Kraftfahrzeug erwerben zu können. Wir glauben, daß die kommende Ausstellung sehr vielen diese Erfüllung bringen wird.

Die neuen Hallen III und IV für Motorräder und Zubehör

Was bringt die Berliner Autoschau?

Der größte Teil der Halle I ist den Spitzenerzeugnissen der deutschen und ausländischen Personenwagenfabriken vorbehalten. Vom billigen Kleinauto bis zum schwersten Tourenwagen, von der ausgereiften Standartkonstruktion bis zu den fortschrittlichsten Modellen, von der Serienkarosserie bis zum kühnsten Stromlinienbau, wird hier alles vertreten sein. Daneben in größerer Zahl rassige Sportwagen, die ja stets eine besondere Anziehungskraft auf den Besucher ausüben, und ferner Autobahnfahrzeuge als Vorläufer der zukünftigen Entwicklung. Auch eine Reihe weltbekannter deutscher Karosseriewerke und u. a. die Reifenindustrie werden in Halle I ausstellen. Erwähnung verdient ferner der vorn gleich rechts am Haupteingang untergebrachte Gemeinschaftsstand der Deutschen Fachpresse und — diesem gegenüberliegend — eine umfassende Autobücherschau.

Weiter führt der Weg zur neuerrichteten Halle Ia. In dieser und der unmittelbar anschließenden Halle II finden wir Lastwagen aller Größen, ferner Omnibusse, Kommunalfahrzeuge aller Art, Lieferwagen, Zugmaschinen sowie Zubehörteile. Die Galerie zeigt auf zahlreichen Ständen Werkstoffe, Einbauteile und wiederum Zubehör.



AUTOSCHAU
BERLIN 1936 · 15. FEBRUAR — 1. MÄRZ
Personen- und Lastwagen · Motorräder · Zubehör
Spezialfahrzeuge · Anhänger · Schau des Autohandwerks

Das wirkungsvolle Werbeplakat

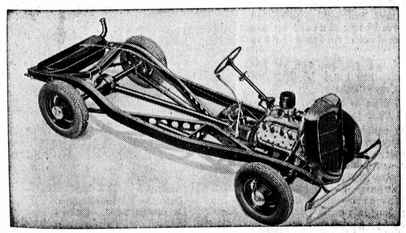
Während in der neuen kleinen Rundhalle III nur einige Motorrad-Zubehörfirmen untergebracht sind, werden wir auf den Mittelfeldern der langgestreckten, neuerbauten Halle IV die Stände der deutschen Motorradindustrie antreffen. Die Freunde des Motorsports, vor allem die Jugend, werden hier das vollständige Typenprogramm unserer Motorradfirmen, vom leichten Kleinkraftrad bis zur schweren Seitenwagenmaschine, vom einfachen Tourenmodell bis zu den schnellsten Sportmaschinen, bewundern können.

Die anschließende Halle V wird durch die drei großen Stände des Reichskriegsministeriums, der Reichsbahn und Reichspost, ferner durch eine Schau des Generalinspekteurs für das Deutsche Straßenwesen ausgefüllt. Während die Wehrmacht eine Reihe besonders bewährter Sonderfahrzeuge erstmalig ausstellt, dürften die Stände von Generalinspekteur, von der Reichsbahn und Reichspost usw. noch vom vorigen Jahre her als besonders interessant in Erinnerung sein.

Umrahmt von Zubehörständen für den Dienst am Kraftfahrzeug wird die Halle VI eine Sonderschau des deutschen Kraftfahrzeughandwerks aufnehmen, in der alles gezeigt werden wird, was zu einem modernen Tank- und Kundendienst gehört. Ergänzt wird diese Schau durch in Betrieb befindliche Instandsetzungswerkstätten, durch eine Vorführschule, eine Kurbelwellen- und Zylinderschleiferei und durch noch weitere Werkstätten.

Durch die als Ladenstraße angelegte Halle VII erreichen wir die geräumige Halle VIII, die die große Zahl von Ständen des Omnibus- und Anhängerbaues aufnehmen wird. Auch auf diesem Gebiet werden die Interessenten eine Reihe von Neukonstruktionen vorfinden.

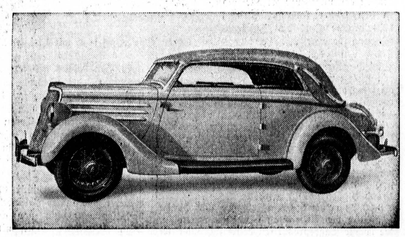
Auf dem neben den Hallen II, IV und VIII gelegenen Freigelände werden u. a. ein ganz neuartiger Holztransportwagen mit Ladeschwinge, ferner eine Reihe von Feuerwehr-



Ford V-8 14/90 PS
8 Zylinder Chassis

Der geringe Raum, den der Motor in V-Form beansprucht, kommt der Geräumigkeit der Karosse zugute

Ford V-8 14/90 PS 4 Fenster Cabriolet mit Koffer



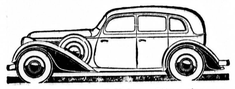
Leiterwagen, Lastwagen und Omnibusse und schließlich Hebebühnen, Garagen, Waschmaschinen Aufstellung finden.

Der bevorstehende kurze Ueberblick wird jedem den Eindruck vermitteln, daß die kommende Ausstellung in ihrer Art etwas in dieser Vollständigkeit noch nicht Dagewesenes darstellen wird. Weit über den Rahmen einer reinen Werkzeugausstellung hinausgehend, wird in der Messestadt Berlin die größte Autoschau der Welt entstehen, die nicht nur dem Käufer und Interessenten dienen, sondern dem gesamten deutschen Volk die Bedeutung der Kraftverkehrswirtschaft seit der Machtübernahme, die Leistungen unserer Arbeiter und Ingenieure und zugleich die international bedeutende Stellung unserer Automobilindustrie erneut näher bringen soll.

Die Ausstellung dauert vom 15. Februar bis 1. März einschließlich.

Die Schau des Kraftfahrzeug-Handwerks

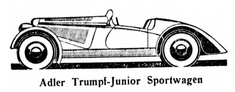
Erst in jüngster Zeit hat der deutsche Kraftfahrzeughandwerker nach innen und außen die Stellung und Anerkennung gefunden, die ihm als einem so wichtigen Mitarbeiter am Aufbau des deutschen Kraftfahrwesens gebührt. Eine machtvolle, sich über alle deutschen Gaue erstreckende Organisation, der Reichsinnungsverband des Kraftfahrzeughandwerks, entstand



Adler Diplomat Pullman-Limousine

und umfaßt alle diejenigen, die im Dienst des deutschen Kraftfahrers täglich und stündlich für die Wartung, Instandsetzung und Betreuung der Fahrzeuge tätig sind.

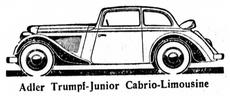
Eine Ausstellung, die, wie die kommende, das Gesamtgebiet des Kraftfahrwesens umfassen



Adler Trumpf-Junior Sportwagen

wird, muß deshalb in einer Sonderschau auch das deutsche Kraftfahrzeughandwerk berücksichtigen. Diese soll jedem Berufskameraden zeigen, wie er unter Zuhilfenahme der modernsten Werkzeuge, Apparate und Maschinen seine Werkstatttarbeit und seinen Dienst am kraftfahrenden Volk auszuüben hat. Es wird weiter gezeigt werden, wie das Büro eines Kraftfahrzeughandwerkers aussehen soll, wie Komplizitertheiten zu vermeiden sind und statt dessen einfache und klare Arbeitsmethoden die Gewähr für eine ordnungsgemäße und zuverlässige Kalkulation, Buchführung und die übrige unentbehrliche kaufmännische Tätigkeit bieten.

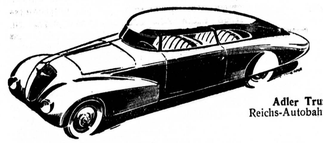
Die Schau wird weiterhin ein Musterbeispiel der Sauberkeit einer Kraftfahrzeugwerkstatt sein. Denn auch bei uns erwartet und bevorzugt der Kraftfahrer saubere und helle Werkstätten. Vorbildliche Meister- und Gesellenstücke werden von dem Können und den Leistungen unserer Nachwuchsgeneration zeigen. Eine besondere Kraftfahrzeug-Instandsetzungswerkstatt mit in Betrieb befindlichen Maschinen, eine Kundendienststation mit Tankanlage, Ab-



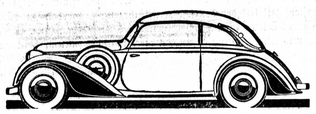
Adler Trumpf-Junior Cabrio-Limousine

schmierdienst und sonstigen Vorrichtungen, und als — besonderer Anziehungspunkt — eine ebenfalls vollständig eingerichtete Pannenschule vervollständigen diese jeden Kraftfahrer interessierende Schau.

Mit dieser beweist das Kraftfahrzeughandwerk, daß es seine Aufgabe nicht nur in der Instandsetzung selbst, sondern auch in der vorbeugenden Instandsetzung sieht. Den Abschluß dieser Schau wird eine Ausstellung von etwa hundert Zeichnungen, die die besten Leistungen der Berufsschüler des Kraftfahrzeughandwerks darstellen, bilden.



Adler Trumpf
Reichs-Autobahn-Wagen



Adler Diplomat Cabriolet

Was bringt Opel Neues?

100 293 Personen-, Liefer- und Lastwagen hat die Adam Opel A.-G. im Jahre 1935 gebaut und 91 453 davon auf dem deutschen Markt abgesetzt. Mit dieser Produktionsziffer ist sie die größte Automobilfabrik des europäischen Kontinents geworden.

Es kann nicht Aufgabe eines Werkes sein, das wie ausschließlich Opel ausschließlich auf Groß-Serien-Fabrikation abgestellt ist, den Markt Jahr um Jahr mit grundlegenden Neuerungen, mit neuen Modellen zu überraschen. Nur jahrelang erprobte, in großen Serien hergestellte Fahrzeuge sind es, die einer großzügigen Motorisierung Deutschlands am besten dienen können. Nur die konsequente Beibehaltung bestimmter Grundtypen, die es nicht notwendig machen, die fabrikatorischen Einrichtungen in kurzen Zeitabständen von Grund aus zu ändern, wie das bei ständigem Typenwechsel notwendig ist, ermöglicht eine hohe Qualität der Produktion, große Auflageziffern und damit eine Preisgestaltung, die breiteste Schichten des Volkes in die Lage versetzt, den Wunschtraum „Automobil" sich zu verwirklichen.

Daß diese Politik die richtige ist, beweist der ungeheure Absatzerfolg in den letzten Jahren. Anfang 1934 brachte Opel die Synchronfederung heraus, und seitdem sind von den nach diesem Prinzip gebauten Typen in knapp zwei Jahren nicht weniger als rund 87 000 Wagen gebaut worden, darunter von dem anläßlich der vorjährigen Automobilausstellung erstmalig gezeigten „Typ Olympia" allein etwa 24 500.

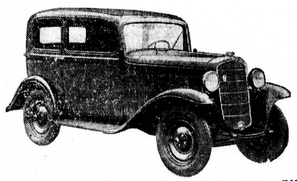
Der Typ „P 4" und sein Vorgänger, der 1,2-Liter, hat bis heute (Mitte Februar) eine Auflageziffer von rund 128 800 Stück erlebt. Vom Typ „P 4" allein, der am 15. November des vergangenen Jahres herausgebracht worden ist, sind bis heute — in drei Monaten — rund 15 000 Wagen gebaut worden.

3 4 0 Wagen haben im Jahre 1935 durchschnittlich pro Arbeitstag das Werk verlassen, die höchste Tagesproduktion belief sich auf etwa 500 Wagen.

Aus diesen noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehaltenen Absatzzahlen erwächst der Adam Opel A.-G. die verantwortungsvolle Aufgabe, für eine gewisse Stetigkeit ihrer Produktion und damit etwa der Hälfte des deutschen Automobilmarktes zu sorgen.

Schrittweise und nicht sprunghaft bringt Opel Neues und nur dann, wenn jahrelange Vorversuche die Gewähr für einwandfreien Betrieb in der Hand des Laien gegeben haben. Neuerungen wie „Typ Olympia" und „P 4" liegen auf der Linie dieser gekundten Entwicklung.

Das „Opel-Programm 1936" wurde bereits Mitte November vorigen Jahres aufgestellt, rund 30 000 Stück der 1936er Modelle sind in-



Neuer Typ: „Opel P 4" mit 1,1-Liter-Motor für 1050 RM

zwischen bereits geliefert worden. Alle Erfahrungen der Fabrikation, des praktischen Fahrbetriebes und die aus der Teilnahme am Geländesport gewonnenen Erkenntnisse sind bei den diesjährigen Opel-Typen verwertet und als Verbesserungen an dem Fahrgestell, der Karosserie und der Ausstattung in die Tat umgesetzt worden.

In Erweiterung des Typenprogrammes wurde ein besonders für Geländefahrten geeigneter zweisitziger Geländewagen in das Fabrikationsprogramm neu aufgenommen: ein 2-Liter-6-Zylinder-Wagen mit verkürztem Radstand.

Korpsführer Hühnleins energische Zielsetzung beruchtete die Motorisierung durch Breitenarbeit. Denken wir nur an den Geländesport, der noch vor wenigen Jahren eine Spezialität einiger Fabrikfahrer und kraftfahrender Heeresangehöriger war. Heute nimmt bereits die Geländesportmaschine im Absatz der Motorradfahriken eine besondere Stelle ein. Auch der Sportwagen rückt immer näher in den Vordergrund. Anderseits haben die

Dieser Mann hat unsere Motorisierung in Gang gesetzt!
Der Führer befährt in seinem Wagen eine von ihm geschaffene Reichsautobahn (WV-Archiv)

Die Jahresbilanz der Automobil-Industrie: 180 117 Neuzulassungen

Als 1933 unser Führer Adolf Hitler die Parole ausgab: „Wir müssen motorisieren" da wußte er genau, daß die Kraftfahrzeugindustrie eine Schlüsselstellung zur Arbeitsbeschaffung wurde. Damit allein war es aber nicht getan! Es kam die Steuerfreiheit, die durch ihre Einsparungen an festen Unkosten und vor allem wegen ihrer psychologischen Wirkung einen großen Auftrieb brachte. Der Ausbau des Straßennetzes, die Autobahnen, die Reichs-Straßenverkehrsordnung und die positive Stellungnahme aller Behörden zur Motorisierungsfrage taten das ihre. Auch der Kraftfahrsport durch gelungenen Rekordversuche der Adlerwerke die Wege aufgezeigt, die der autobahnfähige, wirtschaftliche Kleinwagen die nächsten Jahre nehmen muß.

Unsere Weltrekorde auf BWM, Auto-Union und Mercedes-Benz sowie die großen Siege in den führenden internationalen Rennen und Wettbewerben waren Schrittmacher für den Export, der 1933 rund 45 Mill. Mark betrug.

So nüchtern sonst Statistiken sind, Umsatzzahlen sind Beweise aus der Praxis. Wer hätte es gedacht oder zu behaupten sich erkühnt, daß wir schon in drei Jahren nationalsozialistischer Regierung den Personenwagenumsatz verdierfachen würden? 1933 wurden 180 117 Wagen zugelassen!

Die nachfolgende Tabelle beweist nicht nur den rapiden Aufstieg der einzelnen Monate der letzten vier Jahre, sondern zeigt, wie die einzelnen Jahrgänge einen ausgesprochenen Saisoncharakter haben. Mai, Juni, Juli sind zwar durchweg die besten Monate, zwischen dem schlechtesten und dem besten Monat von 1932 liegt aber eine Spanne von 1:4. 1935 dagegen nur 1:2. Während der Dezember noch 1932 an drittletzter Stelle lag, finden wir den diesjährigen Umsatz dieses Monates an drittbester Stelle, außerdem weisen die acht günstigsten Monate nur knapp 20 Prozent Differenz voneinander auf. Wie wichtig dieser gleichmäßige Absatz für die dauernde Beschäftigung der Arbeiter ist, wird jedem ja ohne weiteres einleuchten. Trotzdem diese Fabriken ihren Arbeiterstand in Jahresfrist beinahe verdoppelt haben, wird beinahe in fast allen Betrieben auch jetzt noch mit voller Belegschaft gearbeitet.

Personenwagen-Gesamtumsatz

Jahr	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli
1935:	9 436	11 599	15 816	16 669	18 201	17 401	19 240
1934:	5 158	4 386	8 472	12 065	14 233	15 936	14 548
1933:	2 112	2 106	4 886	7 374	9 464	9 569	9 657
1932:	1 441	2 056	3 147	3 855	4 880	4 904	4 716

Jahr	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Gesamtumsatz
1935:	16 082	14 123	12 872	11 208	17 470	180 117
1934:	14 892	12 249	10 911	9 297	9 309	130 218
1933:	9 092	8 226	8 155	5 836	5 531	82 042
1932:	3 786	3 566	3 422	2 937	2 408	41 114

Opel führt mit großem Vorsprung und ist am Gesamtumsatz allein mit 43 Prozent beteiligt. An zweiter Stelle steht mit etwa der Hälfte die Auto-Union. Die nächsten Plätze nehmen Adler und Mercedes-Benz ein. Allerdings muß hierbei erwähnt werden, daß die Bedeutung einer Automobilfabrik nicht allein aus Umsatzzahlen zu ersehen ist, da der verhältnismäßige Anteil bei den großen Preisunterschieden ein ganz anderer ist.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die beiden niederen Klassen von 1 und 1,5 Liter den Hauptteil des Umsatzes tragen:

bis 1,5 Liter = 131 112
über 1,5 Liter = 49 005

An sich ist das verständlich, da bei uns in Deutschland die Personenwagen fast durchweg zu Gebrauchszwecken gekauft werden. Daß hierbei Anschaffungs und Unterhaltungskosten eine ausschlaggebende Rolle spielen, ist klar. Eine weitere Feststellung ist noch die Abwanderung von den schweren Repräsentationswagen zur 2-Liter-Type, die heute durch Straßenlage, Komfort, Beschleunigung auch den verwöhntesten Fahrer befriedigen.

Ein Rekordjahr liegt hinter uns, alle interessierten Stellen bemühen sich durch planmäßige Zusammenarbeit, auch dem Jahre 1936 wieder zu einem vollen Erfolge zu verhelfen. Das „wie" wird die Autoschau am 15. Februar zeigen.

Adolf Meurer.

Deutsche Höchstleistungen im Amsterdamer Autosalon
Minister Gelissen ✕ (Niederlande) besichtigt den Mercedes-Benz-Stand (M.-B.-Maternadienst)

Ein Hauptschwein

Erzählung von Hermann Löns

Im Helmetale war der Teufel los. Die Frühkartoffeln waren ausgewühlt, die Erbsenfelder zertrampelt, die Saatkämpe umgebrochen, die Haferfelder mit Wechseln durchzogen.

Von irgendwoher war ein Hauptschwein zugewechselt; überall spürte es sich. Im Helmetal gab es keine Sauen; also war es sein Wunder, daß die Aufregung groß war. Alles, was auf die Jagd ging, sah auf den Keiler an, aber alle Mühe war vergebens.

So dumm war der Bosse nicht, daß er immer in derselben Ecke blieb. Er kannte die Welt; er hatte seine Erfahrungen hinter sich, sogar mehr, als ihm lieb war. Ein Dutzend Jahre war er alt, hatte manche Kugel pfeifen, Schrote genug klappern hören und auch sonst allerlei durchgemacht.

Keine drei Wochen war er alt gewesen, da hatte ihn die Fuchsbetze beim Mickel gehabt, und hätte er nicht so hellaut geklagt und wäre die Bache nicht ganz in der Nähe gewesen, so war es damals aus mit ihm; aber seine Mutter rannte die Füchsin über den Haufen und richtete sie so zu, daß sie mit knapper Not ihr Leben barg.

An dem Tage, da er seinen letzten Milchzahn verlor und zum ersten Male nach Würmern und Wurzeln brach und vor Eifer zu weit hinter seiner Mutter zurückblieb, hatten ihn zwei Hunde halbtot gehetzt, und er wäre verloren gewesen, wenn die Bache nicht noch im letzten Augenblicke herbeipolterte und die Köter beiseite brachte.

In seinem ersten Winter war er dreimal eingefreit gewesen, hatte mehr als eine Kugel pfeifen hören, und das eine Mal hatten ihm die Paläster ganz gehörig die linke Keule gesämmt.

Hinterher hatte er noch mehr erlebt. Daß er den rechten Hinterlauf schonte, kam daher, weil ihn dort eine Kugel gefaßt hatte; viel hätte nicht gefehlt, so wäre es damals mit ihm zu Ende gewesen, denn drei Hunde hatten ihn gestellt. Er stritt sie aber tapfer ab, schlug den einen zuschanden und rettete seine Schwarte.

Die sah bunt genug aus; das rechte Schild war mit Röllern gespickt, die ein Bauer ihm da hineingepfeffert hatte, als er ihm die Erbsfeld umpflügte. Die linke war halb kahl, denn die hatte ihm ein Streifschuß zerfetzt. Die langen Federn auf dem Rücken zeigten eine breite Lücke, denn dort hatte ihn eine Kugel gefaßt; das hatte scheußlich weh getan, und er war erst wieder zur Besinnung gekommen, als ein Hund ihn hinten und einer vorne zerrte; beide blieben mit aufgeschlagenen Rippen am Platze.

Auch sein wehrhaft Gewaff hatte Schaden genommen; ein Schuß in das Gebräch hatte den rechten Hauerer der Schneide beraubt und einen Stumpf daraus gemacht. Und der Pirsel, sogar der hatte daran glauben müssen; er hatte einen Knick in der Mitte von einem Postenschuß.

Der eine Seher war blind; ein Hagelkorn hatte ihn durchschlagen, und beide Gehöre waren aufgeschlitzt von Hundegähnen. Außerdem wies die Schwarte überall Schmisse auf, die er sich bei den Kämpfen in der Rauschzeit geholt hatte. Kurzum: er hatte allerlei erlebt, kannte die Welt und benahm sich dementsprechend.

Darum ließ er es Nacht werden, ehe er die Dickung verließ, und er trat bei aus, wo er den Wind gegen sich hatte, und auch dann erst, als er eine Viertelstunde geschleicht hatte. Dann aber legte er sich auch keinen Zwang auf und vergnügte sich damit, die morschen Fichtenstümpfe auf dem verwachsenen Kahlschlage kurz und klein zu brechen, denn sie saßen voll von Käfern, Puppen, Larven und Schnecken.

Darauf jagte er eine Fasanenhenne von ihrem Gelege, fraß die Eier sämtlich auf, ließ eine Maus Mäusefrett und einen Langohren hinterdrein wandern, vergaß auch nicht, das Hafer-lick um und um zu pflügen, denn es sah voll von Engerlingen, nahm mit, was er an Fröschen, Blindschleichen und Vogelbrut antraf, scheuerte sich lange und ausgiebig an einer harzigen Fichte, machte aus einem Kartoffelfeld einen Sturzacker, verbuzte einen Maulkorb gänzlich und schlief um die Zeit, als der Bauer und der Förster an der Stätte seiner Untaten standen und den Born Gottes auf ihn verdoppinsichtn, eine halbe Meile weiter in einem verwachsenen Erdfalle, der im tiefsten Forste lag.

Selbstverständlich wurde die Fichtendickung, in die er sich den Tag vorher versteckt hatte, getrieben, weil seine Fährte hinein- und herausstand, aber natürlich bekam man ihn nicht, weil er eben nicht mehr da war.

So trieb er es den ganzen Sommer über; bald war er hier, bald war er dort, aber nie da, wo man ihn suchte. Hunden und Menschen gab es, wo er erschien; hier waren die Frühkartoffeln ausgewühlt, dort die Mohrrüben vernichtet, da die jungen Erbsen zuschanden getrampelt, und im Getreide waren Gänge über Gänge. Aber man sah immer nur, daß er dagewesen war; wo er war, das wußte man nicht.

Einige Leute behaupteten, es wäre gar kein wildes Schwein, sondern eine Art von bösem Geist oder Gespenst, denn alle Jäger weit und breit dachten an nichts anderes, als an den Keiler und saßen die ganzen Nächte auf ihn an.

Zu Blick bekommen hatte ihn aber nur einer, und der bekielt das für sich; denn als er in seinem Loche vor dem Felde saß, hatte der Bosse, wie aus der Erde gewachsen, plötzlich dicht vor ihm gestanden und so schrecklich ausgesehen, daß dem Manne das Herz bis in den Flintenlauf hineinschlug und er den Keiler besser, sich zu empfehlen. Zuvor aber schubbelte er sich noch so lange an der Eiche, auf der der Verwalter saß und sich bald den Hals abdrehte, bis daß er glücklich die Leiter umwarf und erschrocken abtrollte.

Der Herbst ging und der Winter kam; der Keiler war noch immer da, aber er schärfte die Abwechslung zu sehr und so kam er nicht zu Schusse. War er gestern im Buchenathole gewesen und hatte sich an den süßen Buckedern gütlich getan, heute war er ganz gewiß nicht da, sondern eine halbe Meile weiter, wenn nicht eine ganze; denn die Nächte waren lang.

Unverschämt, wie er war, kam es ihm gar nicht darauf an, eingemietete Kartoffeln oder Rüben auszuwühlen oder in den Pflanzgärten Unkrug anzustiften, und einmal, als er spät abends quer über die Landstraße schoß, warf er den Briefträger um, der ohne Licht dahergeradelt kam; an dem Rade waren drei Speichen und an dem Briefträger drei Rippen aus der Reihe gekommen.

Das schlimmste war, keiner wollte glauben, daß der böse Keiler das gemacht hätte, sondern alle sagten, es würde wohl das gute Bier gewesen sein. Aber es war wirklich der Keiler gewesen, und ihm hatte der Vorfall ebensowenig gepaßt, wie dem Briefträger und der Postbehörde, die, bis der Briefträger wieder auf dem Bett war, was drei Wochen dauerte, Vertretung stellen mußte.

Schließlich hieß es: „Wenn wir nur erst Spurschnee haben!" Der ließ aber bis Mitte Dezember auf sich warten, und dann war es wieder verkehrt; denn nun schneite es in einem Ende und schneite die Fährten, die der Keiler machte, alle wieder zu, und dann gab es Tauwetter und Plattfrost, und es war nichts zu wollen.

So wurde es Ende Januar, bis daß der Bosse bestätigt wurde. Boten liefen und ritten, Pferdespreden angelten. Butterbrote wurden gestrichen, Schnapsflaschen gefüllt, und um zehn Uhr hielten acht Wagen bei der Oberförsterei.

Der Forstmeister hielt in Anbetracht der Schwere des Falles eine Rede, teilte mit, daß Fehlschuß mit einem Taler zugunsten der Hinterbliebenen im Dienste erschossener Forstleute belohnt werde, empfahl Vorsicht, denn angeschwiste Sauen wären von großer Rücksichtslosigkeit und kümmerten sich den Teufel weder um das Strafgesetzbuch noch um die Haftpflicht, wären außerdem nervös und hitten am liebsten ihre Ruhe, weswegen man sich völlig lautlos, womöglich noch leiser, zu seinem Stande zu verfügen habe, auch sei Niesen und Husten bis zum Abblasen zu verschieben.

Es war ein bitzschöner Tag. Der Himmel war hoch und die Luft war still, die Fichten hatten Schneemützen auf und die Jungbuchen weiße Hemden an, die Krähen stachen sich in der Luft und die Meisen pieksten in den Zweigen. Es dauerte eine Stunde, bis daß die Schützen angestellt waren, und mancher von ihnen fand, daß eine Saujagd auf die Dauer ein fußfaltes Vergnügen wäre. Aber dann wurde angeblasen und warm lief es ihnen zwischen Hemd und Haut über den Rücken.

Erst kam eine halbe Stunde gar nichts, dann dem einen ein Fuchs und dem anderen ein Hase, aber darauf zu schießen war bei Todesstrafe, ja sogar bei zehn Mark Geldstrafe verboten, und dann kam eine ganze Weile wieder nichts, und dann ein Treiber und noch einer.

Schon seufzten die gestitteten Jäger, und die ungestitteten murrten dumpf, da gab ein Hund Laut, und noch einer, und der dritte, und es war ein Lärm, wie auf einer internationalen Hundeausstellung, und dann pfiff ein Hund in den höchsten Tönen; die anderen aber gaben Standlaut.

Und dann fiel ein Schuß, und dann schrie jemand: „Giftel Hilfte!" und die einen fahen sich nach anständigen Bäumen um und fanden es rücksichtslos, daß ringsumher nur junge Bestände waren, die höchstens eine Sicktake, aber keinen ausgewachsenen Mann tragen konnten, andere aber rannten, so schnell sie ihre langen Stiefeln tragen wollten, dahin, wo der Lärm war, und da sahen sie ein Bild, schrecklich schön und doch zum Lachen.

Da war nämlich ein Heringsfalat von einem Keiler, sechs Hunden und vier menschlichen Gliedmaßen, von denen zwei in langen Stiefeln steckten und ganz erbärmlich zuckten, während ihr Besitzer andauernd um Hilfe schrie und mit dem Büchsenkolben bald den Keiler, bald die Hunde abwehrte.

Es war ein solches Gekrabbel und Durcheinander, daß keiner wußte, was ist nun Schütze, was Sau, was Hund, und so mochte niemand dem Keiler den Fangschuß geben, noch ihm mit der kalten Waffe auf die Schwarte rücken.

Da sprang der jüngste Schütz, ein dünner Forstlehrling mit einem Milchgesicht und noch ganz glatt unter der Nase, mit drei Sprüngen hinzu, setzte sich rittlings auf den Keiler, faßte ihn am Gehör, zog vom Leder, und ehe die ausgewachsenen Männer noch recht wußten, wie es zugegangen war, stand er neben dem Keiler, steckte die rottriefende Wehr in die Scheide, trat die Hunde ab und riß den verunglückten Schützen unter der Sau fort.

Nun schrie alles „Bravo!" und dann sah man sich den Mann an, der fünf Minuten lang unter der Sau gelegen hatte. Er sah böse aus, denn die Hunde hatten ihm in ihrer Wut die Hosen in ganz erheblichem Maßstabe geflickt und ihm andauernd in Gesicht herumgestanden. Das war aber auch alles; die Knochen hatte er noch alle zusammen und einen Fleischschmitz auch nicht abbekommen.

Man gab ihm einen Schnaps und nun sollte er erzählen. Ja, was war da zu erzählen? Er hatte gehört, wie dicke vor ihm die Hunde den Keiler verbellten, hatte sich herangepirscht und geschossen. Von da ab erinnerte er sich der Reihenfolge der Tatsachen nicht mehr ganz genau. Er wußte nur, daß er auf einmal unter dem Keiler und zwischen einer unglaublichen Masse von Hundebeinen lag, daß ihm bald der Schnee, bald der Geifer der Sau in Mund und Augen floß, und dann wäre es ihm heiß und naß übers Gesicht gelaufen und dann hätte er nichts mehr sehen können.

Er möchte bloß wissen, wo seine goldene Uhr und seine silberne Zigarettendose seien, und ob drei Büchsenmacher wohl wieder seine funkelnagelneue Doppelbüchse, Wert vierhundert Mark, halbwegs gesund bekämen. Aber schließlich: die Hauptsache sei doch, daß er Jagdkönig sei. Es sei die erste Sau, die er geschossen habe. Daraufhin trank er noch einen Schnaps.

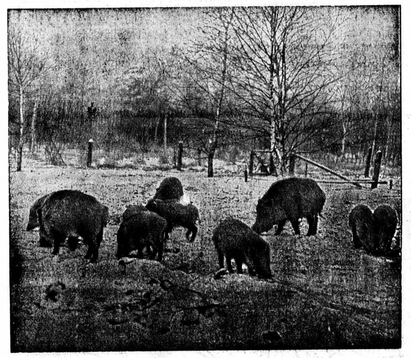
Der Keiler wurde auf die Brandrute gezogen und dann suchte man den Anschuß. Es war keiner da. Rundumher Hohngelächter der Hölle; das Gesicht des glücklichen Schützen wurde noch einmal so lang, das des Forstlehrlings nahm eine vollmondartige Form an. Man drehte die Sau um und um, besah sie von vorn und hinten, es war und war kein Anschuß zu finden. Der Schütze mußte zeigen, wo er gestanden und wohin er geschossen hatte, und da fand man den Anschuß; eine Zungfichte war mitten durchgeschossen. Neues Hohngelächter!

Drei Mark für den Verein Waldheil fällig wegen Fehlschusses! Drittes Hohngelächter!

„Malhör über Malhör!" sprach der Forstmeister, brach einen Bruch, zog ihn durch den roten Schweiß und reichte ihn auf seinem Hute dem Forstlehrling. „Sau tot!" blies das Horn. Heim ging es. Fast alle ließen die Köpfe etwas hängen. Und leise sprach der Forstmeister: „Pech ist Pech! Das größte Pech hat der Bengel da! Fängt ein gesundes Hauptschwein mit der kalten Masse ab. Wenn der nicht Grögenwahn kriegt, weiß ich es nicht!"

Am anderen Tage kam der Trichinenbeschauer, machte seine Proben und sprach mit strahlendem Gesichte: „Trichinen hat er noch!"

„Auch das noch!" sprach der Forstmeister und krank einen Schnaps.



Fütterung im verschneiten Winterwald

Futterplatz der Wildschweine in der Wuhlheide bei Berlin

(Presse-Bild-Zentrale, K.)

Mit Genehmigung des Verlages Adolf Sponholz, Hannover, der reich illustrierten Ausgabe von Löns „Mümmelmann" entnommen.

Von der grünen Woche

Auf unserem Bild sieht man das Abwiegen eines Geweihes, das auf der Jagdausstellung der „Grünen Woche" gezeigt wurde. (Scherl Bd. K.)

Die drei Ohrfeigen

Vor der Schule hält ein Wagen mit einem Esel bespannt. Der Besitzer hat sich entfernt und da gerade Schulpause ist, vergnügen sich die Kinder damit, den Esel zu necken.

Ein kleiner Sextaner steht als Zuschauer dabei und freut sich. Plötzlich kehrt der Besitzer des Esels zurück. Die anderen Kinder ergreifen die Flucht, nur der Sextaner, im Gefühl seiner Unschuld, bleibt ruhig stehen. Da geht der Mann auf ihn zu und versetzt ihm eine tüchtige Ohrfeige.

Heulend läuft der Junge in die Schule hinein. In der Eile rennt er einen Lehrer um. Der ihm — schwapp! — eine zweite Ohrfeige verabfolgt.

In seiner Bedrängnis rennt der Junge zum zum Rektor, der nach der Ursache seiner Tränen fragt.

„Ach, Herr Rektor! Herr Hauptlehrer Schulze hat mir einen Esel Ohrfeige gegeben — und ich habe doch den Esel gar nicht gestohlen!"

Schwapp — hat er die dritte Ohrfeige weg!

Strafe muß sein!

„Was, du kennst den Kerl, der die deinen Mantel gestohlen hat?"

„Freilich kenne ich ihn!"

„Na, und herum drückst du ihm nicht mit einer Anzeige?"

„Kommt noch, kommt noch! Aber erst, wenn er ihn hat reparieren lassen!"

Ein gewisser Vogel

„Unsere Hausmeisterin ist von einer so hellsichtigen Intelligenz, daß sie manches Mal über ihren eigenen Horizont klotzert. Fragt sie gestern einer: „Sagen Sie mal, wohnt in diesem Hause nicht ein gewisser Vogel?"

„Vogel? — Na, gewiß, im dritten Stock links wohnt ein gewisser Vogel und heißt Stieglitz."

Die Eroberung

Ein Fräulein, nicht mehr jung an Jahren, aber dennoch durch ihre manchmal etwas spitze Zunge, sagt eines Tages bei einer Gesellschaft zu ihrem Tischherrn: „Herr Hauptmann. Sie dienen nun schon so lange, aber man hat noch niemals etwas von einer besonderen Tat von Ihnen gehört!"

„Ja, gnädiges Fräulein", erwidert der Offizier, „wie Sie wohl wissen, kann man alt werden, ohne eine einzige Eroberung gemacht zu haben!"

Eine gute Partie

Ein talentierter Sänger, dessen Frau eine schlechte Schauspielerin ist, kommt zum Intendanten und klagt, daß man „Madame" die Rolle der Lady Milford verweigert hat. „Das ist doch die beste Partie meiner Frau, Herr Intendant!"

„Sie irren, mein Lieber", entgegnete dieser sarkastisch, „Ihre Gattin hat nur eine gute Partie aufzuweisen, und das sind Sie!"

Quälgeist

„Mari, warum . . ."

„Kruzitürken, Junge, jetzt hörst du endlich auf mit deiner nichtswürdigen Fragerei! Es war einmal ein Junge, der hat so viel gefragt, daß er zur Strafe selber ein Fragezeichen werden mußte."

„Mari, wie hat der Junge denn dann den Punkt unter sich immer festhalten können?"

Der Knicker

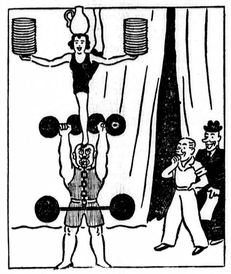
„Ja, lieber Mann, Sie haben mir das Leben gerettet und dafür möchte ich Ihnen gern zehn Mark geben. Ich habe aber nur einen Zwanzigmarkschein bei mir."

„Na, das wäre ja nicht so schlimm, springen Sie doch noch mal ins Wasser, dann verdiene ich mir die anderen zehn Mark auch noch."

Das ist es ja eben

Ein Bühnentischler kam zum Direktor und bat um Gehaltsaufbesserung, worauf der Direktor ein erstaunes Gesicht machte; er verstände nicht, weswegen der Mann denn eine Aufbesserung haben wolle; er habe doch jetzt weniger denn sonst zu tun und lediglich da zu sein, um im Notfall schnell reparieren zu können." Dabei sähe er dann jeden Abend noch das Stück.

Im richtigen Augenblick



„Ich glaube, jetzt ist nicht der richtige Augenblick, ihm zu sagen, daß er das Große Los gewonnen hat!"

„Fräulein Lotte, ich kniee vor Ihnen im Staube!" — „Staub — was fällt Ihnen ein, ich habe heute früh aufgewischt!"

„Wenn ich nicht wäre, Otto! Hier bringe ich dir die Patronen, die du auf dem Nachttisch liegen gelassen hast!"

„Achtung! Achtung! Herr Egon Müllerlake, der sich zur Zeit in Afrika befindet, hat eine Erbschaft von 20 Millionen gemacht!"

„Ich weiß ja, daß ich noch nicht dran bin; aber jetzt werde ich die verflixte Fliege kriegen!"

Hase bleibt Hase

„Heidbauer — Ihr seid beschuldigt, auf Eurem Felde einen Hasen tot geschlagen zu haben — wie verhält sich das?"

„Nee, Herr Amtmann, das habe ich nicht getan."

„Na, das ist ja nicht so schlimm mit so einem Hasen — es wird halt wohl ein kleiner Hase gewesen sein — so wie eine Katze etwa?"

„Nee, Herr Amtmann, nee, ich bin unschuldig!"

„Oder noch kleiner — wie eine Ratte vielleicht?"

„Nee, nee, Herr Amtmann — ich weiß von nichts!"

„Du lieber Himmel! Was liegt schon an so einem kleinen Tier! War der Hase vielleicht so groß wie ein Mäuschen? Wie ein ganz ganz kleines Mäuschen?"

„Na ja, Herr Amtmann, so groß war er — aber größer bestimmt nicht."

„So! Dann kostet das zehn Mark Strafe — Hase bleibt Hase!"

Herr Schulze ganz klein

„Na, Herr Schulze, Sie haben, scheint es, eingekauft?"

„Ja, einen Hausanzug."

„Einen Hausanzug? Na, hören Sie, Schulze, in solch einem kleinen Paket?"

„Ach ja, Sie glauben gar nicht, wie klein ich zu Hause bin!"

Feiner Trinkspruch

Herr (in einer Abendgesellschaft): „Die Frauen vereinfachen unseren Schmerz, verdoppeln unsere Freuden und verdreifachen unsere Ausgaben. Doch sollen sie leben!"

(London Opinion.)

Erlöst

Buchhalter (zum Prinzipal): „Dürfte ich für heute nachmittag um Urlaub bitten? Meine Frau möchte, daß ich sie in den Ausverkauf begleiten soll." — „Die Frage hätten Sie sich sparen können. Dafür gebe ich keinen Urlaub." — Buchhalter (aufatmend, bei Seite): „Gott sei Dank, da brauche ich nicht mitzulaufen."

(Kindwerk.)

Begründete Furcht

Meisterin (zum Lehrbub): „Warum ißt du denn nicht das Fleisch?" — „Weil's noch zu heiß ist." — „So blas doch drauf!" — „Das getrau ich mich nicht. Es fliegt am End da von."

(Mikerikl.)

Nur keine Ueberstürzung

„Ich hörte Sie soeben das Wort ‚Esel' gebrauchen, mein Herr; meinten Sie mich damit?"

„Nein, mein Herr, durchaus nicht. Sie glauben doch nicht, daß Sie der einzige Esel auf der Welt sind?"

Dem ist schon abgeholfen

Fritzchen kam reichlich mitgenommen heim, nachdem er sich mit dem neuen Nachbarsjungen zur ersten Begrüßung erst mal energisch herumgewirbelt hatte. Die Mama ist nicht sehr begeistert von dem Zustand, in dem der Sprößling wieder erscheint, und meint: „Ich schäme mich wirklich, so einen Raufbold von Benjamin zu haben. Und von dem neuen Jungen hätte ich das auch nicht erwartet; der hatte solch nettes Gesicht."

„Das hat er nicht mehr", meinte Fritzchen gedankenschwer.

Selbstversorger

In der Rechenstunde fragt der Lehrer die Kleinsten: „Deine Mutter holt für 40 Pfennig Mehl, 10 Pfennig Salz und 20 Pfennig Oel. Wieviel muß sie dann zahlen?"

„Nichts, Herr Lehrer!"

„Warum denn nicht?"

„Wir haben doch selbst ein Kolonialwarengeschäft!"

Gute Rolle

„Ich war gestern zur Eröffnung des neuen Theaters. Die Aufstiegist ist wundervoll!"

„So, welche Rolle spielte sie denn?"

„Ja, das ist es ja gerade", sagte der Tischler, „wenn ich das Stück nicht immer zu sehen brauchte, dann brauchte ich auch keine Aufbesserung."

Schachaufgabe

Nettcke

Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung: 7 Figuren. — Weiß (4 Figuren): König b1, Dame b7, Springer a5, a4. — Schwarz (3 Figuren): König b3, Bauer b4, b5.

Gleichklang von der Wasserkante.

Kehrt von großer Fahrt das Schiff zurück,
Grüßt die Bi des Schiffers trober Blick.
Aller Not in Sturm und dunkler Nacht
Hilfreich sie ein plötzlich Ende macht.

Schreck und Grausen jagt durch's Schiff sich fort,
Gellt der Ruf: „Ein Mann ist über Bord!",
Alle Hilf' ist oft vergeblich dann,
Zieht den Hi der arme Schwimmer an.

Wenn im Mi die B ans Ufer schäumt,
Auf dem si man gern die Stund' verträumt,
Dringend zieht es einen weit hinaus,
Kommen Schiffe, fahren Schiffe aus.

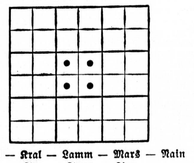
Kalt — kälter — am kältesten.

Benno Kuhle ist Schlittschuh gelaufen. Es ist draußen kalt, etwa 10 Grad, und nach einigen Stunden fühlt er das Bedürfnis, eine Tasse Kaffee zu trinken. Zur Stärkung mitgebracht hatte er sich schon eine mit Stroh umwickelte Flasche Kognak. Die Flasche möchte er nicht mit ins Lokal nehmen, deshalb legt er sie vor dem Lokal auf die Bank, dazu die eisernen Schlittschuhe und die wollenen Handschuhe. Nach einer Stunde kam Benno Kuhle aus dem Lokal. Er faßte an die Schlittschuhe, die strohumwickelte Kognakflasche und die Handschuhe. Welcher der drei Gegenstände war am kältesten?

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. weiblicher Vorname, 4. biblischer Name, 8. Teil des Wagens, 10. Stadt in Südtirol, 11. ehemaliger asiatischer Herrscher, 14. sagenhafter phrygischer König, 16. Spieß, 18. Teil des Rades, 20. asiatisches Hochland, 23. schweizerischer Staatsmann, 24. nordische Göttin, 25. Astrolog Wallenstein's, 26. asiatisches Reich, 27. weiblicher Vornahme, 28. weiblicher Vorname. — Von oben nach unten: 1. Fischart, 2. Stadt in Frankreich, 3. Stadt in Holland, 5. niederländischer Maler, 6. wie 10. waagerecht, 7. Weg, 9. kleines Bretterhaus, 12. afrikanisches Land, 13. altgriechische Stadt, 15. Barbier, 17. Stadt in Schlesien, 18. Teil des Gesichts, 19. Universitätsstadt, 21. Ackergrenze, 22. Hottentottenstamm.

Magisches Mosaik.



Gobi — Kral — Lamm — Mars — Nain
Text — Tour — Zion

Vorstehende Wörter sind derart in vorstehende Figur einzustellen — jedes Wort immer in eins der acht Quadrate —, daß die Außenreihen Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Altrömisches Gewand, 2. alte Bezeichnung für England und Schottland, 3. Wollgewebe, 4. eßbare Frucht.

Scharade.

Die eins such dir als Stadt im Schweizerland,
Die zwei und drei als Stadt am grünen Rhein,
Die eins und zwei und drei sind wohlbekannt
Als Mosestadt durch ihren guten Wein.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung

1.) f7—f8 Turm, Ke6—d6
2.) c7—c8 Turm, Kd6—e6.
3.) Tc8—c6 matt.

Einfügungsaufgabe:

(H)ehre, Ab(l)er, Schaf(s), St(r)ampf, Fall(e), Ba(d)er, Span(n), Pol(o), Heb(b)el, O(e)hr, K(l)appe. — Alfred Nobel.

Ein sechster Sinn?

Müller hatte nachts, als er merkte, daß sie nicht ging, die Uhr gleich aufgezogen. Als er morgens hörte, daß es halb acht sei, zeigte seine Uhr halb sechs. Sie ging also zwei Stunden nach und muß, als sie nachts aufgezogen wurde, die gleiche Spanne hinter der wahren Zeit zurückgeblieben sein. Als sie 2 Uhr anzeigte, war es demnach 4 Uhr

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1. Ebbe, 5. Esse, 8. Siegfried, 10. Teig, 11. Nase, 12. Erle. 13. Rin, 14. Rhöe, 17. Enak, 20. Kerl, 21. Bali, 22. Kniekehle, 23. Aben, 24. Nees. — Von oben nach unten: 1. Esse, 2. Bierabend, 3. Bell, 4. Gans, 5. Erna, 6. Lias, 7. Lesehalle, 8. Oden, 14. Affa, 15. Brie, 16. Elen, 17. Eber, 18. Rohe, 19. Kies.

Silbenrätsel:

1. Geiser, 2. Lappe, 3. Unband, 4. Ell, 5. Celle, 6. Koran, 7. Beirut, 8. Reisig, 9. Ibsen, — „Glück bringt Neider!"

Bilderrätsel.

Man ist beliebt, solang' man gibt.

Rätsel.

Er oder ich, Soderich.

Welt der Frau

Die Frau in der Wohlfahrtspflege

Warum ist Wohlfahrtsarbeit ein Frauenberuf?

Ein Beruf, in dem die Frau infolge ihrer Eigenart grundsätzlich anderes und oft auch mehr leistet als der Mann? Wohlfahrtspflege, soziale Arbeit ist im wesentlichen Erziehungsaufgabe, wer sie leisten soll, muß von seinem innersten Wesen aus herangehen, und das Wesensbestimmende der Frau ist ihre Mütterlichkeit. Sie wird in der sozialen Arbeit gebraucht, sie macht diese Arbeit zum Frauenberuf. Die Kräfte des Pflegens und Hütens, die alles schutzbedürftige Leben in Obhut nehmen wollen, die erziehenden Kräfte, die mitfühlenden und anteilnehmenden Kräfte, brauchen wir.

Diese letzteren können ohne Disziplin eine Quelle des Klatsches und der Intrige sein, aber sie sind es auch, die der Frau im sozialen Beruf die lebendigen Beziehungen zu den Menschen eröffnen, an denen sie arbeitet und sie durch ihre aus persönlichstem Verantwortungsgefühl geborene Anteilnahme erreichen läßt, was Männern unerreichbar scheint. Der soziale Beruf erfordert wie kein anderer auch ganz besondere Charaktereranlagung, unerschöpfliche Güte, Hingabe und Glaube an die menschliche Natur, vereint mit Festigkeit und unerbittlicher Konsequenz. Er verlangt den Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Soziale Arbeit ist Dienst am Volksganzen, er setzt sich aus vielen kleinen Einzelaufgaben zusammen, und gerade das Vielerlei darf die Volkspflegerin nicht zur planlosen Betriebsamkeit verleiten, sondern sie muß bei aller Einzelarbeit immer die große Linie sehen und nach dem wohldurchdachten Plan arbeiten, der dem einzelnen hilft als Glied des Ganzen und ihn dann einsetzt mit seinen Kräften für die Gemeinschaft. Die Frauenkräfte der Mütterlichkeit, die Charaktereranlagung, die Bereitschaft zum Dienst an der Gemeinschaft muß die Volkspflegerin mitbringen in ihre Arbeit. Ihre geistige und politische Schulung für diese Arbeit erhält sie in der Volkspflegeschule. So ausgerüstet mit den fraulichen Kräften des Gemütes und des Verstandes, des Wissens und des Könnens ist sie berufen, im neuen Deutschland wertvolle Aufbauarbeit als Volkserzieherin zu leisten.

Dr. Dibbelt

Das erste Kinderweh / Von Maria Hey

Mutter, wenn ich dich stricken seh,
Dann fällt es mir ein, mein Kinderweh.
Mein erstes bewußtes Kinderleiden.
Wir gingen in Wetter und Wind, wir beiden,
Du hieltest mich fest an der warmen Hand.
Da riß mich ein Weh, mir unbekannt,
Und trieb mir die Tränen über die Wangen,
Da sind wir beide denn heimgegangen.
Die Zähne schufen so bittere Pein.
Ich wühlte den Kopf in dein Kleid hinein.
Du strichest mir zart übers nasse Gesicht
Und hieltest mich warm und hieltest mich dicht
Und locktest heraus mir die bitteren Schmerzen
Und trugst sie wohl selbst in dem Mutterherzen.
Ich durfte den Kopf in den Schoß dir bücken,
Und deine Hände begannen zu stricken.
Wie Silber hört ich die Nadeln klingen,
Die Melodien begannen zu singen.
Sie sangen alles Leiden zur Ruh.
So waren wir glücklich, ich und du.
So denke ich, wenn ich dich stricken seh,
An mein erstes bitteres Kinderweh!

Der gute Ruf unserer Kinder

Jede Mutter freut sich, wenn ihr Kind beliebt und gern gesehen ist. Und zu allerletzt darf es die Mutter sein, die diesen guten Ruf ihres Kindes zerstört.

Alle Kinder haben ihre Unarten. Sie ihnen abzuerziehen, ist eine Aufgabe der Mutter. Das soll möglichst im Haus, unter ihrer Augen, geschehen. Die meisten Kinder nehmen sich dann draußen, vor Fremden, von selber zusammen, weil sie gerne einen guten Eindruck machen möchten. Im übrigen ist es gar nicht schwer, sich überall ordentlich zu betragen, wenn von Hause aus immer, auch für das eigene Haus gut erzogen wurde.

Vollkommen verkehrt ist es, über die Unarten seiner Kinder mit anderen mehr als nötig zu sprechen, gewisse Fehler besonders zu betonen. Dann bleibt oft mehr am guten Ruf unseres Kindes hängen, als uns lieb sein dürfte. Und das will keine Mutter. Sie will ihrem Kind, das auch schon seinen Lebenskampf hat, diesen Kampf nicht bewußt schwerer machen.

Warum klagen eigentlich Mütter manchmal so offensichtlich über Fehler ihrer Kinder? Zuerst einmal wollen sie sich aussprechen; das ist erleichternd, aber gut und richtig nur an bestimmten Stellen, wo es Zweck hat: mit erfahrenen Familienmitgliedern, Lehrer, einer wirklich erprobten Bekannten.

Bei manchen Frauen ist dies Aussprechen leider gedankenlos: irgendwas muß doch erzählt werden! Oder eine merkwürdige Form der Eitelkeit: die eigene Leistung, dieses Kind zu erziehen, soll ins rechte Licht gerückt werden. Oder wirkt das Kind gerade im Augenblick recht ungezogen, dann soll die Schuld eben nur das Kind treffen: es macht alles kaputt! Es lügt! Es ist so schrecklich unordentlich!

Die Mutter will nun Trost, Rat, vielleicht auch — Widerspruch hören. Auf jeden Fall wird ihr ins Gesicht hinein viel Trostvolles, Bedauerndes und Anerkennendes gesagt werden, weil sie es mit ihrem Kinde so schwer zu haben scheint. Aber hinter dem Rücken wird man diese Mutter als schwach und unfähig schildern. Und an ihrem Kind bleibt etwas hängen. Vielleicht lacht man es nicht zu einem Geburtstag: die eigene Mutter sagt doch es lügt! Davor muß man seine Kinder schützen.

Oder alle Spitzfachen werden dem Kind aus der Hand genommen: Deine Mutter hat gesagt, du machst alles kaputt! — So ein Kind ist zu bedauern. Vielleicht war seine Lüge eine Notlüge aus Furcht und Scham. Ein Wachwort unter vier Augen hätte das Uebel im Anfang unterdrückt. Gute Folgen wird es nicht haben, spürt das Kind nun, daß man ihm Mißtrauen entgegenbringt. Trotz wird geweckt und Hoffnungslosigkeit. Für ein Kind zwei schwerwiegende Belastungen.

Oder der Junge hat die Spielzeuglokomotive auseinandergenommen! Bestimmt ganz selten aus dem Zerstörungstrieb heraus. Jungen interessiert die Art der Bautechnik oft viel mehr als das Spiel selber. Mütter sollten darüber nicht so böse werden, daß sie glauben, andere warnen zu müssen.

Der gute Ruf unseres Kindes soll uns wertvoll sein. Sogar, wenn es Geld genommen hat, sollen wir es für uns behalten, nur im engsten Kreis, zwischen Vater, Mutter, Kind durchsprechen, wenn man als Mutter nicht ganz allein die Verantwortung tragen will. Manchmal hat das Kind gar nicht den vollen Begriff vom Eigentum. Es meint, im Laufe gehört allen alles. Wir sollen unser Kind ruhig belehren. Noch ist kein Unglück geschehen. Nicht wiederzugutmachen aber wäre es, wenn wir draußen klagten: Mein Kind hat gestohlen!

Dann ist der gute Ruf unseres Kindes erledigt. Nicht nur, daß darüber weitergeredet wird, daß andere Kinder ihrer Eigenart nach roh darüber reden. Das Schlimmste ist: Bei irgendwelchem ähnlichen Fall wird unser Kind verdächtigt werden. Hat doch die eigene Mutter gesagt, daß es stiehlt!

Es gibt sogar Kinder, die schon so schlau überlegen, auf Kosten dieses geschädigten Rufes selber Böses zu tun.

Bis ins spätere Leben kann ein Kind an der Klage seiner Mutter vor Fremden zu tragen haben. Hat es später Pech, gerät es unglücklicherweise in eine üble Angelegenheit hinein, gleich heißt es: Natürlich, er war ja immer ein Tunichtgut, die eigene Mutter . . .

Wollen wir das nicht unseren Kindern ersparen? Lieber zehn Sätze verschweigen, als einen reden?

F. B.

. . . und abends Gäste!

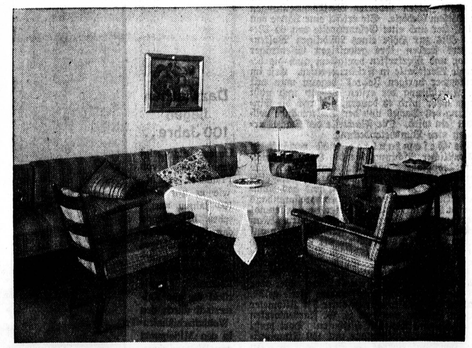
Die Sitte, geselliges Leben zu pflegen, soll in der Familie wurzeln. Die wirkliche Geselligkeit ist das zum Freundeskreis erweiterte Haus. Je weiter sich der gesellige Kreis von der Familie entfernt, um so bedeutungsloser wird er und um so sicherer kann man auf den Verfall der Familie schließen.

Die deutsche Geselligkeit nahm ihren ursprünglichen Ursprung von der altdeutschen Spinnstube der Bauernfrau. Dort saß die Mutter an den langen Winterabenden mit ihren Mägden spinnend. Die Kinder spielten, der Mann schaute zu, las auch wohl etwas vor. Dann kamen Freunde und Freundinnen des Hauses, spannen und plauderten, aßen und tranken auch mit, und der Familienkreis erweiterte sich zum geselligen Kreis. Je gesunder, fruchtbringender und fröhlicher Geselligkeit sein soll, um so mehr wird man zu diesem altväterlichen Urbild zurückkehren müssen.

Den Hauptanstoß zu der dann eintretenden Trennung von Familie und geselligem Kreis gab die Napoleonszeit. Mancherorts ist es noch heute Sitte, daß Männer und Frauen gesondert ihren Veranlagungen nachgehen. Von der alten Geselligkeit ist nicht viel mehr übrig geblieben. Wir haben wohl noch ein Eßzimmer, auch ein Damen- und ein Herrenzimmer, aber das Familienzimmer, das müssen wir uns erst wieder schaffen. Ansätze dazu sind vorhanden. Richtige Geselligkeit wird erst wieder blühen, wenn der Handwerker seine Zunftstube, der Bauer seine Spinnstube, der Bürger seine Wohnstube wiedergefunden hat.

Um echte Geselligkeit zu pflegen, könnte man zum Beispiel einen guten alten Brauch wieder aufleben lassen, den sogenannten „offenen Abend", ein vortrefflicher Brauch, der von Norddeutschland kommt, wo man der deutschen Sitte des Hauses noch vielfach eine Zufluchtsstätte bewahrt hat. Die Familie hält sich an einem bestimmten Abend in der Woche ein für allemal für die Freunde zu Hause. Wer gerade kommen will, mag kommen und einen „hungrigen", aber unterhaltenden Tee mittrinken. Er bildet das gerade Gegenteil zur unsinnigen Teilung in „Kaffeeschwestern" und „Schoppenstechern", hat vielmehr den Vorteil, daß hier Männer und Frauen zusammen sind. Bei dem „offenen Abend" wird eine Art Geselligkeit gepflegt, die ihren Schwerpunkt entschieden in der Familie hat, die völlig ungezwungen, ohne alle Steifheit ist, da sich zu diesen Abenden ja nur Freunde des Hauses zusammenfinden, die sich wirklich wohl fühlen in der Familie des Gastgebers. Zudem ist diese Art von Geselligkeit diejenige, die am meisten der alten Sitte entspricht. Es wäre zu begrüßen, wenn der „offene Abend" seine Runde durch ganz Deutschland machen würde, um wahrer Geselligkeit den Boden zu bereiten. Hier ist der Mensch bei aller Anregung dennoch fähig, sich zu sammeln, ein Gespräch zu führen statt eines Geschwätzes, wie in den früheren „Salons". Diese zersplitterte die Naturen. Der „Salonlöwe", seine Schöpfung, kann nur noch Gespräche anknüpfen, aber keines zu Ende führen. Er ist spruchreif, unfest, eine zerfetzte Natur. Setzen wir an seine Stelle den „offenen Abend" als Ausdruck wahrer herzerquickender Geselligkeit und als Zeichen der wiedergefundenen Familie.

Marie Therese Wieners



Wir schlagen vor: jeden Donnerstag einen „offenen Abend" nach dem Abendbrot. — In einem gemütlichen Zimmer, das die zwanglose Geselligkeit fördert. — Entwurf: Architekt Loeffler. (Deike M.)

DER NEUE MITTELPUNKT DES WELTLUFTVERKEHRS

Vom Bau

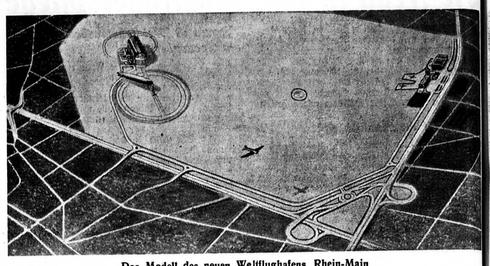
des Weltluftschiffhafens Rhein-Main bei Frankfurt

Fast genau zwei Jahre sind nunmehr vergangen, seit im Morgengrauen des 1. Januar 1934 Gauleiter Sprenger den ersten Axthieb führte, der den Auftakt bilden sollte zu einem neuen gewaltigen Friedenswerk im Deutschland Adolf Hitlers, zum Bau des Weltluftschiffhafens Rhein-Main. Am Schnittpunkt der Reichsautobahnen Mannheim—Kassel und Saarbrücken—Aschaffenburg, südwestlich der alten Kaiserstadt Frankfurt gelegen, ist dieser Platz nicht willkürlich gewählt worden. Nirgends in Deutschland liegen die Schlagadern des Verkehrs so dicht nebeneinander wie gerade an dieser Stelle. Hier lag bereits der alte Posthof des Fürsten von Thurn und Taxis, hier laufen und kreuzen sich die gewaltigen Adern der Reichsautobahn, und hier entsteht nun ein Zentrum des Weltluftverkehrs von Ausmaßen, wie man sie bisher noch nicht gekannt hat.

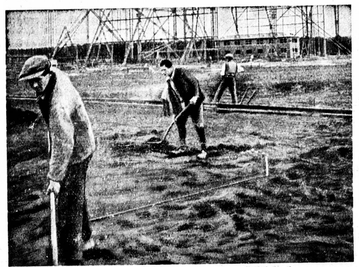
Ueberblickt man das heutige Baustadium, so ist man geradezu überrascht von dem, was in zwei Jahren geschaffen werden konnte. Da, wo sich heute die schier unendliche Ebene des Flughafens erstreckt, stand einst Baum an Baum, ein dichter Hochwald, der mit der Axt gerodet werden mußte. Stamm auf Stamm fiel. Donnernde Traktoren rissen sie mit dem Wurzelwerk aus dem Erdboden, und das Ergebnis war ein blankes Rollfeld von 196 Hektar Größe. An seinem Nordrand erhebt sich schon das 190 Meter lange Verwaltungsgebäude, das bereits sein Richtfest erlebt hat, zusammen mit seinem 20 Meter hohen, fünfstöckigen Turm, auf dem der Wetterfunk und der Nachrichtendienst untergebracht sein werden. Die gewaltige Flugzeughalle ist noch im Bau. 64 Meter lang und 31 Meter breit, wird sie 25 Flugzeugen Platz bieten können. Weiter entfernt von ihr ragt schon das Gerüste der neuen Luftschiffhalle empor, die das künftige Heim des „L. Z. 129" bilden wird. Ihre Montage erfolgt durch die bekannte Saarbrücker Spezialfirma „Seibert-Stahlbau", die bereits auf eine 35jährige Tradition im Luftschiffhallenbau zurückblicken kann. So stammen beispielsweise von ihr die bekannte Halle von Kasumigaura in Japan, wo einst „Graf Zeppelin" auf seiner Weltreise lag, und viele andere Hallen des In- und Auslandes. Nach ihrer Fertigstellung wird die Frankfurter Halle nur in ihrer Breite von der in Akron und Lakehurst übertroffen werden, wo zwei Luftschiffe nebeneinander liegen können. Alle anderen Zahlen bedeuten Welthöchstleistungen auf diesem Gebiete. Sie erhält eine Länge von 281 Meter und eine Gesamtbreite von 60 Meter. Bis zur Höhe eines 20stöckigen Wolkenkratzers streben ihre gewaltigen Eisenträger empor und übertreffen vor allem auch die bekannte Werfthalle in Friedrichshafen. Erst im September vorigen Jahres begann man mit der Aufrichtung der ersten Träger und nicht lange mehr wird es dauern, bis auch die Eindeckung des Daches und der Seitenwände vollendet sein wird. Die Flachteile des Daches erhalten eine Bimsbetondeckung.

Die Gesamtanlage selbst verläuft in südnördlicher Richtung, die die Hauptwindrichtung des Jahres darstellt. Hinter der Halle werden das Verwaltungsgebäude des Luftschiffhafens, ein Werkstättengebäude und das Kompressorenhaus errichtet. Das Kompressorenhaus ist eine Neueinrichtung, die hier zum erstenmal überhaupt in Gebrauch genommen wird. Man wollte hier im Gegensatz zu Friedrichshafen auf eigene Gasanstalt verzichten, die ja bekanntlich zur Füllung unserer heutigen Luftriesen nie groß genug sein kann. So benötigt beispielsweise die Friedrichshafener Anstalt zur Füllung des „Graf Zeppelin" allein 14 Tage. Hier aber hat man das Problem auf andere Weise gelöst. Das nötige Gas kommt in einer 8½ Kilometer langen Leitung von den J. G. Farbenwerken in Höchst zum Weltluftschiffhafen. Dort preßt es die Kompressorenanlage mit 150 Atmosphären Druck auf Vorrat in Stahlflaschen. In nahezu 400 Hochdruckgasbehältern können so 60 000 Kubikmeter Wasserstoffgas gelagert werden, so daß man imstande ist, ein Luftschiff in verhältnismäßig kurzer Zeit zu füllen.

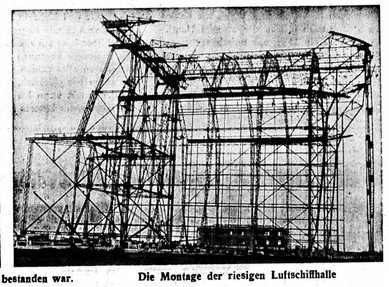
In unmittelbarer Nähe der Halle steht vor dem Nordtor der fahrbare, 16 Meter hohe Ankermast auf einem 6 Meter breiten Gleispaar, das in seiner Verlängerung in die Halle läuft. Er ist der Mittelpunkt eines weiteren Gleispaares, das konzentrisch in großer Entfernung um ihn herum angeordnet ist, und auf dem die sogenannten Hebwagen laufen. Hat nun ein Luftschiff mit dem Bug an dem Ankermast festgemacht, so fährt der Hebwagen unter das Heck und schwenkt das Schiff in Hallenrichtung ein. Dann setzen sich beide in Bewegung und schleppen auf dem geraden Gleispaar das Luftschiff in die Halle. Auf diese Weise werden viele Haltemannschaften erspart. Die Fahrzeuge — Ankermast und Hebwagen — sind außerordentlich schwer und greifen mit ihren Rädern um den Schienenkopf herum, so daß sie, auch wenn das Luftschiff plötzlich Winddruck ausgesetzt wird nicht aus der Bahn geboben werden können. Natürlich kann auch das Luftschiff rückwärts einfahren, so daß der Ankermast zurückkehren und ein zweites Luftschiff fesseln kann.



Das Modell des neuen Weltluftschiffhafens Rhein-Main
Im Vordergrund die Anfahrten zu den Reichsautobahnen, darüber der Flugzeughafen und links die Luftschiffhalle mit einem am Ankermast festgemachten Zeppelin



Planierungsarbeiten auf dem Feld, das einst mit dichtem Hochwald bestanden war.



Die Montage der riesigen Luftschiffhalle

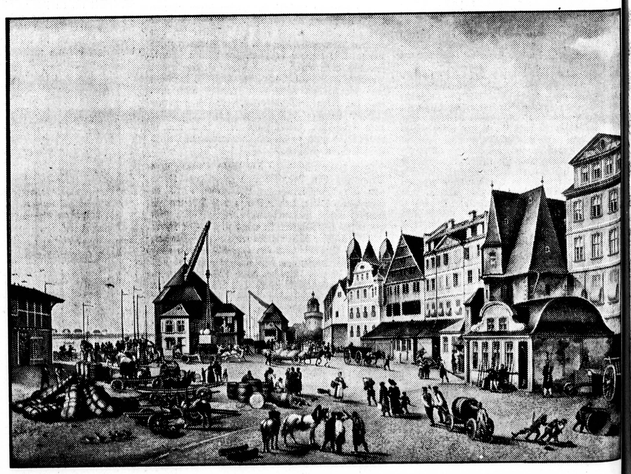
Das Rollfeld für Flugzeuge wird mit Steinplatten ausgelegt

(Scherl Bilderdienst 2, Weltbild, Atlantic, K

Nach der Rodung des Waldes bestand die Gefahr, daß sich der einstige Waldboden, nachdem er des natürlichen Baumschutzes beraubt war, in eine unabsehbare Staubwüste verwandeln würde. Doch auch hier hat man sich zu helfen gewußt, und zwar durch eine gewaltige Berieselungsanlage. Ein weitverzweigtes Röhrennetz unter der Erde leitet aus 35 Meter tiefen eigenen Brunnen Wasser zu transportablen Beregnern, von denen jeder in der Lage ist, das Wasser 70 Meter weit zu schleudern und — meteorologisch gesprochen — das ganze Feld in einer Woche mit einer Niederschlagsmenge von 20 Millimeter versehen kann. Dies ist für die angesäte Grasnarbe unumgänglich notwendig, die auch bei glühender Hitze frisch erhalten werden muß. 2000 Schafe sorgen für ihre gleichmäßige Kürze.

Besonders gewürdigt zu werden verdient die Beleuchtung. Auf der Luftschiffhalle kreist ein gewaltiges Drehfeuer mit einer Kerzenstärke von 1,8 Millionen. Den Startplatz erhellen Scheinwerfer, und außerdem zeigen Neonlampen die Grenze des Platzes an. In 100 Meter Abstand liegen sie nur 1,20 Meter über dem Boden und deuten in Richtung des Landeplatzes.

Der gewaltige Flughafen ist in bekanntlich ein Doppelhafen. An der Frankfurter Seite werden in dem Verwaltungsgebäude die Luftbansa, Post Zoll, Flugpolizei und die anderen Dienststellen untergebracht, an die sich dann das riesige gepflasterte Rollfeld für die Flugzeuge anschließt. Gegenüber liegt die Luftschiffhalle. Hier ist das Reich der Deutschen Zeppelin-Reederei, deren Aufsichtsratsvorsitzender, wie bekannt, Dr. Eckener ist. Im April 1936 wird die Einweihung der Luftschiffhalle erwartet. Wenn dann die ersten Olympia-Gäste eintreffen, werden sie gleich auf eine Art und Weise begrüßt sein, wie sie eindrucksvoller und repräsentativer nicht gedacht werden kann. Die gewaltige Zentrale des Weltflugverkehrs, der Reichsautobahnen umgeben, wird jedem Ankommenden Kunde geben von dem Schaffensgeist des nationalsozialistischen Deutschland, das hier zur Vertiefung der friedlichen Beziehungen unter den Völkern eine neue Weltleistung vollbringt.



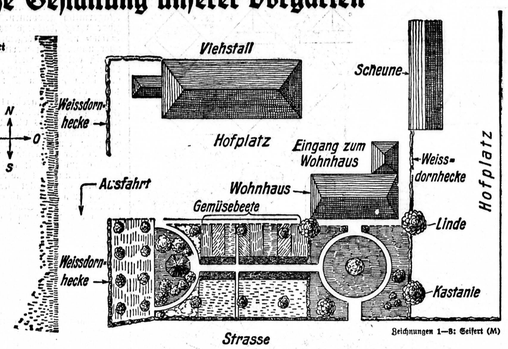
Dazwischen liegen 100 Jahre . .

Unser Bild zeigt den Hafen von Frankfurt a. M., wie er vor etwa 100 Jahren ausgesehen hat. Schon damals war Frankfurt ein wichtiges Verkehrszentrum des europäischen Raumes. Heute rückt die alte Kaiserstadt durch den Weltluftschiffhafen in den Mittelpunkt des Weltverkehrs.
Fodor (M.)

Haus, Hof und Garten

Neuzeitliche Gestaltung unserer Vorgärten

Von Hans Seifert



Zeichnungen 1—3: Seifert (M)

Abbildung 1. Bauernhaus mit Wohnhaus und Garten, Viehstall und Scheune
Der Lageplan zeigt deutlich, wie der Vorgarten in seiner Teileinteilung, in seiner Umzäunung und in der Anordnung der Bäume und Ziersträucher dem Bauernhause angepaßt ist. Dieser Garten hat nicht nur einen Nutzungswert, sondern bietet auch Ruhe und Erholung nach getaner Arbeit

Für den schaffenden Menschen ist es unbedingt erforderlich, nach getaner Arbeit auch Stunden der Ruhe und Erholung zu haben. Der Städter, der vielfach nicht das Glück hat, einen Garten zu besitzen, sucht seine Erholung durch Zerstreuung mit vielerlei Dingen und beneidet meist den Gartenbesitzer um sein Fleckchen Erde, auch wenn es noch so klein ist. Der Bauer, der den Tag hindurch harte Arbeit auf dem Acker verrichtet, sitzt ebenfalls allzugern nach Feierabend im Vorgarten des Hauses. Hier wird dann mit der Familie oder den Nachbarn über Vieh- und Ackerwirtschaft, Wetter und Politik geplaudert, manchmal auch über den Vorgarten, ferner über die vielen Beete in ihren verschiedenen Formen sowie Anlage der Wege usw. Oft bekommt man dann zu hören, daß alles nicht so recht zusammen paßt, daß das große Beet eigentlich vor dem Stubenfenster liegen müßte, der eine Vergißmeinnicht (Myosotis alpestris), im Sommer mit Pelargonien in einer Farbe bepflanzt wird. An der Ostseite trennt eine Weißdornhecke den Garten vom Hofplatz. Ein langer Weg führt durch den Gemüsegarten zur Gartenlaube, welche durch eine niedrige Liguster-hecke (Ligustrum ovalifolium) von dem Nutzgarten getrennt wird. Von der Gartenlaube haben wir einen sehr hübschen Blick auf das Pelargonienbeet, welche mit ihrer roten Farbe weithin leuchten. Längs des Weges zur Gartenlaube ist eine Rabatte mit Stauden und Sommerblumen und dazwischen hochstämmige Rosen. Hinter den Rabatten ist das Gemüseland mit einigen Obstbäumen. Hinter der von Sträuchern und Bäumen umgebenen Gartenlaube ist der Platz für Frühkartoffeln usw. bestimmt. Auch hier sind einige Obstbäume gepflanzt.

Abbildung 2. Gartenlaube

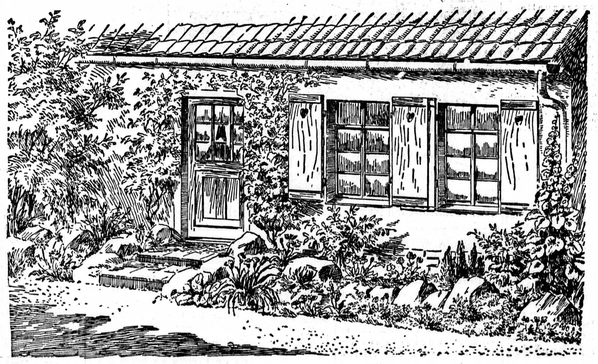


Abbildung 3. Vorderansicht eines Hauses mit Steingarten

Gartenweg direkt bei der kahlen Wand endet usw. Ja, so sieht es manchmal tatsächlich in vielen Vorgärten in der Kleinstadt und auf dem Lande aus.

Wenn man einen Blick hinter den Straßenzaun wirft, sieht man oft Vorgärten, die jeder Beschreibung spotten. In kleineren Gärten findet man weiter oft Beete in den originellsten Formen, und größere Gärten sind noch von früher her meistens im englischen Stil angelegt; man wollte einen Ausschnitt aus dem Park in seinen Garten versetzen. Dieser Stil ist aber in einem modernen Garten längst durch den deutschen Stil überholt.

Stets müssen Lage, Architektur, Eingänge und Wohnräume des Hauses beim Entwurf des Vorgartens entsprechend berücksichtigt werden. Die nachfolgenden Entwürfe sind im deutschen Stil gehalten, sie sind aus der Praxis für die Praxis geschaffen und nicht zuletzt der heutigen Wirtschaftslage angepaßt. Jeder größere Luxus fehlt. Die Gärten sind schlicht und einfach und doch Freude spendend, ohne viel Aufwand und ohne große Unkosten gedacht.

Die Abbildung 1 zeigt den Lageplan eines Bauernhauses mit Wohnhaus und Garten, Viehstall und Scheune. Straßenfront ist Süden, und diese wird begrenzt durch eine Weißdornhecke (Crataegus). Ein großer Rasen liegt vor dem Haus. Vier alte Linden- und Kastanienbäume blieben als Bestand. Inmitten des grünen Rasens ein großes Beet, welches im Frühjahr mit Stiefmütterchen (Viola tricolor) oder mit

In Abbildung 2 ist die Gartenlaube wiedergegeben. Mit Schilf oder Stroh abgedeckt, verziert mit aus Holz geschnitzten Pferdeköpfen, ist diese Gartenlaube inmitten Sträucher und Blumen sehr wirkungsvoll.

Vorderansicht eines Hauses mit Steingarten zeigt Abbildung 3. Vor dem Haus ein Steingarten, welcher mit niedrigen Felssteinen hochgelegt ist. Die Wand zieren Wein und Efeu. Den Abschluß an beiden Seiten bilden ein Flieder-strauch (Syringia persica) und einige Stockrosen (Althaea roses). Vom Frühling bis zum Herbst löst eine Staude die andere im Blühen ab, bis der Winter alles in Weiß hüllt.

Praktischer Ratgeber

Neues Rattenbekämpfungsmittel: Hartgas!

Ein neues Mittel für die Rattenbekämpfung dürfte das Hartgas sein, das aus fester Kohlensäure besteht. Der Tiergarten in Heidelberg, der dicht am Neckar liegt, hat ebenso wie jedes andere am Wasser liegende Anwesen ständig unter dem Zuzug von Wanderratten zu leiden. Die Ratten sind besonders gefährlich für den Tierbestand. Bekämpfungsmittel wie Giftköder oder Karbid sind wegen der anderen Tiere nicht möglich. Der Leiter des Tiergartens, Prof. Dr. Hediger, der den meisten Lesern unseres Blattes als geschätzter Mitarbeiter wohlbekannt ist, hat daher Versuche mit Hartgas als Rattenbekämpfungsmittel in dem Tiergarten angestellt, die durchaus zufriedenstellend verlaufen sind, so daß das Hartgas auch in Zukunft ständig verwendet werden kann.

Das Hartgas wird in Form von Trockeneis mit einer Temperatur von Minus 70 Grad bei einem spezifischen Gewicht von 1,5 in Form von Eisstücken von etwa 1 ccm (Haselnußgröße) verwendet. Ein Kilogramm Hartgas entwickelt etwa 500 Liter Kohlensäure. Beim Hantieren mit Hartgas sind Handschuhe anzuziehen, da eine längere Berührung mit bloßer Hand sehr leicht Brandwunden zur Folge hat.

Die Anwendung des Hartgases ist höchst einfach und geschieht wie folgt: Das Hartgas wird möglichst gleichzeitig in alle Löcher eines Rattenbaues gegeben, in jedes Loch etwa ein Achtelliter. Strömt aus einem Nachbarloch Kohlensäure aus, dann kann man dieses Loch übergehen. Nach dem Einfüllen des Hartgases legt man noch einige Glasscherben darauf, worauf man das Loch mit Erde, die man feststampft, luftdicht verschließt, evtl. kann man auch Gips verwenden. Beste Zeit für die Bekämpfung ist der frühe Morgen, weil dann die Ratten von ihrer nächtlichen Tätigkeit ausruhen und in ihrem Bau schlafen. Die Ratten werden ohne aufzuwachen durch die Kohlensäure ersticken. Die Tötungsweise ist also frei von jeder Grausamkeit. Die Ratten werden auch nicht gewarnt, da die Kohlensäure völlig geruchlos ist. Die Bekämpfung mit 100 Kilogramm Hartgas stellt sich auf ungefähr 25 RM. Bei der letzten Bekämpfung im Tiergarten zu Heidelberg öffnete man zwei günstig gelegene Rattenbauten und konnte sich von der sicheren Wirkung des Hartgases überzeugen. Man fand 18 ganz alte Tiere und 21 jüngere Ratten im Alter von sechs bis neun Monaten. Der beste Beweis für die Wirkung des Hartgases ist der, daß man auch ohne nachzugraben sich von der Wirkung dadurch überzeugen kann, daß die zugestampften Löcher sämtlich wieder verschlossen bleiben, was bei anderen Bekämpfungsmethoden nicht vorkommt.

Arbeitskalender. Landtechnische Arbeiten im Februar. Nach beendetem Dreschen sind die tierischen Gespanne und die motorische Kraft auf die bevorstehenden Frühjahrsbestellarbeiten einzurichten. Kraftmaschinen und Arbeitsmaschinen müssen jetzt völlig überholt sein, damit sie bei guter Bodenbeschaffenheit und passendem Zeitpunkt sogleich eingesetzt werden können. — Der Bauer denkt daran, daß das Saatgetreide für den Sommeranbau nur in gereinigtem Zustande Verwendung finden darf. Gute Saat ist halbe Ernte. Für die Saatgutbereitung sind Windfege und Trieur unerläßlich. — Wenn sich mit Ende des Monats die Frühlingszeichen mehren, die Sonne schon kräftiger wirkt und auch sonst die Bodenverhältnisse es zulassen, sind mit den Außenarbeiten begonnen. Es kann nicht genug die Wichtigkeit von Landmaschinen und Landgeräten betont werden, die immer, wenn sie längere Zeit benutzt worden sind, instand gebracht werden müssen. Es ist falsch, wenn diese Instandsetzung erst kurz vor Gebrauch erfolgen soll, wenn die Werkstatt überlastet ist und die Beschaffung von erforderlichen Ersatzteilen längere Zeit in Anspruch nimmt. — Ist der Boden abgetrocknet, so kann mit dem Pflügen begonnen werden. Ebenso müssen die Wiesen gereinigt und eingeebnet werden. Jetzt kommt auch die Zeit der künstlichen Düngung. Für die Düngung von Kalk und anderen künstlichen Düngemitteln ist eine leistungsfähige Düngerstreumaschine erforderlich, die heute einen außerordentlich hohen Stand technischer Vollkommenheit erreicht hat. — Für die beginnende Feldbestellung sind neben dem Pflug Eggen, Grubber, Ackerschleifen, einzusehen, von denen es eine große Anzahl neuer Bauarten im Handel gibt. Dem Bauer sei geraten, hierüber mit seinem Landmaschinenhändler Rücksprache zu nehmen, zumal wenn es sich darum handelt, für besondere Verhältnisse, etwa für die Fladenverteilung auf der Wiese, für eine durchgreifende und vorbeugende Unkrautvertilgung, für das Lüften und Aufreißen von verfaulenden, verfilzten und festgetretenen Weideflächen, geeignete Bodenbearbeitungsgeräte zu erhalten. Nk.

Zur Kompostpflege gehört das öftere Umsetzen des Haufens. Dabei muß das, was oben und außen liegt, nach innen kommen und das Innere der Luft näher gebracht werden. Es schadet nicht, wenn die äußeren Schichten gefroren sind; im Gegenteil, wenn die Schollen in der Mitte aufgeschichtet werden, bleibt durch die lockere Lage der Haufen gut durchlüftet. Wenn die Erde beim Umschaufeln unangenehm säuerlich riecht, dann muß unbedingt Kalk zugesetzt werden. Auch kann man Hausbrandasche verwenden, gleichgültig, ob Holz- oder Kohlenasche. Diese ist kalkhaltig und bindet so die bei der Zersetzung entstehenden Säuren obenfalls. Aber niemals darf zuviel Asche verwendet werden, dadurch wird die Erde ungünstig beeinflußt. Schkd.

BASTELECKE

Der Hafen – Eine hübsche Papierfaltarbeit

Dampfer, Segelboote und Kähne liegen im Hafen zur Ausfahrt bereit. Aus einigen Bogen Papier ist dieses nette Spielzeug entstanden.

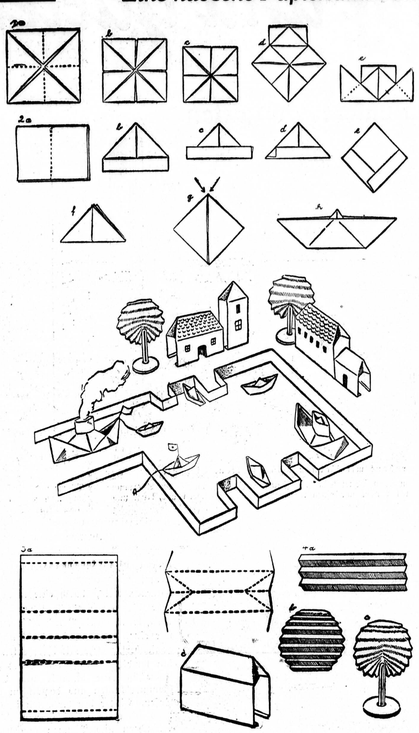
Die Dampfer werden aus quadratischen Papierbogen gefaltet (20 cm groß). Nachdem die beiden Mittelbrüche geknifft sind, werden alle vier Ecken zur Mitte gefaltet (Abb. 1 a). Nun wird das Blatt gewendet, die vier Ecken zur Mitte geknifft (b), wieder gewendet und nochmals die vier Ecken zur Mitte eingeschlagen (c). Die Rückseite des Blattes hat jetzt vier Täschchen, von denen eins zum Schornstein hochgeschlagen wird (d). Die untere Spitze wird auf die obere geknifft und gleichzeitig werden die beiden Täschchen herausgezogen (e). Steckt man nun noch die hochgeklappte Ecke in den Schornstein, so ist der Dampfer fertig.

Die Kähne knifft man aus einem rechteckigen Stück Papier, das für einen Lastkahn 10:15 cm und für ein Segelboot 8:12 cm groß zugeschnitten wurde. (Die lange Seite muß ½ mal größer sein als die kurze). Erst wird ein Längsknift gemacht, dann knifft man das Papier auf die Hälfte (Abb. 2 a) und schlägt die beiden Ecken zur Mitte (b). Das überstehende Papier wird nach vorn und hinten umgeschlagen. Nun werden die Ecken umgeknifft und es entsteht zunächst ein Helm (c). In diesen (d) greift man mit dem Daumen hinein, zieht ihn auseinander und knifft zum Viereck (e). Die vordere Ecke wird nach vorn, die hintere nach hinten hochgeschlagen, so daß wieder ein Dreieck entsteht (f). Dieses Dreieck wird wieder auseinandergezogen und zum Viereck geknifft. Nun sind nur noch die beiden oberen Spitzen (g) zu greifen, auseinanderzuziehen, und das Boot ist fertig (h).

Die Lagerhäuser und Schuppen knifft man aus rechteckigen Papierstücken in verschiedener Größe. Abb. 3 a zeigt einen Mittelknift für den Dachfirst (1), zwei Kniffe für die Dachkanten (2) und zwei schmale Kniffe (3), damit das Häuschen stehen kann. Man bringt noch zwei Kniffe für die Schrägseiten des Daches an (b) und stellt das Häuschen auf (c). Die Bäume bestehen aus einem geraden (4 a) und einem runden (b) Stück Papier, das fächerartig hin- und hergefaltet wird. Das erste wird auf die Hälfte geknifft und in eine kleine Pappscheibe gesteckt, das andere wird darübergeklebt (c).

Mole und Schiffkais bestehen aus einem oder mehreren langen Papierstreifen, die nach der großen Abbildung oder nach Gefallen auch anders geknifft und aufgestellt werden.

Zum Schluß werden Häuschen und Schiffe bemalt. Sie können auch gleich aus farbigem Papier geknifft werden.



Küchenzettel des Deutschen Frauenwerks

Wie manche Frau hat von den Eiweißstoffen gehört, die der menschliche Körper zum Aufbau braucht. Ein ganz hochwertiger und viel zu wenig beachteter Eiweißträger ist die Milch. Die gleiche Bedeutung kommt natürlich auch den meisten Milchprodukten und allen voran dem Speisequark zu. Es ist durchaus nicht nötig, daß wir für unsere Ernährung den besonders kostspieligen Speisequark wählen, denn es kommt uns dabei ja nicht auf den Fettgehalt, sondern auf den Eiweißgehalt des Quarks an. Der einfache und äußerst preiswerte im Handel übliche Speisequark wird aus Magermilch gewonnen, also einer Milch, die zwar ihres Fettgehaltes im wesentlichen zur Sahne- und Buttergewinnung beraubt ist, die aber unverändert wertvoll das gesamte Milcheiweiß enthält. Viel zu wenig ist der Wert dieses Nahrungsmittels bekannt. In allen möglichen Formen läßt er sich roh genießen, z. B. als Stippmilch, wenn der Quark mit Milch schaumig gerührt und mit Zucker und Zimt gewürzt wird, ein besonders bei den Kindern beliebtes Gericht. Ebenso vorbereitet mit Früchten vermischt, eignet er sich zur Ergänzung eines bescheidenen Eintopfessens an Wasch- oder Reinemachtagen, wo die Hausfrau nicht allzuviel Zeit auf die Zubereitung verwenden kann. Mit Zwiebeln, Schnittlauch oder Kümmel angerichtet stellt er eine sättigende Beikost zum Vollkornbrot dar. Auch zu Bratkartoffeln und Salzkartoffeln schmeckt der ebenso bereitete Quark gut.

Aber außer diesen Möglichkeiten gibt es eine Fülle schmackhafter Quarkspeisen, die gekocht oder gebacken werden und die mit um so besserem Wissen empfohlen werden können, weil das Eiweiß resp. die in ihm enthaltenen Mineralstoffe durch das Kochen verhältnismäßig wenig verändert werden, wie das bei den so wichtigen Ergänzungsstoffen (Vitaminen) der Fall ist. Hüten wir uns also so viel wie möglich, Obst und viele Gemüse der Hitze auszusetzen, so dürfen wir den Quark, ohne seinen Nährwert entscheidend herabzusetzen, zu den allgemein beliebten Aufläufen, Bratlingen, Klößen usw. verwenden. Wir geben dazu einige Rezepte.

Quarkschnitten oder Bratlinge

35 Gramm Butter werden mit zwei Eigelb abgerührt und ein Pfund Quark und Milch darunter getan, daß es einen weichen Teig gibt. Mit Mehl gebunden und Zucker und Zimt abgeschmeckt, werden kleine, flache Bratlinge geformt, nach Wunsch noch in etwas Semmelmehl gewälzt und in heißem Fett gebraten.

Quarkauflauf

350 Gramm Quark, 45 Gramm Mehl, 30 Gramm Butter, ¼–⅜ Liter Milch, 45 Gramm Zucker, ein bis zwei Eier, ein Eßlöffel gemischene Weinbeeren, etwas Zimt, wenig Salz. Das Mehl wird in die heiße Butter gerührt, die kochende Milch nach und nach dazugegeben, die Masse unter ständigem Rühren 2–3 Minuten gekocht und vom Feuer genommen. Quark, Eigelb und die übrigen Zutaten mischt man darunter, ebenfalls das geschlagene Eiweiß. Die Masse wird in einer gebutterten Auflaufform 30—40 Minuten bei mittlerer Hitze im Ofen gebacken.

Lungenkranker

Wer Sie wissen müssen, sagt Ihnen der Arzt! Sanatorien und Heilstätten, Professoren und prakt. Aerzte haben sich befriedigend und anerkennend über „Klimbosalin" geäußert. Laien berichten, daß Fieber wie auch Nachtschweiß und Husten verschwanden. Der Appetit wurde mächtig angeregt und das Körpergewicht hob sich beträchtlich. — Kalk u. Kieselsäure fördern bekanntlich die Abheilung tuberkulöser Herde. Beide Mittel sind im Klimbosalin in erprobter Art und Menge enthalten, so daß die Hoffnung vieler Lungenkranker, Bronchitiker, Asthmatiker durch das von Aerzten verordnete Klimbosalin erfüllt werden kann. Fordern Sie aber keine Nachahmungen sondern nur das Original-Klimbosalin (Komp.: Calc. glyc. ph., Silic., Stront., Lith., Cerro med. Ol. eruceae aeoch. incl.) Packg. mit 80 Tabl. RM. 2.70 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reform-Apotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos u. unverbindlich Zusendung des interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift A 303 v. Dr. Vogel.

Rasche Bezugsquelle

Neue Gänsefedern

mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt Pfd. 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.–, u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, la Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 5 Pfd. portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.

Willy Mantzoffel, Gänsemästerei, Neuenkirchen (Oberhz.)

Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Sichere Existenz

durch Anschaff. ein

Selbstfahrer-Motor-Bandsäge

zum Brennholzschneid. Billige Preise u. günst. Zahlungsbedingungen.

Schloß & Roßmann, Maschinenfabrik, Kassel 17

Missionare für Nordbrasilien!

Brave, gut begabte Knaben im Alter von 12—14 Jahren finden zu Ostern liebevolle Aufnahme im Franziskaner-Missionsseminar St. Antonius in Bardel Post Gilbehaus, Kreis Bentheim (Hannover).

Drahtgeflechte

50 Mtr. Ringgeflecht 50 cm hoch kosten nur 6.50 RM. Drahtstärke 3 mm. 380 m. Maschenweite 5,20 M. Verlangen Sie kostenlos meine Preisliste, die Sie über Qualität, Unterschiede bei Drahtgeflechten unbedingt wissen müssen. HEINMANN Hüls Post Lüdinghausen Westfalen 57

Harzer Baumschulen

A. Severing, Blankenburg, Harz

Wir liefern sämtliche Baumschulartikel in bester Qualität. Ausführl. Katalog kostenlos.

Wollen Sie

Sommersprossen lässt Hiare, Pickel, Warzen, Mitesser, Mutterflecken, Leberflecken, dann bestellen Sie heute noch Lunoda. Hilft auch Ihnen, sonst Geld zurück. Oberamtsberg, d. Emptehl. Packung: Mk. 4.90 ohne Porto. Auskunft kostenl. d. Fa. Kirchmayer, Bad Rappenau A 56 Baden

Alle Materialien, Holz u. Vorleg. zur Laubsägerei

Liste gratis d. Hofmann & Schmitt Limburgerhof 48 (Pfalz)

Können? Sie jetzt?

Dann fordern Sie sofort unsere jetzt billigeren Preise ein.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Warnenberg 2

Bettfedern

in allen Qualitäten (1 Kissen u. Betten aller Art äußerst preiswert!

Fahrräder

mit Freilauf 31 Mk. Ballonräder 35 Mk. feine Chrom-Marke Gebrauchsanleitg. billig. Fahrradversand

H. Düpp, Rastatt

Preisliste gratis

Raucher

Vollkommene Abschneidemaschine Kämmen mit gut. Messerklinge Kämmen mit Messerklinge

Klein-Anzeigen haben immer **Erfolg**

Wer will im Frühjahr ein neues Fahrrad kaufen??

Heute schreiben! Wir machen Ihnen einen Vorschlag, der Ihnen sofort gefallen wird.

E. & P. Stricker, Fahrradfabrik, Brackwede-Bielefeld 565

Bei Rheuma Gicht und Erkältung nur Anker Pain-Expeller den allein echten

F. Ad. Richter & Cie. A.G. Chem. Werke, Rudolstadt i. Thür.

über 50 000 000 Flaschen verkauft

Vorrätig in allen Apotheken!

Verlangen Sie die kostenl. Broschüre: „Der Krankenfreund" (Ratgeber für Kranke u. Gesunde)

Herdfeger löst Schmutz

so, wie Seife Schmutz in der Wäsche löst. Deshalb ist Herdfegern so leicht.

Herdfeger

Heiraten

Vertrauensache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Verwendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Werbefachmann

selbständig, kath., Mitte 30er, 174 gr., sympath. Aeußere, sucht eine hübsche, intell., junge

Lebensgefährtin

Mitte 20er. Etw. Verm. erwünscht. Gefl. Zuschr. Wilh unt. Nr. 7/32 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kaufmann, Jung, gesell., 33 Jahre, 1,80 gr., kath., sucht pass. Lebensgefährtin, Grundstücksbes., o. Whg., wünscht m. Dame bis zu 28 J., Kr. ca. 1.60, pass. Heirat in Briefw. zu treten. Musik und einige Mill. Barvermög. unbed. erforderlich. Werte Bildzuschr. erb. unt. Nr. 7/33 „Der 7. Tag", Paderborn.

Strebsam, Tischl.-Meister, kath., bis 32 Jahre, m. Fachschulausbild. wird in ein. ländl. Bau- u. Möbeltischlerei

Einheirat

geboten. Verschw. Ehrenl. Ausführl. Angebote m. Bild und Vermögensverh. u. Nr. 7/34 „Der 7. Tag", Wab.

Kathol. Ehe

dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Einheirat

Ja., tücht. Kontoristenlehrer, 25 J., kath., der sich eig. Heimes gründen will, sucht passende geschäftstüchtige Lebensgefährtin. Gütiges Vermög. erwünscht, evtl.

Einheirat

Gelt. Bildhaft. erb. unt. Nr. 7/35 „Der 7. Tag", Paderb.

Nehmen Sie bitte

bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Angaben d. „7. Tag" Bezug

Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben.

Er sitzt, vertrauert Tag und Zeit
Und wartet auf die „Richtige".
Bis ein Gedanke ihn befreit . . .
Er tut das einzig Wichtige.
Was man in dem Fall tuen mag:
Er annonciert im „7. Tag".
Die Kleinanzeige, streng diskret,
Trug seinen Wunsch in alle Welt.
Und bald hat sich — wie schnell das geht! —
Die „Richtige" auch eingestellt. —

Darum kauf u. werd' nicht matt **bis der Letzte Arbeit hat!**

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 66 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß Dienstag vor Erscheinen. Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 1530

Hafreiter's Kräuter-Dragees

gift- und fabrei, unschädlich, gegen

Kropf/Basedow

Preis: 1 Org.-Pkg. Mk. 3.45
Kur = 5 „ „ 16.75
Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow

Friedrich Hafreiter
Germering bei München.

Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, AG., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 38: 40 424. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135

5. Jahrgang – Nr. 8 Sonntag, 23. Februar 1936

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Männer in Kostümen

Männer sind — eine Rundfrage bei den Schneidern würde es bestätigen — in einem verfleckten Sinn eitler als die Frauen, die aus ihrer Eitelkeit kein Hehl, sondern häufig eine hübsche Geste machen.

Es ist leider eine Tatsache geworden, daß die meisten Männer, die auf Karnevalsbällen isoliert unter die Damenwelt geraten, nach Möglichkeit die komische Maske verschmähen, obwohl ein Ablegen der konventionellen Würde in keiner anderen Zeit des Jahres geratener und tunlicher erscheint als in den heiteren Tagen des Faschings, in denen es im hohen Grade sinnwidrig, nein unsinn-widrig ist, das Gebaben und die Tracht der Würde ins Theatralische zu steigern, ohne der Selbstironie einige Rechte einzuräumen. Ein Herr, der Goethe ähnlich sähe und es sich einfallen ließe, als Goethe verkleidet auf einem Faschingsball in Erscheinung zu treten, um einigen ebenso snobistischen wie altmodischen Backfischen die Herzen zu brechen, wirkt in verstimmender und nicht in befreiender Weise lächerlich, und wenn seine beifallheischende Aehnlichkeit nun wirklich frappant wäre, so würden wir nicht verkehrt handeln, wenn wir seinen olympisch-karnevalistischen Einfall als eine arrogante Spielverderberei übersähen.

Wenn einer tatsächlich betrebt ist, als Goethe aufzutreten, so muß etwas Ungoethisches, etwas kraß Antigoethisches sogar in seinem Gesamtbild zur Geltung kommen, er darf nicht viel mehr sein als ein Verzerrspiegel, indem das angestrebte Olympiertum komisch, bald auf seine eigenen Kosten und bald auf Goethens Kosten, gebrochen wird. Er muß gleichzeitig eine Art Travestie der gipfernen Perspektive des Olympiers sein — aber, wer hat den Mut zu einer derartig geistreichen Unternehmung, und wer hat den Geschmack, sie vollkommen zu lösen und geistlich durchzuführen?

Die Hintertürchen zur Würde

Es gibt einfachere Lösungen. Freilich — die prachtvoll simple Salzstangen-Nase aus Papiermaché hat bedenklich an Popularität verloren. Es muß damit zusammenhängen, daß sich die Ansichten der Damen über die geheime Romantik der Clowns und der Bazzi geändert haben. Die Damen beachten in betonter Weise den männlichen Mann; unter einem männlichen Mann stellen sie sich nicht einen Mann vor, der den humoresken Mut hat, sich wie ein Tollhäusler zu verkleiden, sondern ein aufgeblasenes Kleiderbündel mit strahlenden Opertettenaugen, das aus einem romanhaft kitschigen Film gerollen ist.

Das schräg über die Hofratsbacken gebundene giftgrüne Zylinderbübchen und eine rohmrote Schleifenkrawatte zum Abendanzug entsprechen im allgemeinen den gemäßigsten Vorstellungen von Humor, mit denen der größte und phantasielosefte Teil der Männer zu den Karnevalsbällen strömt. Ein Kostüm ohne diplomatisches Hintertürchen zu Würde und Haltung wird von der Herrenwelt nur ungern riskiert: ein beleibter Schuljunge mit Ranzen, Schiefertafel und Pumphose hat sich der Möglichkeit des gepflegten Auftretens ebenso endgültig begeben wie ein Herr, der mit einer Sicherheitsnadel einen papierenen Ueberringschwanz an seine grünen Frackschöße geheftet hat und als Lindine durch den Saal geht.

Ich behaupte aber, daß es darauf ankommt, kein Hintertürchen zu haben und sich der Möglichkeit des gepflegten Auftretens vorbehaltlos zu begeben. Gewöhnlich ist eine gewisse Vorliebe der männlichen Ballbesucher für Toreros, Maharadschas und Russenkittel festzustellen. Toreros, Maharadschas und Russenkittel gehören zu den Kostümen, deren Wahl ein Nonplusultra an Phantasielosigkeit erfordert, während sich ihre Träger in den Mittelpunkt einer exotischen Phantastik stellen und treffsicher auf die Frauen wirken. Das ist das Bequeme daran.

Nur einmal im Jahr ist Karneval . . . Photo: Ufa (WV-Bild)

Russenkittel und Toreros

Eine rheinische Stadtverwaltung bezeichnete im Vorjahr die Russenkasaks als eine „ziemlich humorlose Verkleidung", die als Kostüm nicht zu empfehlen sei. Daraufhin wurde der Russenkasak aus Opposition getragen, aber das machte seine gewollt romantische Wirkung durchaus nicht besser; die ihn nicht aus Opposition trugen, ließen sich mindestens durch das Motiv der Humorlosigkeit so wenig vor dem Russenkittel zurückschrecken wie vor dem Torero- oder Maharadschakostüm. Die Herren haben die Entdeckung gemacht, daß die Russenkittel ihnen ohne nennenswerten Kostenaufwand ein interessantes Aussehen verleihen. Ein Mann läßt sich nur ungern die Chance aus der Hand nehmen, sich ohne den Einsatz von Esprit als schwermütig und interessant hervorzuheben. So interessant, wie ein Mann im Russenkasak aussieht, kann er allerdings auf die Dauer gar nicht sein. Das ist das Unbequeme daran.

Vor kurzem sah ich einen wohlausstaffierten Torero morgens um drei Uhr mit vorsichtigen Schritten den Straßenrand entlang gehen. Ein Straßenreinigungswagen brauste mit schürfendem Walzofbart hinter ihm her, vor seinen zischenden Bürsten räudten zerfetzte Luftschlangen, rote Papiermützen und Drifschenkumpen, die er auf allen Straßen, Brücken und Plätzen zelotisch zusammengelesen hatte, über den nassen Asphalt.

Der wankende Torero, der mit finsteren Blicken nach rückwärts schon mehrere Male Anstoß an dem hässlich sauchenden Gefährt genommen hatte, ging immer noch vorsichtig balanzierend am Straßenrand. Es kam ihm darauf an, niemals auf die Striche zwischen den Granit-Einfassungen zu treten; er hatte wahrscheinlich deshalb eine Wette mit sich selbst abgeschlossen, wie wir Männer das seit unserem Knabenzeitalter bisweilen tun.

Plötzlich streifte ihn, von hinten, die Bürste des nähergekommenen Reinigungswagens über die Schuhe und brachte ihn aus dem Konzept; zweimal hinkereinander tappte er auf Striche. Seine Wette war nun verloren, die lausige Bürste hatte ihn um eine ganze Flasche gebracht.

Der Torero bleibt nun stehen und besinnt sich. Dann nimmt er seinen Bambusstock in die Rechte, geht entschlossen fünf Schritte vor und schlägt mit dem Stock dreimal hintereinander kräftig über die fauchende Bürste.

Die Männer im Wagen richten sich hoch und nehmen mit hochgeschwungenem Besen für die Bürste Partei. Die Bürste selbst knirscht wie ein Lindwurm.

Doch der Torero wankt nun zufrieden zurück, genau an die Stelle, an der die nunmehr gezüchtigte Bürste ihn puritanisch im strichlosen Vorwärtsschreiten den Rinnstein entlang unterbrach. Auf diese Weise ist seine Wette gewonnen. — Und: die Komik des pathetischen Stierkämpferkostüms ist gerettet — stolz lieb ich den Spanier! Der Torero, der mit choterischer Fleischerbeil einen Kampf aufnimmt, bleibt in der Rolle seines Kostüms, und er fällt gleichzeitig aus dieser, wenn er skatt mit einem Stier mit der schmutzigen Bürste eines profanen Reinigungsfuhrwerkes kämpft. Der Kontrast ist es, den wir dabei lieben: ein kostümierter Don Quichote, der diesen Kampf aufgenommen hätte, würde nicht so erschütternd wirken wie dieser Torero, da es durchaus vorstellbar wäre, daß der leibhaftige Don Quichote den Fehdehandschuh der Reinigungsbürste allen Ernstes (und das ist ein nicht zu steigernder Spaß: allen Ernstes!) aufgegriffen hätte.

Männer mit Zöpfen und Zierschürzen

Die Grenze des Abgeschmackten erreicht und überschreitet die glücklicherweise von verkleidungslustigen Männern nur selten gewählte Kostümierung mit Frauengewändern: ein durch den Kontrast der Stimme, des Gebarens, des Halsanlsatzes und des Profils zur prekenzlosen Zartheit des Gewandes ungeheuerlich grotesskomischer Maskeneffekt, mit dem beispielsweise die kölnischen Diver-

tissementche, deren Frauenrollen (selbst die Ballettmädchen) ausschließlich von Männern gespielt werden, Stürme der Heiterkeit erregen. Ein Uebergreifen dieses unzweifelhaft zwerchfellerschütternden Mummenschanzes aus dem Ensemble einer Theatergruppe auf das breite Tummelfeld des Ballsaales ist dagegen von so unerfreulichen Würdelosigkeiten begleitet — (denn: seine konventionelle Würde zu Hause lassen und würdelos werden sind zwei himmelweit verschiedene Dinge) —, daß in diesem Jahr in Köln das Auftreten eines männlichen Funkenmariechens ausdrücklich verboten wurde. Jahrzehnte hindurch wurden bisher die Rollen der Marketenderinnen der Funkenregimenter, der hymnisch verehrten „Mariechen", von männlichen Funken übernommen; es wird sich erweisen, daß der kölnische Karneval auch ohne die tänzerischen Arabesken der männlichen Funkenmariechen die traditionelle Heiterkeit seiner Veranstaltungen zu bewahren vermag.

Der Fasching sollte eine Zeit guter Einfälle sein, und ein guter Faschingseinfall ist frei von eitlen, zweideutigen und politischen Nebenlichtern: er kommt aus einem herzhaften und beherzten Sinn für das freie, offene Lachen, das gerade und laut sein soll, daß wir uns eines heimlich mitschwingenden Nebenklanges nicht zu schämen brauchen.

Worte der Woche

Als Vater einiger hoffnungsvoller Sprößlinge hat man so seine Erfahrungen. Leute, die keine Kinder und darum auf diesem Spezialgebiet auch keine Erfahrungen haben, gehen mit einem Vater in den seltensten Fällen einig bezüglich der Ansichten über praktische Kindererziehung. Das liegt eben an dem uralten ewigen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, der sich im Leben nun einmal nicht überbrücken läßt.

Bislang hatte ich mich für einen leidlich guten Praktiker gehalten. In diesen Tagen begann ich ernstlich an meinen praktischen Erziehungstalenten zu zweifeln. In Westfalen sagten früher die alten Leute: „Es schlage kein Mensch seine Kinder tot, man weiß nie, was mal daraus werden kann!" Wahrscheinlich haben die klugen alten Westfalen auch meinen Eltern mal diesen an sich durchaus vernünftigen Rat gegeben. Ich weiß nun nicht, ob meine Eltern gut beraten waren, als sie sich nach diesem Rate richteten.

Zu ihrer Entschuldigung läßt sich schließlich geltend machen, daß sie die technische Entwicklung unseres Zeitalters nicht voraussehen konnten und daß sie nicht verpflichtet waren, zu berechnen, daß meine Söhne in diese rasende technische Entwicklung hineingeboren werden würden. Ohne ihr Zutun ist die Entwicklung ihren Weg gegangen, und meine Söhne wundern sich sehr über ihren Vater.

Das hängt natürlich mit ihrer Begeisterung für den Sport zusammen. Denn für sie ist ja zunächst auch alle Technik ein interessanter Sport. Daß ich kein Zeppelin-Führer bin, entschuldigte sie noch, denn der Polen ist vorläufig noch mit Herrn Eckener besetzt und der neue Riesenzepp noch nicht ganz fertig. Aber schon die beklagenswerte Tatsache, daß ich nie ein Flugzeug geführt habe und ein Segelflugzeug erst recht nicht, setzt mich in ihrer Meinung gewaltig herab. Der Fünfjährige versteigt sich zwar selbst auch noch nicht so hoch, aber er ist ein erklärter Anhänger schienengebundener Technik und fährt mit seiner Eisenbahn durch alle fünf Erdteile, ohne sich von den Weltmeeren daran hindern zu lassen.

Meine Frau hatte eine Zeitlang die bange Befürchtung, gerade dieser Fünfjährige könne mir nachgeraten. „Er hängt so am Papier!" seufzt sie, „er wird doch nicht auch Schriftsteller werden wollen!?" Aber seine Vorliebe fürs Papier bestand glücklicherweise nur darin, daß er die Gepflogenheiten unseres Briefträgers kopierte und mir die dem Papierkorb entnommenen Umschläge ärgerlicher Rückfendungen mit gewinnendem Lächeln noch einmal als besondere Freudenpost auf den Tisch legte. Aber dieses harmlose Zwischenspiel berührte seine technischen Gefühle nicht. Als er eines Tages wieder über die Ozeane fuhr und sein schnaubendes Dampfroß in den Heimathafen richtig im „Abstellbahnhof" unterbrachte, lobte ich seine Tüchtigkeit. „Ja, das muß man auch können, wenn man Lokomotivführer werden will", antwortete er selbstbewußt. Dann nahm er eine Umstellung der Weichen vor und sagte so aus seiner Geschäftigkeit heraus und mit einem bedauernd-abschätzenden Blick auf mich: „Schade, Papa, daß du nichts geworden bist!"

Meine Frau glaubt heute auch nicht mehr, daß aus diesem Jungen mal ein Schriftsteller werden könnte! Uebrigens sorgt der ältere Bruder, der Neunjährige, eifrig dafür, daß die Entwicklung in unserem Hause über die Tatenlosigkeit des Vaters hinausgeht, wenigstens, so weit die Söhne in Betracht kommen. Er hält sich und den Kleinen in einem fortgesetzten Olympiarausch. „Vater, warst du auch schon mal Olympiade-Sieger?" wollte er gestern von mir wissen. „Ich? Nein. In meiner Jugend wurde der Sport noch nicht so gepflegt, mein Junge." Er schielte mich ein bißchen ungläubig mißtrauisch von der Seite an. „Bist du noch nie in deinem Leben von einer Skischanze gesprungen?" „Nein, noch nie, mein Kind." Nun lächelte er mitleidig. „O, dann hast du aber viel verpaßt in deinem Leben, Vater!" „Warum denn?" Er druckst ein wenig, aber dann platzt er ehrlich heraus: „Fliegen, Skispringen, Bobfahren, Eiskunstlaufen und sowas — das ist doch erst das Leben!"

Ich lächelte zum Bilde des Herrn Geheimrats von Goethe hinauf. „Ja, Herr Geheimrat", sagte ich, „Sehe jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle!"

Der Opferwille entscheidet
Die Haustürplakette des Winterhilfswerks für den Monat März. (Weltbild, K.)

Aber ich gestehe, ich bin mit meinen Erziehungskünsten einigermaßen in die Sackgasse geraten. Den letzten Stoß erlitt mein künstlerisches Selbstbewußtsein, als mein Neunjähriger fragte: „Bist du denn immer bloß Schriftsteller gewesen und hast Gedichte und andere Sachen geschrieben, wie der Goethe?" Und als ich ihm in meines Nichts durchbohrendem Gefühle bekennen mußte, daß ich es leider zu nichts anderem im Leben gebracht hätte, da blitzte er mich triumphierend an und sagte: „Aber ich werde einmal Flieger werden, Vater, und Stimeister!"

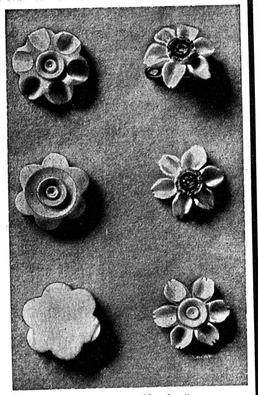
Nun sage keiner mehr, der Apfel falle nicht weit vom Alt! Aber es ist schön, daß unsere Jugend so dagegentritt mit ihrer Zeit, mit der Entwicklung, mit der Technik mitgeht, daß sie hineinwächst in den großen Fortschritt unseres Jahrhunderts, von dessen gewaltigem Umbruch wir Alteren nur gestreift worden sind, den wir bewundern, ohne doch an der Wurzel erfaßt worden zu sein. Wir wollen uns immer bemühen, Verständnis zu zeigen, wo unser Verstand nicht mehr so recht mit will. Man kann auch von der Jugend lernen, und wenn wir bei ihr in die Schule gehen, ist das immer noch besser, als wenn uns das Leben selbst in die Zwickmühle nimmt.

Graue Haare brauchen wir uns darum nicht wachsen zu lassen, erst recht nicht in diesen Tagen, die angefüllt sind mit einer stürmischen Frühlichkeit. In diesem Punkte wenigstens sind wir der Jugend überlegen. Der Karneval ist keine Errungenschaft des technischen Zeitalters, den haben wir von Eltern und Großeltern ererbt, und wir vererben ihn weiter an unsere Jugend. Laßt euch aus Not im Leben auch ohne ihn auskommen, er ist nun einmal da und will gefeiert sein. Auch das ist Kraft durch Freude! Sonderzüge der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" sind nicht nur nach Garmisch-Partenkirchen zu der Winter-Olympiade gefahren sie fahren auch nach Köln und Mainz und München, um den Menschen

Ein neues Mahnmal zum Volkstrauertag
Der Bildhauer Ernst Paul Hinkeldey, Träger des Großen Staatspreises, hat zum Volkstrauertag dieses Mahnmal geschaffen, das in einer Höhe von 6 Meter in Stein gehauen auf dem Ehrenbreitstein aufgestellt werden soll. (Presseph. K.)

der nördlicheren Breitengrade die Wärme eines südlicheren Frohsinns zuteil werden zu lassen. Das ist durchaus in der Ordnung. Auch die Volksgemeinschaft der Fröhlichkeit will gepflegt sein. Und nirgends gleichen sich innere Gegensätze besser und angenehmer aus, als bei großen volkstümlichen Feiern, wo jedem das Herz auf den rechten Fleck gerückt wird. Es rutscht bei den Sorgen und Nöten des Alltags gern schon einmal an die falsche Stelle und macht den Menschen brummig und verdrießlich. Der Frohsinn schwemmt den Unrat des Alltags weg, das Herz erholt sich, der Mensch kann wieder lachen, und zufrieden kehrt er zur liebgewordenen Pflicht zurück.

Dann ist der Aschermittwoch kein eigentlicher Carne-vale, kein Abschied vom Fleisch, sondern



Im März die „Narzisse"
Das Winterhilfsabzeichen für den Monat März wird eine „Narzisse" sein, die bei den Elfenbeinschnitzern im Odenwald hergestellt wird, und die wir hier in den verschiedenen Stadien ihrer Bearbeitung sehen. (H. Hoffmann, K.)

eher schon ein Wiedersichsehnen auf die gesunde Kraft, zu der man sich in einigen frohen Tagen erholt hat. Man geht von den Freuden, die man genossen, und die halten — bei richtigem Genuß und richtiger Einteilung so lange vor, bis uns das Jahr in seinem ewig bunten Wechsel neue Freuden bereitet. Auch 20 Grad Kälte täuschen über das Anwachsen des Lichts und den nahenden Frühling nicht hinweg. Schließlich war es das gute Recht des Winters, zu zeigen, daß er noch da war. Wir haben es gähnklappernd zur Kenntnis genommen, jetzt ist auch dieser Ausgleich da, nun kann es weitergehen — in den Frühling hinein, in den Sommer: Und auf seiner Höhe erwarten uns die großen Olympischen Spiele, denen Deutschland mit einem Gefühl des Stolzes und hoher Erwartung entgegengeht. In Deutschland kämpft in diesem Jahre der Völkerbund des Friedens! Diesen Sieg erringen wir bestimmt! Und das wollen wir unserer Jugend danken, die dafür die Voraussetzungen geschaffen hat!

Die 7 Tage

Donnerstag, 13. Februar. Deutschland erringt durch das Eiskunstlaufpaar Maxi Herber — Ernst Baier die dritte Goldmedaille auf der IV. Winterolympiade. — Der Führer besucht in Begleitung mehrerer Mitglieder der Reichsregierung den Schauplatz der Olympischen Spiele. — In Paris ereignet sich ein politischer Zwischenfall. Royalisten verüben einen Anschlag auf den Sozialistenführer Leon Blum und bringen ihm Verletzungen bei. In der Nachmittagssitzung der französischen Kammer hat dieser Zwischenfall ein Nachspiel. — Die „Action Française" wird verboten. — Infolge der Schneeunwetter der vergangenen Tage finden allein in der griechischen Stadt Saloniki 22 Einwohner den Tod. — Ein neuer Truppentransport geht von Italien nach Ostafrika ab. — Abessinien meldet Fortschritte an der Südfront.

Freitag, 14. Februar. Die französische Zeitung „Ami du Peuple" veröffentlicht sensationelle Anweisungen der Komintern zur Vorbereitung zum Umsturz in der französischen Republik. — Die Sachverständigen für die Prüfung der Durchführbarkeit einer Oelsperre gegen Italien haben ihre Arbeiten mit der Annahme eines Berichtes beendet, der nur recht flaue Aussichten zur Durchführung der Oelsanktionen offen läßt. — In Tientsin bricht in einem Notlager der ärmsten Einwohner ein Großfeuer aus. 149 Personen finden den Flammentod. — Abessinische Heeresberichte behaupten, daß Makalle vollständig von abessinischen Truppen umschlossen sei. — Auf dem Schwarzen Meer befinden sich sechs sowjetrussische Dampfer in Seenot, verursacht durch starke Schneestürme. Der Schiffsverkehr im Hafen von Odessa ist vollkommen stillgelegt worden. — Der Reichskirchenausschuß hat für die Deutsche Evangelische Kirche eine neue Disziplinarordnung beschlossen.

Samstag, 15. Februar. Mit einer großangelegten, für die ganze Industrie richtungweisenden Rede eröffnet Reichskanzler Adolf Hitler die Internationale Automobil- und Motorradausstellung Berlin 1936. — Der Führer und Reichskanzler hat Reichsstatthalter Gauleiter Dr. Alfred Meyer mit der Führung der Landesregierung von Lippe beauftragt. — Die Verhandlungen über die Möglichkeiten des nordatlantischen Flugverkehrs zwischen Deutschland und Amerika werden in Washington mit einem für beide Teile befriedigenden Ergebnis abgeschlossen. — Der Führer hat eine große Anzahl Arbeiter aus der Automobilindustrie, die an den Eröffnungsfeierlichkeiten der Ausstellung teilnahmen, zu Gast, um zu ihnen über Fragen der Deutschen Kraftverkehrsindustrie zu sprechen.

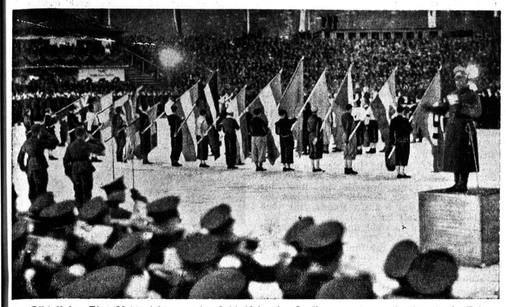
Sonntag, 16. Februar. Heute ist das ganze Olympiadorf in Garmisch-Partenkirchen voller erwartungsfroher Menschen, die teilnehmen wollen an dem feierlichen Schlußakt der IV. Olympischen Winterspiele. In Anwesenheit des Führers wird nach der Preisverteilung an die Sieger der Wettspiele durch den Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees, Graf Baillet-Latour, die Winterolympiade geschlossen. — Der Führer spricht in einem Schreiben dem Präsidenten des IOK seinen Dank für die mit seinen Mitarbeitern im Dienste der Winterspiele geleistete Arbeit aus. — Die Ausstellungshallen am Kaiserdamm zu Berlin stehen den ganzen Tag über im Zeichen eines außerordentlich starken Besuches. 80 000 Zuschauer durchwandern die Drehsperren, unter ihnen viele Auslandsbesucher. — Auf einer Großkundgebung des Gaues Westfalen-Nord der Deutschen Arbeitsfront sprichtvor den Betriebsführern und Betriebswaltern der DAF Reichswalter Klaus Selzner.

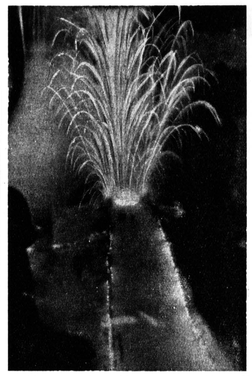
Montag, 17. Februar. Zu einem kameradschaftlichen Beisammensein vereinigen sich sämtliche Teilnehmer der Olympischen Winterspiele in der Kongreßhalle in Garmisch-Partenkirchen, an dem auch Reichssportführer von Tschammer und Osten und Graf Baillet-Latour, sowie die übrigen führenden Männer der Winterspiele teilnehmen. — Außenminister Eden ist im Unterhaus der Mittelpunkt eines Fragehagels über den Ostafrikakonflikt. — Der italienische Heeresbericht meldet einen wichtigen Sieg am Amaradam. In Italien wird der Sieg begeistert gefeiert. Mussolini beglückwünscht Marschall Badoglio. — Die gesamte europäische Presse bewundert in spaltenlangen Artikeln die disziplinlose und vorbildliche Abwicklung der Olympiade. — Um die Rechtsentwicklung in der Evangelischen Kirche wieder in geordnete Bahnen zu lenken, erläßt der Reichskirchenausschuß zwei neue Verordnungen.

Dienstag, 18. Februar. Die französische Kammer steht ganz im Zeichen einer heftigen Aussprache über den Moskowiter Pakt. — Es wird die Ratifizierungsaussprache vertagt. Eine Militärrevolte führt in Paraguay zum Regierungssturz. — Der Schweizerische Bundesrat verbietet jegliche weitere Zulassung einer Landesleitung oder Kreisleitung der NSDAP. — Den 80 polnischen Jungjuristen, die auf einer Reise Deutschland durchfahren, hält Reichsminister Dr. Frank eine Ansprache über die Rechtsentwicklung in Deutschland. — Im Seefeld-Prozeß werden die Sachverständigengutachten entgegengenommen. Der Sachverständige, der über den Geisteszustand Seefelds bekundet, hält die Angeklagten wohl für einen asozialen Psychopathen, bei dem Geisteskrankheit aber nicht bestehe.

Mittwoch, 19. Februar. Die britische Luftmacht erleidet durch den Absturz zweier Flugzeuge, bei dem sechs Insassen den Tod finden, einen schweren Verlust. — Die englische Arbeiterpartei stimmt gegen die Militärnachtragshaushalte. — Die spanische Regierung tritt infolge der starken Zunahme der Linksradikalen durch die letzten Wahlen zurück. Der Linksrepublikaner Azana wird mit der Regierungsneubildung beauftragt. Die Bildung geht auf den heutigen Tage vonstatten. — Die deutsche und die schweizerische Presse befassen sich ausführlich mit dem Verbot der NSDAP durch den Schweizer Bundesrat.

Der feierliche Ausklang in Garmisch-Partenkirchen





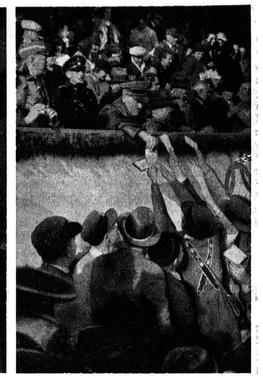


Bild links: **Eine Uebersicht von der Schlußfeier im Stadion,** zu der noch einmal die Fahnen der Nationen aufmarschiert waren. (Schirner, K.) — Bild rechts: **Der Führer verteilt Autogramme.** Bei der Anwesenheit des Führers im Schistadion wurde die Ehrentribüne von zahllosen Autogrammjägern belagert. Links Reichsminister Dr. Goebbels. (Deutsche Presse-Photo-Zentrale, K.) — Bild Mitte: **Das Olympische Feuerwerk.** Mit einem Feuerwerk auf der großen Olympia-Sprungschanze klang der denkwürdige Tag aus. (Weltbild, K.)

Politische Spannung in Paris

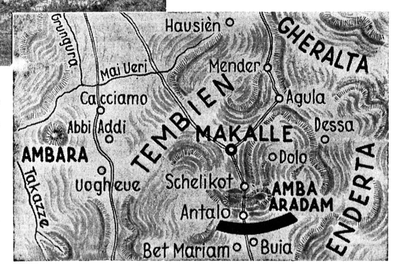
Nach dem Ueberfall auf Leon Blum und der Auflösung der Action Française herrscht in Paris politische Hochspannung. Vor dem Grand Palais, in der Nähe des Hauptquartiers der verbotenen Organisation, steht französische Mobilgarde in Bereitschaft, um bei Unruhen sofort eingreifen zu können. Bild links. (Scherl Bilderdienst, K.) — Die „Volksfront" protestiert. Nun hat auch die „Volksfront" ihre Anhänger zu einem großen Umzug in Paris auf die Straße gerufen, an dem sich etwa 100 000 Personen, Männer, Frauen und Kinder, beteiligten. An der Spitze marschierten die sozialistischen und kommunistischen Abgeordneten „brüderlich" vereint. Der Zweite von links ist der Abgeordnete Frot. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die österreichischen Manöver bei Wien

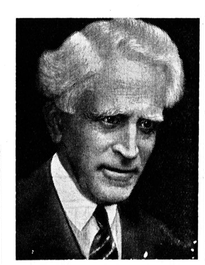
Kleine Tanks und Panzerwagen begeben sich ins Kampfgebiet, ein Bild von den Manövern des österreichischen Bundesheeres bei Schwechat in der Umgebung von Wien.
(Presse-Bild-Zentrale, K.)

Die einzige moderne Maschine in Abessinien
Dieses Flugzeug ist die einzige moderne Maschine in der abessinischen Luftflotte. Hier wird sie mit Munition beladen, um zur Nordfront zu fliegen. (Weltbild, K.)

Vom abessinischen Kriegsschauplatz



Zur Schlacht von Enderta
Eine Uebersichtskarte zu der großen künftigtägigen Schlacht an der Nordfront, während der den Italienern die Eroberung des Amba Aradam und die Besetzung von Antalo gelang. In dieser Schlacht sollen die Abessinier 5000 Tote, die Italiener etwa 500 Tote verloren haben. (Graphische Werkstätten, K.)



Zu den Vorgängen in Spanien

In Spanien ist jetzt der Ausnahmezustand erklärt worden. Es sind dies die Folgen der gewaltigen Linksbewegung, die die letzten Wahlen gebracht haben. Bild oben: **Spanien wählte.** Ein Schnappschuß aus einem Wahllokal in Madrid. (Pressephoto, K.) — Bild links: **Ministerpräsident Valladares,** der nun nach dem großen Sieg der Linken in seiner Stellung erschüttert ist, obgleich er das Vertrauen des Staatspräsidenten besitzt. (Graphische Werkstätten K.) — **Der einstige Ministerpräsident Azana,** der an der Spitze der siegreichen Linken steht und sogar bereits als Chef der künftigen Regierung bezeichnet wird. (Graphische Werkstätten, K.)

Alma ist ein solides Mädchen

Von K. Hofer

Gegen 9 Uhr erschien Alma, das Dienstmädchen, und erklärte, sie ginge jetzt aus. Wann sie wieder da sein müsse?

„Meinetwegen", knurrte Herr Jenker, „brauchen Sie überhaupt nicht wiederzukommen!"

„Ich meine bloß wegen dem Korridorschlüssel. Wenn Sie noch ausgehen . . ."

Jenker schleuderte dem Mädchen einen boshaftvollen Blick zu. „Ich denke nicht daran. Erstens kann doch die Wohnung, wo meine Frau mal wieder nicht da ist, nicht unbeaufsichtigt bleiben, und außerdem habe ich noch zu tun!"

Alma entschwand, nicht ohne sich im Stillen über die ungewöhnlich gute Laune des Hausherrn gewundert zu haben.

Jenker entkorkte eine Flasche Wein und fand es einstweilen sehr unterhaltsam, einmal abends nicht auszugehen. Sehr nett, daß seine Frau allfährlich einmal zu einer Jugendfreundin ginge, um den Geburtstag zu feiern! Er griff nach einem Buch und zog sich auf die Couch zurück. Das Buch erwies sich als ein Roman, von dem Frau Jenker geradezu begeistert gewesen war. Er fand das höchst unverständlich, da auf den ersten Seiten immerzu von einem Kastanienbaum die Rede war, der auf einem Schulhof stand. Gelangweilt warf er das Buch beiseite und stellte das Radio an. Mit vollster Lautstärke. Heute abend brauchte er nicht zu befürchten, daß seine Frau das als eine Rücksichtslosigkeit gegen die Nachbarn bezeichnen würde. „Leise, leise, fromme Weise . . ." klang es im Fortissimo aus dem Lautsprecher. Herr Jenker liebte zwar klassische Musik nicht sonderlich, aber wenn Krufes im zweiten Stock zu Hause waren und noch nicht schliefen, erfüllte sie ihren Zweck.

Um 10 Uhr fand er es unverantwortlich von seiner Frau, ihn so lange allein zu lassen. Eine große Rücksichtslosigkeit! Er selbst kam zwar selten vor 2 Uhr früh heim, aber davon erfuhr seine Frau nichts. Als sie um ½11 Uhr noch nicht zurückgekehrt war, entlud sich sein Zorn in grimmigen Kernflüchen, und einige Minuten später war er trotz des Radiolärms eingeschlafen. — —

Er erwachte von einem heftigen Klopfen. Der Lautsprecher schwieg. Also mußte es 1 Uhr vorüber sein. Regen prasselte gegen die Scheiben. Das war schuld das Klopfen gewesen. Seine Frau war noch nicht da. Herr Jenker riß das Fenster auf und blickte in das wüste Unwetter hinaus. Unten stand Frau Jenker mit aufgespanntem Schirm in strömendem Regen vor der Haustür. „Warum kommst du nicht herein?" brüllte er hinunter.

„Ich habe meinen Hausschlüssel vergessen!" Herr Jenker fluchte. Schließlich aber nahm er schimpfend den Hausschlüssel vom Haken, schmetterte zornig die Korridortür hinter sich ins Schloß und stieg die Treppe hinunter. „Wo kommst du her um diese Zeit? Unerhört! Man sitzt die ganze Nacht auf und macht sich Sorgen . . ."

„Hast du denn noch nicht geschlafen?" fragte sie leise.

„Bewahre! Als ob ich schlafen könnte, wenn ich befürchten muß, daß dir etwas zugestoßen ist. Die ganze Nacht bin ich ruhelos auf- und abgewandert."

„Ich stehe seit ¼ 12 vor der Tür", sagte Frau Jenker kläglich. „Ich habe gerufen und an die Tür geklopft, aber es nutzte nichts, weil du Radio hörtest! Ich begreife nicht, wie es möglich war, daß ich den Schlüssel vergaß."

„So etwas bringen nur Frauen fertig!" erklärte er mit erheblichem Stimmaufwand. „Ueber tausend nichtigen Dingen wird das Wichtigste vergessen. Alle Jubeljahre geht du einmal aus, und prompt vergißt du den Schlüssel! Merkwürdig, daß mir nie so etwas passiert . . .!"

„Na, na!", zweifelte Frau Jenker, die Treppe hinaufsteigend. Ihm schien es, als hätte ein leises Kichern diese Bemerkung begleitet.

„Das nächste Mal", schnaubte er, „kannst du meinetwegen die ganze Nacht draußen stehen. Zum Teufel, jetzt ist die Alma, diese Gans, auch nicht da!"

„Alma hat Ausgang. Was soll sie denn?"

„Aufmachen soll sie, zum Kuckuck, ich habe den Korridorschlüssel nicht mitgenommen!"

Ein Seufzer Frau Jenkers verwehte im totenstillen Treppenhaus.

„Vielleicht ist sie schon wieder da . . ."

„Ausgeschlossen! Ganz ausgeschlossen! Seit neun Uhr ist sie weg, und die ganze Zeit habe ich auf jedes Geräusch gehorcht. Ich hätte das unbedingt hören müssen . . .!"

„Aber Alma ist ein sehr solides Mädchen! Sie ist noch nie nach Mitternacht nach Haus gekommen!"

Jenker lachte mißtönend. „Man kennt das doch. Ich wertete nicht, daß du diese dumme Person noch in Schutz nimmst!"

„Aber es ist doch gewissermaßen . . ."

„Ruhe jetzt! Das hat man davon, wenn man sich in unbegreiflicher Gutmütigkeit bereit erklärt, das Haus zu hüten. Jetzt können wir die Nacht auf der Treppe zubringen!"

Frau Jenker klopfverten die Zähne. Sie fror entsetzlich in ihrer völlig durchnäßten Kleidung, aber sie hielt es für zwecklos, auf die Vorwürfe ihres Gatten noch etwas zu entgegnen.

„Mit meinem Rheumatismus!" verzweifelte Jenker. „Das wird mir den Rest geben!"

Schließlich setzte er sich achzend auf eine Treppenstufe und begann erschütternd zu schnarchen . . .

Auch diese Nacht ging zu Ende. Gegen 6 Uhr glaubte Frau Jenker ein bekanntes Geräusch zu vernehmen. In ihrer Küche wurde die Kaffeemühle gedreht. Kurz entschlossen klingelte sie.

An der Tür erschien Alma und starrte ihre Herrin verblüfft an. Der groteske Anblick, den der auf der Treppe sitzende Herr Jenker bot, nötigte ihr ein Lächeln ab, das nicht ganz ohne Schadenfreude war. „Die ganze Nacht haben Sie auf der Treppe warten müssen!" sagte sie mitleidig. „Warum haben Sie denn nicht geklingelt?"

„Mein Mann behauptete, Sie wären noch nicht zurückgekommen."

In diesem Augenblick erwachte Herr Jenker. Augenrollend, wie ein entlarvter Bühnenintrigant, trat er steifen Schrittes auf Alma zu.

„Sie Gans! Warum haben Sie sich nicht bei mir gemeldet, als Sie nach Hause kamen? Wir haben nur zwei Korridorschlüssel, und Sie wußten doch, daß meine Frau einen davon mitbatte. Wenigstens mußten Sie das glauben. Sie hat ihn natürlich vergessen, aber das konnten Sie nicht wissen! Wie können Sie sich erlauben, zu Bett zu gehen, ohne vorher den Schlüssel abzuliefern?"

„Aber Sie sagten doch, Sie wollten nicht mehr ausgehen . . .!"

„Ganz egal! So viel Ueberlegung mußten Sie doch haben. Hätten Sie mir den Schlüssel wiedergegeben, dann brauchte ich nicht die ganze Nacht auf der Treppe zuzubringen, wo ich mir wahrscheinlich einen Knacks für das ganze Leben geholt habe."

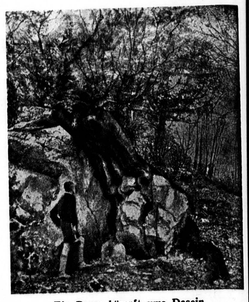
„Sie brauchten ja nicht auf der Treppe zu sitzen" wandte Alma ein. „Ich habe den Schlüssel abgegeben. Ich kam um 11 Uhr nach Hause, und da lagen sie auf der Couch und schliefen . . ."

„Was erlauben Sie sich, Sie dreiste Person? Ich soll geschlafen haben? Wo ich in höchster Unruhe war wegen des Ausbleibens meiner Frau?"

„Sie waren gar nicht wach zu kriegen . . ."

„Das ist eine unverschämte Lügel" donnerte Jenker. „Ich werde Ihnen beweisen . . .!"

„Sie sagen auf der Couch," fuhr Alma unbeirrt fort. „Dieselbe Couch, auf der Sie jetzt liegen. Und weil Sie gar nicht wachzukriegen waren, habe ich den Korridorschlüssel einfach in die Seitentasche Ihrer Hausjoppe gesteckt . . ."



Ein Baum kämpft ums Dasein

Nicht nur der Daseinskampf der Menschen ist häufig recht schwer, sondern auch in der Natur bestehen schwere Daseinskämpfe. Da ist z. B. ein Baum. Ein Samenkorn fiel unglücklicherweise auf einen Felsblock, der ein wenig Humuserde auf seiner Oberfläche trug. Aus dem Samenkorn wurde ein Sprößling. Bald hatte der Felsblock nicht genügend Erde zur Nahrung des jungen Baumes. Jetzt galt es, zu siegen oder zu sterben! In unserem jungen Baum lebte aber eine unbändige Kraft, und so senkte er einige Wurzeln am Felsen entlang nach unten. Bald faßten diese den Humusboden, und nun war unser Bäumchen gerettet. Aus dem Sprößling wurde ein Baum, dessen Wurzeln später sogar den Felsblock sprengten, wie unsere Abbildung es zeigt. Das war ein Sieg des Lebenswillens! (Brandt, K)

„Napoleon" auf dem Maskenball

Eine Faschingsskizze von Hans Bramkamp

Johannes Maibaum, ein Antiquitätenhändler, besuchte in jedem Jahre einen kleinen, jedoch exquisiten privaten Maskenball, den sein Kegelklub „Schiefe Ebene" veranstaltete. Diesmal hatte er lange überlegt, in welches Kostüm er seine kleine, gedrungene Gestalt einwickeln solle. Sein durch den Beruf genährter Hang zum Historische verleitete ihn schließlich dazu, als Napoleon mit der römischen Eins in die Erscheinung zu treten. Er hatte sich außerordentlich sorgfältig ausstaffiert, und um die weitere Steinlacke hätte ihn wahrscheinlich selbst der leibhaftige Bonaparte beneidet.

Ganz vom Glanz der großen Rolle ausgefüllt, trat er erhobenen Hauptes in den Mlauen Saal (bey nach Mitternacht „Liebliane Bude" geschimpft wurde), hielt den Hut unter dem Arm und hatte einige Mühe, daß ihm der Degen nicht zwischen die Beine geriet. Allerdings war es, objektiv betrachtet, kein königliches Schreiten, denn die Stiefel machten ihm vom ersten Auftreten an zum Dulder großen Formates.

Johannes hatte seine Kegelfreunde noch nicht begrüßt, als schon eine Stimme rief „Vive l'empereur!" Im nächsten Augenblick verneigte sich ein Hirtenmädchen, das einen mit Kornblumen besetzten Strohhut trug, bescheiden feierlich einen Hofknix und holte ihn zum Tanze. Während des Walzers standen helle Tränen in seinen Augen, denn er hätte im Augenblick für ein Paar Pantoffeln das Königreich Neapel gegeben. Das Kornblumen-Mädchen bemerkte, daß er sich nur mit großer Mühe einigermaßen aufrecht hielt und stützte pöttlich „Majestät, man merkt, daß Sie im Felde aufgewachsen sind."

Als Maibaum endlich wieder aus Sitzen denken konnte, widerfuhr ihm prompt das Pech, daß sein Stuhl aus dem Leim ging. Großes Gelächter; nur das Hirtenmädchen rief: „Solch' Malheur ist sehr häufig, Napoleon hat der Waterloo Josephine manche Szene bereitet, bei der Stühle zerbrochen wurden. Johannes schaute seine Partnerin gequält und flehend an. Dann geriet seine sanfte Seele plötzlich in Wallung, und er bemerkte sachlich: „Kannten Sie Napoleon?" „Und wie!" entgegnete sie schnippisch, ohne einen Augenblick zu zögern, „meinen Onkel Karneval ist, arbeite ich an einer Doktorarbeit über Frau von Stael, die dem Korsen so nahe stand, wie ich jetzt Ihnen, erlauchter vierte Sternlacke hätte ihn wahrscheinlich selbst Monarch." Damit drehte sie ihn schon wieder herum im Kreise herum.

Auch in den nächsten Stunden blieb er der Mittelpunkt der Gesellschaft. Braune Wüstensöhne klimperten mit seinen Orden. Harald Lloyd jonglierte mit den napoleonischen Degen und versuchte sich auf primitive Art als Säbelschlucker. Einer Indianerin ging der kaiserliche Hut bis an die blendendweißen Zähne. Wenn ihn zugeknöpft hätte, hieß es nur noch „Usurpator" und „Imperator".

Irgendjemand schenkte dem Franzosenkaiser eine Zigarette, die nach einigen Zügen funkensprühend explodierte. Johannes ärgerte sich maßlos, als er sich nach dem Knall neben dem Klubsessel wiederfand. Das Hirtenmädchen half ihm beim Wiederaufbau. „Liebe Sonne von Austerlitz! Wir sind hier zu Ihrem Glück unter uns, sonst hätte Ihnen der Sturz den Thron kosten können." Und gleich darauf bat sie wortreich um das Königreich Westfalen und um die Lippischen Schützen als Schutzgarde.

Johannes Maibaum war auch nicht mehr ansnähernd Herr der Situation, er fühlte sich elend und genarrt, dazu knifft die Uniform in allen Nähten, an die Lackstiefel gar nicht zu denken. Er verwünschte den Abend, vor allem die Idee, als Napoleon mit der römischen Eins diesen Blauen Saal betreten zu haben.

Endlich Pause, er als dritter Mann in einer Stafette unterschlüpfen.

Als er im Morgengrauen aufbrach, wollte es der Zufall, daß er ausgerechnet gleichzeitig mit dem Hirtenmädchen das Lokal verließ. Es regnete in Strömen. Die Dame fröstelte und war plötzlich kleinlaut. Lange Minuten wurde vergeblich nach einer Taxe Ausschau gehalten. Endlich rollte ein Wagen heran. Maibaum winkte. Das Kornblumenfräulein wollte nach knappem Gruß auf das Auto zugehen, aber Johannes stand schon Johannes Maibaum auf dem Trittbrett. Unter dem Ueberzieher blitzte der Degen auf. Er hielt den Hut vor der Brust und sah jetzt, im Licht der Straßenlaterne, merkwürdig ernsthaft wie Bonaparte aus, als er hervorstieß: „Madame, ich bin im Felde aufgewachsen, habe schlechte Manieren, und jetzt bin ich sehr eilig. Vielleicht muß ich noch in unter Umständen den Thron retten." Als das Hirtenmädchen den Mund schloß, war das Auto bereits um die nächste Straßenecke gebogen.

Bezaubernde Nachbarinnen / Von Hans Bethge

Ein schöner Vormittag, Berlin in flimmerndem Sonnenglanz, der Himmel veilchenblau wie über der Bucht von Neapel. Ein strahlender, ein befriedender Vormittag.

Ich fuhr die belebten Linden hinunter, in einem ganzen Rudel von Wagen. Sobald an den Straßenkreuzungen das rote Licht der Verkehrssignalen aufflammte, stoppten wir alle gemeinsam. Einmal hielt dicht neben mir ein schönes, schlankes, hellgraues Kabriolett, das Fenster war herabgelassen, ich sah, kaum einen Schritt von mir entfernt, das herrlichste Frauenprofil der Welt. Ihre Augen streiften mich, dunkel wie Samt, von tiefem, lebhaftem Glanz. Ich war hingerissen, bestürzt, voll Aufruhr. Ich zog schnell entschlossen meine Brieftasche, nahm eine Visitenkarte und schrieb:

„An die schönste Frau, der ich jemals begegnet bin. Ich wäre unendlich glücklich. Sie kennen zu lernen".

Die Verkehrsampeln wechselten ihr Licht, ich hatte gerade noch Zeit, die Karte durch das Fenster in den hellgrauen Wagen hineinzuwerfen, dann zogen wir an und fuhren weiter.

Ich wußte es einzurichten, daß wir an der nächsten Straßenkreuzung wieder nebeneinander standen. Ihre Augen streiften mich wieder flüchtig, diesmal mit einem Lächeln, ich zog grüßend den Hut. Dann sah ich, wie sie schrieb, mit angestrengtem Ernst, das Profil von unvergeßlicher Herrlichkeit. Die Lichter wechselten. Sie ward die Karte lächelnd zu mir herein. Wir fuhren an.

Ich nahm das Billet voll Spannung auf, es war ein Kärtchen mit Goldrand, ohne Namen, darauf stand mit feinen, schlanken Buchstaben: „Bin verheiratet, habe die reizendsten Kinder, bin unendlich glücklich".

Schade! Ein wunderbar schönes Menschenkind — es wäre in der Tat höchst sonderbar, wenn solch ein herrliches Wesen nicht schon von einem anderen verwöhnt würde. O, unendlich schade!

Der Zufall wollte, daß ich einige Tage später beim Stoppen an einer Straßenecke neben einer eleganten champagnerfarbenen Limousine hielt, in der wieder ein junges Geschöpf von auffallender Schönheit saß. Dieses war blond, blauäugig, die frühlingshaften Wangen wie Pfirsiche. Ein ganz zarter Ton.

Vielleicht hast du diesmal mehr Glück dachte ich, zog keck die Briefkasche, schrieb wieder ein paar Worte auf eine Visitenkarte, die Wagen zogen an, ich nahm schnell die Karte und schleuderte sie in die Champagner Limousine!

Ich ahnte nicht, welch eine Dummheit ich begangen hatte. In der Eile hatte ich nämlich nicht die soeben von mir beschriebene Visitenkarte ergriffen, sondern jenes noch unbeschriebene Kärtchen, auf dem von der Hand eines schönen Menschen geschrieben stand: „Bin verheiratet, habe die reizendsten Kinder, bin unendlich glücklich."

Die nächste Straßenkreuzung kam. Allgemeines Halten. Erwartungsvoll schob ich mich neben den champagnerfarbenen Wagen. Ich sah ein übermütig lachendes Gesicht — es lachte humorvoll, sprühend, ganz kameradschaftlich! Sonderbar, dachte ich, was soll das heißen? Sie neigte sich, ich sah, wie sie eine heiterster Miene schrieb. Mir war etwas bekommen zumute. Die Wagen zogen an, sie lachte mir noch einmal ausgelassen zu, und mir die Karte schwungvoll entgegen in rasender in mörderischem Tempo davon.

Ich nahm die Karte — und mein Entsetzen war fürchterlich! Ich hätte mich mit beiden Händen ohrfeigen mögen. Ja, es war die Karte mit Goldrand und den feinen schlanken Buchstaben: „Bin verheiratet, habe die reizendsten Kinder. bin wunschlos glücklich".

Darunter stand jetzt noch etwas anderes, eigentümlich temperamentvoller Schrift: „Dank für das Geständnis Ihres Glückes. Bin unverheiratet, habe keine Kinder, bin dennoch glücklich!" — Und ein wenig tiefer, ganz klein, ganz zierlich, nur wie hingehaucht: „Schon vormittags beschwipst?"

Ich war verzweifelt, ich bin mir nie so albern vorgekommen. Am liebsten wäre ich nachgelaufen. Es hatte keinen Sinn, ich stand verstört, zerschlagen, ein dummer lächerlicher Mensch, war sie meinen Blicken längst entschwunden.

6. Fortsetzung

Expedition INCOBAR

Roman von Erich Baring

Der Präsident wendet sich an Ihna:

„Bitte machen Sie Ihre Apparate klar, lieber Baron. Ich glaube, wir werden bald recht interessante Dinge erleben."

Wolf Ihna verneigt sich leicht, dann verläßt auch er die Brücke, um seine Vorkehrungen zu treffen.

„Herr Assmussen! Bitte verlangsamen Sie die Fahrt auf das Tempo eines gewöhnlichen Dampfers. Ich möchte mir den „Christobal Colon" näher ansehen."

Jochen blickt Donna Elvira verwundert an.

„Sie machen ein so ernstauntes Gesicht, lieber Freund? Es ist tatsächlich mein Wunsch."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, gnädige Frau. Wir sind dem Kreuzer an Schnelligkeit so überlegen, daß wir ihm leicht entkommen könnten."

Jochen gibt kopfschüttelnd einen kurzen Befehl in den Maschinenraum hinunter, dann wendet er sich wieder an Donna Elvira:

„Ich glaube, daß es für uns vielleicht besser wäre, nicht allzu nahe Bekanntschaft mit dem ‚Christobal Colon' zu machen, denn die Ladung, die wir in Porto Santo an Bord genommen haben, dürfte wohl nicht für die Augen des Kommandanten des Kreuzers bestimmt sein."

„Da haben Sie völlig recht, lieber Freund. Das ist sie auch nicht. Ich sage Ihnen jetzt ganz offen, daß die Ladung aus einigen Feldgeschützen, einer Anzahl Maschinengewehre, Gewehren und aus Munition besteht. Es sind Requisiten, die die Filmexpedition Incobar möglicherweise braucht."

Donna Elvira nickt Jochen zu, dann verläßt sie die Brücke. Auf der Treppe wendet sie sich noch einmal um.

„Bitte lassen Sie gleich die Flagge der Republik Sto. Magdalena setzen, damit der Kommandant des ‚Christobal Colon' Bescheid weiß, was für ein Schiff er vor sich hat."

Die „La Paloma" kriecht, entgegen ihrer sonst gewohnten Geschwindigkeit, wie eine Schnecke dahin.

„Mein Gott, wir kommen ja kaum von der Stelle", lacht Dolores, die auf der Brücke zurückgeblieben ist.

Jochen und Dolores sind viel allein, denn Dolores kommt sehr oft auf die Kommandobrücke. Jochen ist noch immer ihre große Leidenschaft — wie sie es nennt —, aber sie nimmt die immerhin herzliche Freundschaft keineswegs so ernst wie Jochen. Für sie bleibt Flirt Flirt, man liebt sich, man küßt sich. Man vergißt sich wieder, wenn die Freundschaft langweilig zu werden beginnt.

Assmussen läßt das Fernglas sinken, durch das er den heranrauschenden Kreuzer beobachtet hat.

„Dolores, ich verstehe deine Mutter nicht. Wir sind doch rettungslos verloren, sind eine gliotte Beute des ‚Christobal Colon'."

Ein geheimnisvolles Lächeln spielt um den Mund des jungen Mädchens.

„Jochen, wir sind nicht verloren, gerade das Gegenteil wird eintreten."

Im Augenblick kalten Assmussen die für ihn verbotenen Räume achtern im Schiff ein.

Die „La Paloma" schleicht durch die blaue See. Der Kreuzer kommt näher und näher. Eine gute halbe Stunde vergeht, dann hat er die „La Paloma" erreicht.

Zwei blinde Schüsse donnern von drüben her über das Meer, dann stoppt der „Christobal Colon". Nach kurzer Zeit liegt auch die „La Paloma" still.

Eine Motorbarkasse schießt auf sie zu. Das Fallreep rasselt nieder. Ein Offizier und fünf Mann, mit Gewehren bewaffnet, steigen empor. Die Expräsidentin tritt auf den Leutnant zu.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragt sie kurz.

„Donna Elvira de Incobar! Ich erkläre Sie hiermit auf Befehl meiner Regierung für verhaftet. Außerdem möchte ich den Kapitän des Schiffes sprechen. Die ‚La Paloma' ist beschlagnahmt."

„Wirklich?"

„Lassen Sie den Kapitän rufen."

„Ist nicht nötig. Sie können alles Nähere mit mir besprechen."

„Ich habe mit Ihnen nichts zu tun. Ich will den Kapitän sprechen, denn ich übernehme jetzt das Kommando über den Dampfer. Die Flagge ist sofort zu streichen."

„Vorwärts, lassen Sie den Kapitän rufen", schreit der Leutnant.

Die Gläser klingen aneinander. Der Japaner verneigt sich. Wolf Ihna bittet Donna Elvira, ihn zu entschuldigen.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber die Arbeit ruft. Ich bin so gespannt, zu sehen, wie die Aufnahmen an Bord des Kreuzers gelungen sind."

„Er bedeutet, daß Sie, mein Herr, und Ihre Mannschaften meine Gefangenen sind."

Der Leutnant ruft den Leuten unten in der Barkasse einen Befehl zu. Das kleine Fahrzeug jagt hinüber zum Kreuzer.

„Donna Elvira de Incobar, die Folgen Ihrer Handlungsweise haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Sie wissen, daß . . ."

Plötzlich ein klirrendes, metallisches Geräusch, dann ein Knistern und Rauschen. Irgend etwas fährt saufend zum Kreuzer hinüber. Eine Explosion erfolgt nicht. Wohl aber ertönt plötzlich vom „Christobal Colon" herüber wildes Geschrei. Vom Kommandanten bis zum Schiffsjungen, vom Chefingenieur bis zum letzten Heizer sind alle wie gelähmt, selbst hinunter bis in die Maschinenräume ist das Teufelsgas gedrungen. Die Gasmenge, die Kuro zum „Christobal Colon" hinübergeleitet hatte, war nur gering, denn sonst würde drüben nichts mehr am Leben sein. Aber schon die geringe Menge hatte genügt, um die Mannschaft in eine Art von Betäubung zu versetzen.

Zehn Minuten später stoßen zwei Boote von der „La Paloma" ab und fahren zum „Christobal Colon" hinüber. Die Insassen der beiden Boote sehen abenteuerlich genug aus. Gasmasken schützen das Gesicht. Anzüge aus Gummi bedecken den Körper.

Als Baron Ihna und Kapitänleutnant Kuro mit ihren Leuten an Bord des Kreuzers stehen, bietet sich ihnen ein merkwürdiges Bild. Alle dienstfreien Mannschaften des Schiffes hatten sich aus Neugierde auf die Steuerbordseite begeben. In wirren Haufen liegen sie auf dem Panzerdeck, unfähig, sich zu bewegen. Aehnlich ist es im Maschinenraum, in den Türmen, bei den Geschützen, in den Räumen unter Deck.

Ihna legt dem Japaner die Hand auf die Schulter.

„Ich habe im Kriege allerhand erlebt, aber so etwas habe ich noch nicht gesehen, Herr Kuro."

„Das glaube ich Ihnen gern. Aber in der Art, wie ich das Gas hier verwendet habe, ist es sehr human. In drei bis vier Stunden ist alles wieder gesund und munter."

„Nun aber an die Arbeit!"

Während Wolf Ihna die Szenen auf dem Kreuzer verfilmt, geht der Japaner mit seinen Leuten zu den Geschützen, läßt die Verschlußstücke herausnehmen und ins Wasser werfen, dann zerstört er die Funkstation des Kreuzers. Der Kommandant und die Offiziere des „Christobal Colon" sehen, bebend vor Wut, aber völlig hilflos, dem Treiben Kuros zu.

Bis zum Abend ist Ihna nicht zu sehen. Er arbeitet fieberhaft. Die Aufnahmen sind vortrefflich gelungen. Wolf gibt seinen Gehilfen noch einige Anweisungen, dann verläßt er den als Laboratorium eingerichteten Raum und steigt an Deck.

Auf der Brücke steht er Dolores und Jochen. Er geht in seine Kammer und kleidet sich rasch um, viel schneller, als es sonst seine Gewohnheit ist, dann er will vor dem Diner noch mit Jochen ein paar Worte sprechen.

Er findet den Freund in seiner Kammer am Schreibtisch. Das erste, was ihm in die Augen fällt, ist ein Bild von Dolores, das an der Stelle steht, wo einst das Bild Mariannes seinen Platz hatte.

„Setz dich doch, Wolf, hier sind Zigaretten."

„Jochen, wir sind alte Freunde von der Schulbank her und Kriegskameraden. Ich möchte ein paar Worte als Freund zum Freunde mit dir sprechen."

„Was hast du, Wolf? Habe ich etwas Unrechtes getan? Du machst ein Gesicht wie Windstärke 10, das ist Sturm."

„Du hast recht, Jochen. Seit wir Hamburg verlassen haben, herrscht tatsächlich Sturm in meinem Innern."

„. . .?"

„Du bist im Begriff, dich zu verlieren, Jochen, und das regt mich auf, das tut mir so weh!"

Ihna macht eine kurze Pause, dann fährt er fort:

„Viel Worte und lange Reden sind nicht meine Sache, das weißt du, darum will ich mich kurz fassen. Jochen, du bist in Dolores verliebt, und das taugt nichts für dich. Zwar sagt man, Gegensätze berühren sich, aber es gibt auch Gegensätze im Charakter zweier Menschen, die sich nie überbrücken lassen."

„Wolf, ich verstehe dich nicht."

„Laß mich weitersprechen", bittet Ihna, „ich muß es als Freund tun. Selten fand ich zwei gegensätzlig so wesensfremde Menschen, wie dich und Dolores. Sie kannte ich dich als tief veranlagten, ruhig überlegenden, pflichtbewußten Menschen, dem Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit verhaßt waren. Und so bist du in deinem Innern auch heute noch. Angeborene Charaktereigenschaften lassen sich nicht einfach abwerfen. Bei Dolores, die ein hübscher bunter Schmetterling ist, kann man von einer tieferen Veranlagung jedoch nicht reden, denn . . ."

Jochen springt auf.

„Wolf, ich kenne Dolores besser, ich weiß, wie lieb sie mich hat. Sprich nicht weiter, Wolf, du begehst ein Unrecht, wenn du so mein lieber Jochen, unsere alte Freundschaft aufsprangen, aber es muß gesagt werden."

„Sprich!"

„Jochen, denke an Hamburg!, an Marianne, bevor du dich bindest. Ich wäre ein schlechter Menschenkenner, wenn ich nicht gemerkt hätte, wie lieb sie dich hat. Aber auch du hast sie lieb und liebst sie noch immer, denn ein solch' prächtiges Mädchen kann man nicht vergessen. Deine sogenannte Liebe zu Dolores ist nichts als ein Rausch, ein Traum, der aber mit einem recht häßlichen Erwachen enden wird."

Jochen nagt an seiner Oberlippe, eine tiefe Falte steht ihm auf der Stirn. Ihna legt die Hand auf des Freundes Schulter.

„Wolf, lasse mich bitte allein."

Hart klingen die Worte. Wolf tritt auf die Brücke hinaus. Die Sonne ist gesunken, die kurze Dämmerung der Tropen liegt über dem Meere. Es ist ganz still, nur die Wellen rauschen um den Bug des Schiffes. Da tönt ein girrendes Lachen an Wolfs Ohr.

Drunten an Deck steht er Dolores in einem bequemen Liegestuhl. Neben ihr Kapitänleutnant Kuro. Sie lachen und scherzen. Dolores wirft dem Japaner, dem Helden des Tages, kokette Blicke zu.

„Armer Jochen . . .", murmelt Wolf vor sich hin, dann verläßt er die Kommandobrücke.

XV.

Die Wasser der Lagune von Maracaibo, auf die von Süddsten die gewaltigen Gipfel der Cordillere von Mérida, der höchsten Erhebung Venezuelas, schauen, leuchten tiefblau wie der wolkenlose Himmel, von dem unbarmherzig die Tropensonne glüht.

An Land ist es unerträglich heiß, aber auch auf See bringt die schwache Brise von Südosten kaum Abkühlung.

Zwei Zerstörer, die die Flagge der Republik Sta. Magdalena — ein gelber Jaguarkopf in blauem Felde — führen, liegen etwa 800 Meter von der Küste entfernt. „Sta. Barbara" und „S. Juan" sind ihre Namen.

Vom Maste der „Sta. Barbara" hängt beinahe bewegungslos und schlaff die Flagge des Admirals Don Fernando Alvarez.

Genau eine Woche ist es her, daß Don Fernando von Freunden aus dem Gefängnis befreit wurde. In der gleichen Nacht hatte er sich an Bord der „Sta. Barbara" begeben, deren Besatzung — wie er wußte — ihm treu ergeben war, ebenso wie die des „S. Juan". In der Dunkelheit hatten die beiden Zerstörer den Hafen verlassen und waren den Kanonen des Regierungskreuzers „General Bolivar" entgangen.

Sogleich hatte Fernando Alvarez mit dem alten General Pajaro drahtlos Verbindung aufgenommen, der ihn nach der Stelle beordert hatte, wo seit mehreren Tagen die Zerstörer liegen.

Don Fernando liegt in seiner Kammer auf seiner Koje und raucht eine Zigarette nach der anderen. Immer wieder nimmt er seine Seekarte zur Hand und blickt auf seine Armbanduhr, denn die „La Paloma" muß jeden Augenblick einlaufen.

Alvarez springt auf und greift nach der Uniformmütze.

Bald nach dem Einlaufen der beiden Zerstörer in die Lagune von Maracaibo war es Fernando gelungen, einen Funkspruch der „La Paloma", der an den General Pajaro gerichtet war, aufzufangen, und seit diesem Moment stand er dauernd im Verkehr mit Donna Elvira de Incobar.

Der junge Admiral stößt draußen im Gange fast mit seinem Signalmaaten zusammen, der ihm meldet, daß soeben ein Dampfer die kleine Insel Toas passiert habe und sich in rascher Fahrt mit Südkurs nähere. Eine deutliche Aufrage habe ergeben, daß das Schiff „La Paloma" sei.

Don Fernando eilt an Deck. „Motorboot klar", ruft er dem Wache habenden Offizier zu, dann wendet er sich wieder an den Funker: „Geben Sie sofort zur Villa Sidonia die Meldung hinüber, daß die „La Paloma" in etwa einer halben Stunde vor Anker gehen wird."

„Zu Befehl!"

Alvarez steigt das Fallreep hinunter und springt ins Boot. Die kleine Barkasse schießt wie ein Pfeil durch das tiefe Blau der Wasser.

Die Villa Sidonia, deren Namen eben Don Fernando genannt hatte, ist ein uraltes Gebäude, das seit undenklichen Zeiten nicht mehr bewohnt wird. Es heißt, daß ein vornehmer Sonderling, ein Herzog Sidonia, das Haus vor ein paar hundert Jahren erbaut und in seinen Mauern als Einsiedler, nach anderen Berichten als Seeräuber gelebt habe.

Die halbverfallene Villa dient augenblicklich General José Pajaro, dem treuen Freund und Anhänger Elvira de Incobars, als Hauptquartier. Von Valencia kommend, wo er seine Mannen — die Komparsen der Expedition Incobar — um sich geschart hatte, war er vor zwei Tagen mit seinen Leuten und Pferden hier eingetroffen, um, wie verabredet, die Ankunft der „La Paloma" abzuwarten.

Gerade hat der alte Haudegen, der Kämpe in vielen Revolutionen und Fehden mit Indianern, seine Unterführer in der Villa zu einer Besprechung versammelt, als ihm sein Adjutant die Meldung vom Nahen des ersehnten Schiffes bringt.

Sogleich läßt er Wein kommen, tiefroten, schweren Wein. Don José Pajaro hebt sein Glas.

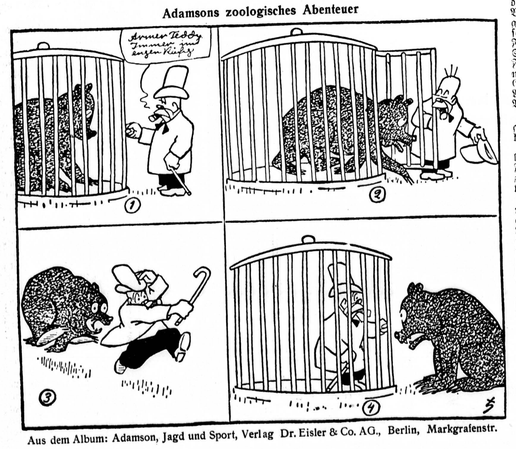
Amsel im Schnee

Eine Amsel singt im Schnee
Ahnungsvoll von Blütentagen
Ueber Dorf und Wald und See;
Und nur du, du willst noch zagen?

Horch! - - Und was dir nie bewußt,
Wird dir schönstes Glück auf Erden:
In des Vogels kleiner Brust
Singt dein Herz von neuem Werden!

Von Knud Hansen

Adamsons zoologisches Abenteuer



Aus dem Album: Adamson, Jagd und Sport, Verlag Dr. Eisler & Co. AG., Berlin, Markgrafenstr.

„Kameraden," ruft er seinen wild und verwegen aussehenden Offizieren zu, „die Befreierin unseres Vaterlandes wird in wenigen Minuten landen. Wir wollen ihr Treue geloben, Treue bis in den Tod. Wir werden Großes vollbringen, wir werden unser geliebtes Vaterland frei von einer verhaßten, von Spekulanten bezahlten Regierung machen. Stoßt mit mir an, Freunde! Es lebe die Republik Sta. Magdalena! Es lebe Donna Elvira de Incobar!"

Die Hochrufe durchtoben das alte Gemäuer.

Die wilden Gesellen stürmen an das Fenster und blicken mit heißen, flammenden Augen über die blaue, sonnenübergoldete Wasserfläche der Lagune, auf der sie die „La Paloma" herankommen sehen . . .

Die Barkasse ist schon so nahe, daß Alvarez die Leute an Deck der „La Paloma" erkennen kann.

Der Dampfer stoppt, das Fallreep rasselt nieder. In elegantem Bogen schießt das Motorboot herum und macht fest.

Der Admiral steigt an Bord. Er macht Donna Elvira knapp und militärisch Meldung, daß die beiden Zerstörer zu ihrer Verfügung stünden und daß General Pajaro und die Seinen bereit seien.

Die Expräsidentin dankt ihm für die Meldung, dann ergreift sie seine Hand. „Wie bin ich Ihnen, mein lieber Don Fernando, für alles dankbar, was Sie getan haben. Nie wird es Ihnen vergessen werden!"

„Exzellenz, ich bitte . . ."

Ein Schrei.

Donna Elvira und Alvarez fahren erschrocken herum.

Jochen Asmussen lehnt bleich wie ein Toter an der Reling, hält sich krampfhaft fest.

Aber auch aus dem Gesicht des jungen Admirals weicht jetzt alles Blut.

„Jochen, du . . .", stößt er mit bebender Stimme hervor.

Die Expräsidentin blickt halb verwundert, halb angstvoll bald auf Don Fernando, bald auf Asmussen.

Der keucht: „Mein Gott im Himmel, stehen denn Tote wieder auf?"

„Jochen, mein lieber Bruder, beruhige dich. Du wirst alles erfahren."

Fernando hat seinen Arm um Jochens Schulter gelegt. Sie sprechen kein Wort. Rascher als Jochen gewinnt Ferdinand Asmussen sein Gleichgewicht wieder. Er tritt zu Donna Elvira.

„Wir sind Brüder, aber vor Jahren trennten sich unsere Wege."

„Don Fernando, lassen Sie es jetzt gut sein, gehen Sie mit Ihrem Bruder. Sie werden allein sein wollen und sich viel zu sagen haben."

Jochen führt seinen Bruder hinauf in seine Kammer.

„Du lebst, Ferdinand", sagt er leise vor sich hin, „und wir haben geglaubt, haben nicht daran gezweifelt, daß du in dem Feuersarge lägest, den wir vor Jahren in Hamburg der Erde übergaben."

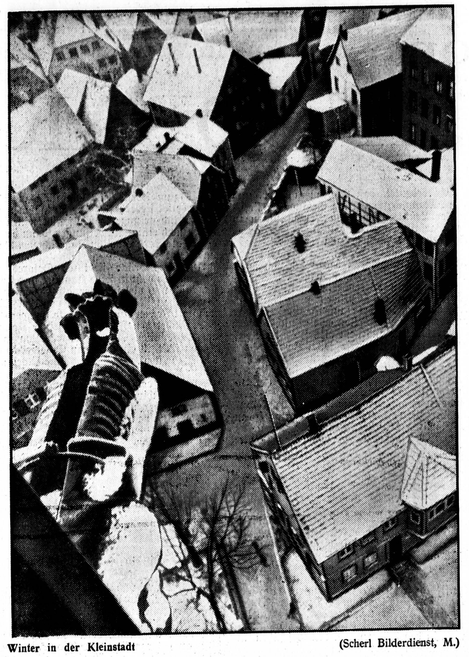
Der andere senkt die Lider über die Augen, über die seltsam leuchtenden Augen.

„Jochen, es mußte damals so sein, ich mußte verschwinden."

Er ergreift des Bruders Hand und fährt fort: „Jochen, als ich vor zehn oder zwölf Jahren von unserem Vater veranlaßt wurde, über das große Wasser zu gehen, weil — nun weil ich recht schlimme Sachen gemacht hatte, da war ich eigentlich froh, das langweilige Leben eines untergeordneten Beamten bei der Atlantikbank mit dem ein-s Abenteurers vertauschen zu können. Ich Abenteurers vertauschen zu können. Ich paßte ja nie und posse auch heute noch nicht in ein streng geordnetes Dasein. Ich hatte damals etwas Geld mitbekommen, doch bald war in Amerika alles verjubelt. Schwere Zeiten kamen, ich wurde Kellner und Gott weiß was alles, schließlich wieder Angestellter in einem Bankhause."

Ferdinand Asmussen zuckte die Achseln.

„Jochen, Banken sind nichts für mich", fährt er fort „vor allem, wenn man in ein bildhübsches Mädel vom Varieté verliebt ist und das Ansprüche ans Leben hat. kurz und gut: ich mußte Hals über Kopf nach Mexiko flüchten, und dort starb ich. Sie waren überall hinter mir her, und es gab keine andere Möglichkeit, mich zu retten. Meiner kleinen Braut, die ich mitgenommen hatte, gelang es, vom Konsulat einen Totenschein zu bekommen, der bestätigte, daß der in einem armseligen Hofgrabe auf dem Friedhof von Veracruz beerdigte Mann Ferdinand Asmussen aus Hamburg sei. Sie benachrichtigte euch dann und sandte unserem Vater den Totenschein. Wie ich später hörte, hat ihr die Ueberführung nach Europa gewinkelt. Mein wirklich toter Stellvertreter, der im Finfang die Reise nach Hamburg antrat, war übrigens auch ein Deutscher, ein armer Teufel, der in irgendeiner Hafenkneipe von Veracruz erstochen worden war. In Mexiko hat übrigens mein ungetreues Mädel später einen reichen Kaufmann geheiratet, während ich mich nach Süden wandte und schließlich in der Republik Sta. Magdalena landete. Dort wagte ich mich aufs politische Glatteis und hatte Glück. Ich lernte durch einen Zufall General Pajaro kennen und leistete ihm einen Dienst. Durch den Alten kam ich mit dem Gatten Donna Elviras zusammen, der damals Präsident war. Ich nahm Dienst auf unserer kleinen Flotte und wurde im



Winter in der Kleinstadt (Scherl Bilderdienst, M.)

Laufe der Jahre Befehlshaber. Die Revolte, bei der der Präsident de Incobar sein Leben verlor, fegte auch mich zunächst aus meiner Stellung. Doch bald trug ich meine Uniform wieder. Das ewig Weibliche ist auch bei uns im Staate Sta. Magdalena allmächtig."

Der Admiral zündete sich eine neue Zigarette an, dann spricht er weiter: „Vielleicht, mein lieber Jochen, erinnerst du dich noch daran, daß ich wenigstens eine gute Eigenschaft habe: ich bin meinen Freunden treu. Diente ich auch bis zu meiner Verhaftung offiziell der gegenwärtigen Regierung, die einst Incobar gestürzt und getötet hatte, so hatte das seine Gründe. Ich habe der Sache des alten Pajaro und Donna Elviras viel nützen können, und mein Herz hat nie aufgehört, in Dankbarkeit für die Witwe meines väterlichen Freundes Incobar zu schlagen."

Jochen hat dem Bruder schweigend zugehört. Als er geendet, legt er seine Hand auf die Ferdinands.

„Was hast du vor, Ferdinand?"

„Ich will unsere Hauptstadt vor der Beschießung bewahren und mit meinen beiden Zerstörern den Panzerkreuzer angreifen, ihn zur Flaggenstreichung bewegen oder vernichten, wenn es sein muß. Es ist ein verzweifeltes Beginnen, das weiß ich, aber es muß versucht werden, möglicherweise hängt alles Gelingen davon ab, ob ich Erfolg habe oder nicht. Ich weiß, Jochen, du wirst mich in Gedanken auf meiner Fahrt begleiten."

Jochen nickt stumm, dann reißt er den Jüngeren in seine Arme.

„Gehe den Weg, den dein Schicksal dich führen wird, Ferdinand. Ich werde in Gedanken bei dir sein auf deiner Fahrt. Vergessen ist und bleibt die Vergangenheit. Auch Vater hat dir vergeben. Seine letzten Worte . . ."

„Jochen, Vater lebt nicht mehr?"

„Nein, er starb vor zwei Jahren."

Alles Blut weicht aus dem braunen, energischen Gesicht. Er will etwas sagen, aber er bringt kein Wort heraus. Noch einmal drückt er stumm des Bruders Hand, dann verläßt er das Schiff. Das Boot schießt davon.

Signalflaggen steigen eine Viertelsstunde später am Mast des Zerstörers „Sta. Barbara" hoch. Es ist ein Abschiedsgruß für Jochen. „Lebe wohl", bedeutet das Signal.

*

Die beiden Zerstörer gleiten durch die spiegelglatten Wasser der Lagune gen Norden, dem offenen Meere zu. Als sie es erreichen, sinkt die kurze Dämmerung herab. Dann jagen sie durch die sternenleuchtende Tropennacht, und als der Morgen zu grauen beginnt, gibt Ferdinand Asmussen den Befehl: „Klar Schiff zum Gefecht!"

Er selbst steht straff aufgerichtet auf der Kommandobrücke der „Sta. Barbara", seine tiefblauen Augen leuchten, ein glückseliges Lächeln spielt um seinen Mund.

So stürmt er dem Schicksal entgegen.

XVI.

Eine Reihe von Wochen ist vergangen, seit Marianne von Nijl in das Haus ihrer Verwandten, das in Uhlenhorst liegt, übergesiedelt ist. Sie ist ihnen ja so herzlich dankbar für die viele Liebe und Güte, durch die sie ihr das Schwere, das sie erlitten, erleichtern möchten, aber es gelingt ihnen nicht, die gedrückte Stimmung, die auf Marianne lastet, zu verscheuchen.

Der Gedanke, ohne sonderliche Pflichten zu erfüllen oder dafür etwas leisten zu können, das Gnadenbrot im Hause ihrer Verwandten — wie sie es nennt — zu essen, das macht Marianne tief unglücklich. Zwar sieht sie täglich die Stellenangebote in den Zeitungen aufmerksam durch, aber bisher hat sie nie etwas Passendes gefunden.

Was kann sie aber auch? Reiten und Auto fahren, schwimmen und eine Menge anderen Sport. Englisch allerdings spricht und schreibt sie perfekt. Französisch recht leidlich. Aber damit findet man noch keine Stellung! Vielleicht beim Film?

Ein müdes Lächeln huscht um den Mund des jungen Mädchens. Beim Film sind außerordentliche schauspielerische Veranlagungen Voraussetzung, und die fehlen ihr völlig.

Gesellschafterin oder Reisebegleiterin, das könnte gehen. Marianne greift zu einer anderen Zeitung. Natürlich, wieder nichts, wie immer.

Halt! Hier: „Ich suche eine junge Dame aus bestem Hause als Gesellschafterin und Reisebegleiterin. Gute Kenntnisse im Englischen sind Bedingung. Briefe mit Bild erbeten an Frau Dr. Sillhorn, Alsterkamp 14, Hamburg."

„Harvestehude", sagt Marianne vor sich hin.

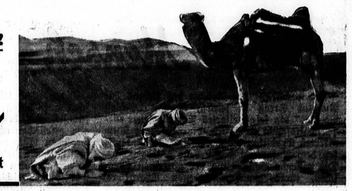
Sie sieht nach der Uhr. Es ist gleich elf. Kurz entschlossen macht sie sich zum Ausgehen fertig. Bald steht sie auf der Lawdungsbrücke beim Uhlenhorster Fährhaus, nach wenigen Minuten kommt das Schiff und bringt sie über die Außenalster hinüber nach Harvestehude.

(Fortsetzung folgt)

Unser neuer Tatsachenbericht!

Die letzten Beduinen

Auf dem Kamelrücken durch die transjordanische Wüste / Von A. R. Lindt



3. Fortsetzung

„Noch vor wenigen Jahren hätten es sich die Howeitat nicht nehmen lassen, Ihnen ein junges Kamel vorzusetzen", sagte Nafzi. „Heute sind sie zu arm dazu."

Und doch hatte während des arabischen Aufstandes, noch nicht zwanzig Jahre sind es her, der Engländer Lawrence Unsummen an die Howeitat verteilt. An die zehntausend Goldpfunde sollen es gewesen sein. In diesen armseligen Zelten ließ sich nichts mehr von diesem Goldstrom feststellen, der so rasch versickert schien, wie ein Gewittterregen in der Wüste. Der Beduine ist habsüchtig, wie aber geizig. Er berauscht sich am Genusse des Erwerbens und des Ausgebens, die Freude am Besitz jedoch ist ihm fremd. Sein Verhältnis dem Geld gegenüber ist das des Spielers, für den der Gewinn, nicht aber die Verwendung des Gewonnenen von Bedeutung ist. In der Wüste, in der Grundeigentum ein unbekannter Begriff ist, ebenso unbekannt, wie die Rechtssicherheit, kann kein Kapitalismus entstehen.

Der Nomade weiß nur von fahrender Habe, und er denkt nie daran, seinen Erwerb, er mag noch so groß sein, in, unvergänglichen Gütern anzulegen. Seine einzige Sorge ist, Geld so schnell wie möglich auszugeben, bevor ein feindlicher Stamm Zeit hat, es ihm zu rauben, so daß ihm wenigstens die Erinnerung an große Gastmähler, an edle Pferde und hochblütige Kamele verbleiben. Vielleicht benützt er auch seinen augenblicklichen Reichtum, um mehr Frauen zu heiraten. Vielweiberei oder Ehe ist für den Beduinen eine rein wirtschaftliche Frage.

„Der heutige Fürst der Howeitat, der Sohn Audas", sagte Nafzi, „hätte beinahe eine Amerikanerin geheiratet."

„Sie wenigstens hat ihn heiraten wollen", unterbrach Amber.

„Aber sie stellte die Bedingung, daß er mit ihr in Amerika leben müsse."

„Als ob eine Frau Bedingungen stellen könnte."

„Er hat das Angebot ausgeschlagen."

„War sie reich?" fragte ich.

„Millionärstochter."

„Und er?"

„Beute verschuldet, wie die meisten Beduinen."

„Es gibt also noch Männer, die unter keinen Umständen Gnaden werden wollen, nicht einmal die ihrer Oberen."

„Was bedeutet das, ein Gigolo?" fragte Amber.

Begegnung im Endlosen

Der Morgen brachte den Howeitat eine große Enttäuschung. Von neuem stand die Sonne am klaren Himmel. Da die Kunde zu ihnen gekommen war, daß im Norden reichlicher Regen gefallen wäre, beschlossen sie, ihre Zelte abzubrechen und in fruchtbarere Weidegründe zu wandern. Wir aber ritten, nun von unseren Wegkumpanen verlassen, gegen Süden. Während dieser Wegstrecke war die Wüste besonders trostlos und unfreundlich, so daß wir Mühe hatten, einen Weideplatz für die Kamele zu finden. Ein eisiger Wind jagte die Funken des Wachtfeuers wie einen Schwarm von Leuchtkäfern über die dunkelnde Ebene.

Man brauchte den Kamelen gegenüber kein falsches Gewissen zu haben. Die bedürfnislosen Tiere konnten ihren Reitern nicht mehr Schwelgerei vorwerfen.

Während die Tiere der Soldaten, durchtrainiert und in der Garnison mit Gerste gefüttert, frisch blieben, zeigten unsere Kamele, die von spärlicher Weide gehalt worden und mit Grasbüschen behaftet waren, Zeichen der Ermüdung. Denn wir legten oft bis zu neunzig Kilometer am Tage zurück. Ich vermochte meinem Kamel nicht mehr vorwärts zu treiben und tauschte es mit Nafzi. Als es auch unter ihm immer weiter zurückblieb, bestieg es Amber. Jetzt schritt es weiter willig aus, obwohl Amber nie den Stock gebrauchte, sondern es nur mit seiner Ferse antrieb. So regelmäßig war die Hohelbewegung, so eintönig die Linien und Tönungen der Ebene, daß ich einschlief, wie ich auch am Abend zu schlafen pflegte, indem ich alles schlafen ließ, bis auf ein bißchen Wissen, das wachen muß, daß das Rückgrat gestreckt bleibt.

Das war Oberst Lawrence

Auch Erinnerungen haben Mühe, in der Wüste zu sterben, da sie die Erzählungen der Beduinen lebendig erhalten, lebendiger, als es Zeitungen und Bücher im Westen vermögen. Gestern noch wollte ein Araber einen zerlumpten, barfüßigen Bettler erblickt haben. Eben, als er ihm die Kaffeeschale anbieten wollte, stieß ein englisches Flugzeug nieder. Der Bettler schlug es. „Bei Allah, das war Oberst Lawrence!"

Wie die Soldaten Napoleons nie die Hoffnung auf die Rückkehr ihres Feldherrn aufgaben, können auch die Beduinen nicht verstehen, daß Lawrence nicht wieder in der Wüste auftaucht.

Lawrences Größe liegt darin, daß er die Beduinenstämme in einem Krieg zu verwenden wußte, dessen Defensivwaffen, Sperrfeuer und Giftgase jede Bewegung unterbanden. Er verzichtete darauf, die Beduinen zu disziplinierten Soldaten zu drillen und sie in Uniformen zu stecken, deren Knopfzahl reglementarisch festgesetzt ist. Er ließ ihnen ihre flatternden Mäntel, ihre gewürfelten Kopftücher. Er selbst, der englische Offizier, tat seine Uniform von sich und lief barfuß. Er machte ihre taktischen Auffassungen zu seinen eigenen. Die Beduinen sind tollkühn im Angriff und fliehen doch wie feige Memmen, wenn sie überfallen werden, ohne an Verteidigung zu denken. Was sollten sie verteidigen? Sie haben keine Heimstätte, weder Haus noch Hof. Das Stück Wüste, auf dem sie gerade ihre Zelte aufschlagen, ist um keinen Deut besser als die Wüste irgendwo sonst. Da den Nomaden jeder Instinkt der Verteidigung fehlt, besteht ihre Kriegsweise in einer ungestümen Attt und Rückflut, eine Bewegung, die nie zum Stillstand kommt. Entweder der überraschende Angriff wirft den Gegner, oder aber er wird aufgegeben und die Rosse herumgeworfen. Sieg oder Niederlage entscheidet sich beim ersten Zusammenprall. Der Beduine kennt weder das hartnäckige Brennen einer Schanze noch das sachverständige Behaupten einer Stellung. In die Verteidigungskraft der Beduinenhorden null, ist auch ihre Offensivwirkung gering. Sie ist immer nur in der Ueberraschung begründet, so daß Ueberfall, List und Handstreich die Mittel zum Siege werden.

Die Engländer wollten erst die Beduinen einsetzen, um Medina zu erobern, eine Aufgabe, der die Stämme nicht gewachsen waren.

Lawrence verwandte sie so, wie sie waren, nicht in Schlachten, in denen sie versagt hätten, sondern in Ueberfällen auf vereinzelte Posten und rasche Angriffe auf die Bahn, wobei er es nicht verschmähte, bei einem Mißerfolg in beduinenmäßiger Eile zu flüchten.

Trotzdem blieben seine Taten auf dem asiatischen Kriegsschauplatz eine Nebenaktion, die allerdings die Operationen Allenbys, des Oberbefehlshabers der englischen Truppen in Palästina, erleichterte, kaum aber ihre Voraussetzung wurde.

Schnaubend schritten unsere Kamele in weitem Bogen um einige aus Steinen aufgeschichtete Grabhügel herum. Die untergehende Sonne, der wir entgegenritten, ließ ihre seidenen Mähnenhaare aufflodern, als ob sie knisternd brannten.

Fazzl, der Gazellenhund

Wir wollten uns eben um die Schüssel niederlassen, die uns ein Scheich der Ben Kitja auftragen ließ, als Amber erschien, der den ganzen Tag unsichtbar geblieben war. Er trug sein Haar, das ihm während des Rittes in wirren Strähnen übers Gesicht gefallen war, in vier ordentlichen Zöpfchen und er hatte sich

Vom abessinischen Kriegsschauplatz
Ein Bild von den jüngsten Kämpfen in Abessinien: Italienische Infanterie beim Angriff. (Pressephoto, K.)

seine Augenlider sorgfältig geschwärzt. Frisch gewaschen, barhaupt, in einem langen, schneeweißen Hemde sah er so sittsam aus wie ein Chorknabe. Jedem störte er Wohlgerüche aus, daß ein Windhund sich herbeiließ, um ihn zu beschnüffeln. Da traf ein Fußtritt unseres Gastgebers das Tier, das sich aufwinselnd verkroch. Gewöhnt, Fußtritte eben so rasch zu vergessen, wie es sie empfing, näherte es sich mir, um den fremdartigen Geruch eines Europäers einzusaugen. Schon hatte seine feuchte Nase meine Hand berührt, als es der Scheich bemerkte und sich sogleich wegen des Vorfalles zu entschuldigen begann. Denn jede Berührung mit dem unreinen Hunde zwingt den Mohammedaner zu langwierigen Abwaschungen. Ich aber begann den Hund zu kätscheln, der, nur Schläge kennend, unter jedem Streicheln meiner Hand zusammenzuckte. Trotz aller Mißhandlungen hatte er nichts von dem hündischen, kriechenden Gebaren eines verprügelten Köters. Er war vielmehr wie eine Katze, die sich wenig um ihre Herren kümmert und selbständig ihre Wege geht. Es war eine gazellenfarbige Hündin, mit schmalem Kopfe, überaus langem, wendigem Hals, hohen nervigen Beinen und hochgeschlitzten Lenden, — ein Tier von einem Adel, wie ihn nur die Wüste hervorbringt, so rassenrein wie das arabische Blutpferd, das Rennpferd und der Beduine selbst.

Da mein Wüstenritt in wenigen Tagen zu Ende gehen sollte, faßte mich das Verlangen, dieses Tier als Erinnerung an die Wüste mitzunehmen.

„Sie brauchen nur zu sagen, daß Ihnen die Hündin gefällt", sagte Nafzi, „und der Scheich wird sie Ihnen zum Geschenk machen."

Ich hatte aber schon ein schlechtes Gewissen, die Beduinen bei ihrer heutigen Armut in die Unkosten eines Schafessens gestürzt zu haben.

„Ich will den Hund kaufen."

„Der Scheich kann als ihr Gastgeber kein Geld annehmen. Aber vielleicht weiß der Besitzer eines Zeltes, das Sie heimsuchte, Rat."

Der Scheich kann als ihr Gastgeber kein Geld annehmen. Aber vielleicht weiß der Besitzer eines Zeltes, das Sie heimsucht, Rat."

Schweigend schritten unsere Kamele in weitem Bogen um einige aus Steinen aufgeschichtete Grabhügel herum. Die untergehende Sonne, der wir entgegenritten, ließ ihre seidenen Mähnenhaare aufflodern, als ob sie knisternd brannten.

Wie die Soldaten Napoleons nie die Hoffnung auf die Rückkehr ihres Feldherrn aufgaben, können auch die Beduinen nicht verstehen, daß Lawrence nicht wieder in der Wüste auftaucht.

Lawrences Größe liegt darin, daß er die Beduinenstämme in einem Krieg zu verwenden wußte, dessen Defensivwaffen, Sperrfeuer und Giftgase jede Bewegung unterbanden. Er verzichtete darauf, die Beduinen zu disziplinierten Soldaten zu drillen und sie in Uniformen zu stecken, deren Knopfzahl reglementarisch festgesetzt ist. Er ließ ihnen ihre flatternden Mäntel, ihre gewürfelten Kopftücher. Er selbst, der englische Offizier, tat seine Uniform von sich und lief barfuß. Er machte ihre taktischen Auffassungen zu seinen eigenen. Die Beduinen sind tollkühn im Angriff und fliehen doch wie feige Memmen, wenn sie überfallen werden, ohne an Verteidigung zu denken. Was sollten sie verteidigen? Sie haben keine Heimstätte, weder Haus noch Hof. Das Stück Wüste, auf dem sie gerade ihre Zelte aufschlagen, ist um keinen Deut besser als die Wüste irgendwo sonst. Da den Nomaden jeder Instinkt der Verteidigung fehlt, besteht ihre Kriegsweise in einer ungestümen Attt und Rückflut, eine Bewegung, die nie zum Stillstand kommt. Entweder der überraschende Angriff wirft den Gegner, oder aber er wird aufgegeben und die Rosse herumgeworfen. Sieg oder Niederlage entscheidet sich beim ersten Zusammenprall. Der Beduine kennt weder das hartnäckige Brennen einer Schanze noch das sachverständige Behaupten einer Stellung. In die Verteidigungskraft der Beduinenhorden null, ist auch ihre Offensivwirkung gering. Sie ist immer nur in der Ueberraschung begründet, so daß Ueberfall, List und Handstreich die Mittel zum Siege werden.

Die Engländer wollten erst die Beduinen einsetzen, um Medina zu erobern, eine Aufgabe, der die Stämme nicht gewachsen waren.

Lawrence verwandte sie so, wie sie waren, nicht in Schlachten, in denen sie versagt hätten, sondern in Ueberfällen auf vereinzelte Posten und rasche Angriffe auf die Bahn, wobei er es nicht verschmähte, bei einem Mißerfolg in beduinenmäßiger Eile zu flüchten.

Trotzdem blieben seine Taten auf dem asiatischen Kriegsschauplatz eine Nebenaktion, die allerdings die Operationen Allenbys, des Oberbefehlshabers der englischen Truppen in Palästina, erleichterte, kaum aber ihre Voraussetzung wurde.

Schnaubend schritten unsere Kamele in weitem Bogen um einige aus Steinen aufgeschichtete Grabhügel herum. Die untergehende Sonne, der wir entgegenritten, ließ ihre seidenen Mähnenhaare aufflodern, als ob sie knisternd brannten.

Fazzl, der Gazellenhund

Wir wollten uns eben um die Schüssel niederlassen, die uns ein Scheich der Ben Kitja auftragen ließ, als Amber erschien, der den ganzen Tag unsichtbar geblieben war. Er trug sein Haar, das ihm während des Rittes in wirren Strähnen übers Gesicht gefallen war, in vier ordentlichen Zöpfchen und er hatte sich

Vom abessinischen Kriegsschauplatz
Ein Bild von den jüngsten Kämpfen in Abessinien: Italienische Infanterie beim Angriff. (Pressephoto, K.)

seine Augenlider sorgfältig geschwärzt. Frisch gewaschen, barhaupt, in einem langen, schneeweißen Hemde sah er so sittsam aus wie ein Chorknabe. Jedem störte er Wohlgerüche aus, daß ein Windhund sich herbeiließ, um ihn zu beschnüffeln. Da traf ein Fußtritt unseres Gastgebers das Tier, das sich aufwinselnd verkroch. Gewöhnt, Fußtritte eben so rasch zu vergessen, wie es sie empfing, näherte es sich mir, um den fremdartigen Geruch eines Europäers einzusaugen. Schon hatte seine feuchte Nase meine Hand berührt, als es der Scheich bemerkte und sich sogleich wegen des Vorfalles zu entschuldigen begann. Denn jede Berührung mit dem unreinen Hunde zwingt den Mohammedaner zu langwierigen Abwaschungen. Ich aber begann den Hund zu kätscheln, der, nur Schläge kennend, unter jedem Streicheln meiner Hand zusammenzuckte. Trotz aller Mißhandlungen hatte er nichts von dem hündischen, kriechenden Gebaren eines verprügelten Köters. Er war vielmehr wie eine Katze, die sich wenig um ihre Herren kümmert und selbständig ihre Wege geht. Es war eine gazellenfarbige Hündin, mit schmalem Kopfe, überaus langem, wendigem Hals, hohen nervigen Beinen und hochgeschlitzten Lenden, — ein Tier von einem Adel, wie ihn nur die Wüste hervorbringt, so rassenrein wie das arabische Blutpferd, das Rennpferd und der Beduine selbst.

Da mein Wüstenritt in wenigen Tagen zu Ende gehen sollte, faßte mich das Verlangen, dieses Tier als Erinnerung an die Wüste mitzunehmen.

„Sie brauchen nur zu sagen, daß Ihnen die Hündin gefällt", sagte Nafzi, „und der Scheich wird sie Ihnen zum Geschenk machen."

Ich hatte aber schon ein schlechtes Gewissen, die Beduinen bei ihrer heutigen Armut in die Unkosten eines Schafessens gestürzt zu haben.

„Ich will den Hund kaufen."

„Der Scheich kann als ihr Gastgeber kein Geld annehmen. Aber vielleicht weiß der Besitzer eines Zeltes, das Sie heimsucht, Rat."

„Ich möchte lieber den Hund", sagte es.

Der Scheich trat hinter den Sohn, und folgsam sprach der Knabe Wort für Wort nach.

„Ich bin dir dankbar, für was immer du mir geben willst."

So wie man einem bissigen Hund ein Stück Brot reicht, so streckte er mir seine Hand hin, — sie wenigstens hatte die Mutter vergessen zu waschen. Ich drückte ihm so unauffällig wie möglich zwei Pfund-Noten hinein, eine Summe, die mir angemessen schien. Aber die Augen der Beduinen blitzten auf. Ein Mann sprang auf, streifte sich seinen Mantel von den Schultern und reichte ihn mir dar.

„Ich schenke ihn dir."

„Ich schenke dir meine Stute", sagte ein zweiter.

„Dieser Dolch sei dein", rief ein dritter.

Hilfesuchend blickte ich zu Nafzi.

„Ausschlagen können Sie nicht. Es wäre eine grobe Beleidigung. Werfen Sie sich den Mantel über, stecken Sie den Dolch in den Gürtel, gehen Sie und liebkosen Sie das Pferd. Und nach einer Weile schenken Sie das Geschenk dem Schenker."

Würdevoll, kaum daß sich ihre Gesichter verlängerten, dankten die Beduinen, als ich ihnen durch Nafzi unter Beachtung aller Formen meine Gaben überreichen ließ.

Ein Geschenk aber konnte ich annehmen, das rotgewürfelte Kopftuch der Soldaten der Wüstenpolizei, das mir Amber zum Abschied zurückließ. Denn wir wechselten in Mudowwara Eskorte und Kamele.

Das Kamel, ein Problem?

Der Befehlshaber teilte uns als Begleiter Mikrad und Salz zu. Dem vierzigjährigen Mikrad verlieh ein Schnurrbart ein männliches Aussehen, das aber die langen, schön gerollten Locken, die unter seinem Kopftuch hervorquollen, ins Weibliche zogen. Weiblich war auch seine Eitelkeit. Er lächelte zu singen und beschäftigte sich mit Vorliebe mit seinem Kamel. Nafzi ritt eine Kamelstute, die Ben Aliwa, die im achten Monat trächtig war und zudem ihren Magen nach zehntägigem Dürsten mit Wasser vollgesogen hatte: ihr Bauch war kaffeeschlotternd unförmig. Bei jedem Schritt schlug das Wasser klatschend gegen ihre Magenwand. Ich aber ritt Farbo, eine der besten Postkamelstuten Transjordaniens. Eigentum eines Soldaten von Mudowwara. Von leicht rötlichem Mond hatte sie eine lange Mähne, die sich gegen den Nacken zu verjüngte, hinter ihren Ohren aber kammähnig aufstand. Genügt es bei den meisten Kamelen, den Halfterzügel an die Sattelstange zu binden, mußte ich ihn bei Farcha immer eingeflochten in der Hand halten, so bereit war sie, davon zu galoppieren. Sie war auf jede Hilfe empfindlicher als ein feuriges Blutpferd.

Man pflegt ein Kamel bedenklich dumm zu nennen. Als Dummheit muß man ihm schon anfreiden, wie es sich widerstandslos dem Willen des Menschen fügt. Aber vielleicht ist es nicht dumm, sondern nur sehr verschieden von uns Menschen, namentlich von den Europäern, die nicht mit ihm umzugehen wissen. Schon die Beduinen, die es schließlich kennen müssen, da es ihnen mehr Lebensnotwendigkeit ist als ihre Gattinnen, erkennen ihm eine gewisse Weisheit zu. Nur der Europäer schilt einen Dummkopf Kamel. Es ist schwierig, die Denkart eines Tieres zu verstehen, das aus lauter Gegensätzen zusammengesetzt ist — ein Schlangenhals, der der unglaublichsten Verrenkungen fähig ist, ein Körper, dessen Brustumfang einem Elefanten Ehre machte, der aber getragen wird von dünnen Beinen.

(Schluß folgt.)

„Willst du mir das Tier schenken?"

Die schwarzen Augen des Knaben, leicht gerötet von der Bindehautentzündung, die im Sommer alle Zelte heimsucht, blicken mich unentschlossen an. Die Männer sahen ernsthaft und schweigend im Kreise. In meinem Rücken spürte ich den Blick großer Augen, die sich an fadenscheinige Stellen des Teppichbehanges drückten, der das Männerzelt vom Frauenabteil trennt.

„Ja", hauchte der Knabe.

„Ich möchte dir ein Gegengeschenk machen, einen Bernhardiner-Hund, wie wir ihn in meiner bergigen Heimat züchten."

Und auf Beduinenart, die diejenige einer Tartarin de Tarascon ist, fuhr ich fort: „Diese Hunde sind so groß wie ein Kamelfohlen. Ihre Haare sind länger als die eines Schafes vor der Schur. Ihre Augen sind rot wie der aufgehende Mond im Herbst. Aber ein solcher Hund würde sich in der Wüste zu Tode schwitzen. Seine Zunge würde ihm so lang aus dem Maul heraushängen, daß er sich mit seinen eigenen Beinen in ihr verwickeln würde. Ich muß dich bitten, Geld anzunehmen."

Das Kind blickte seinen Vater an, bis dieser ihm ermunternd zunickte.

„Ich möchte lieber den Hund", sagte es.

Der Scheich trat hinter den Sohn, und folgsam sprach der Knabe Wort für Wort nach.

„Ich bin dir dankbar, für was immer du mir geben willst."

So wie man einem bissigen Hund ein Stück Brot reicht, so streckte er mir seine Hand hin, — sie wenigstens hatte die Mutter vergessen zu waschen. Ich drückte ihm so unauffällig wie möglich zwei Pfund-Noten hinein, eine Summe, die mir angemessen schien. Aber die Augen der Beduinen blitzten auf. Ein Mann sprang auf, streifte sich seinen Mantel von den Schultern und reichte ihn mir dar.

„Ich schenke ihn dir."

„Ich schenke dir meine Stute", sagte ein zweiter.

„Dieser Dolch sei dein", rief ein dritter.

Hilfesuchend blickte ich zu Nafzi.

„Ausschlagen können Sie nicht. Es wäre eine grobe Beleidigung. Werfen Sie sich den Mantel über, stecken Sie den Dolch in den Gürtel, gehen Sie und liebkosen Sie das Pferd. Und nach einer Weile schenken Sie das Geschenk dem Schenker."

Würdevoll, kaum daß sich ihre Gesichter verlängerten, dankten die Beduinen, als ich ihnen durch Nafzi unter Beachtung aller Formen meine Gaben überreichen ließ.

Ein Geschenk aber konnte ich annehmen, das rotgewürfelte Kopftuch der Soldaten der Wüstenpolizei, das mir Amber zum Abschied zurückließ. Denn wir wechselten in Mudowwara Eskorte und Kamele.

Das Kamel, ein Problem?

Der Befehlshaber teilte uns als Begleiter Mikrad und Salz zu. Dem vierzigjährigen Mikrad verlieh ein Schnurrbart ein männliches Aussehen, das aber die langen, schön gerollten Locken, die unter seinem Kopftuch hervorquollen, ins Weibliche zogen. Weiblich war auch seine Eitelkeit. Er lächelte zu singen und beschäftigte sich mit Vorliebe mit seinem Kamel. Nafzi ritt eine Kamelstute, die Ben Aliwa, die im achten Monat trächtig war und zudem ihren Magen nach zehntägigem Dürsten mit Wasser vollgesogen hatte: ihr Bauch war kaffeeschlotternd unförmig. Bei jedem Schritt schlug das Wasser klatschend gegen ihre Magenwand. Ich aber ritt Farbo, eine der besten Postkamelstuten Transjordaniens. Eigentum eines Soldaten von Mudowwara. Von leicht rötlichem Mond hatte sie eine lange Mähne, die sich gegen den Nacken zu verjüngte, hinter ihren Ohren aber kammähnig aufstand. Genügt es bei den meisten Kamelen, den Halfterzügel an die Sattelstange zu binden, mußte ich ihn bei Farcha immer eingeflochten in der Hand halten, so bereit war sie, davon zu galoppieren. Sie war auf jede Hilfe empfindlicher als ein feuriges Blutpferd.

Man pflegt ein Kamel bedenklich dumm zu nennen. Als Dummheit muß man ihm schon anfreiden, wie es sich widerstandslos dem Willen des Menschen fügt. Aber vielleicht ist es nicht dumm, sondern nur sehr verschieden von uns Menschen, namentlich von den Europäern, die nicht mit ihm umzugehen wissen. Schon die Beduinen, die es schließlich kennen müssen, da es ihnen mehr Lebensnotwendigkeit ist als ihre Gattinnen, erkennen ihm eine gewisse Weisheit zu. Nur der Europäer schilt einen Dummkopf Kamel. Es ist schwierig, die Denkart eines Tieres zu verstehen, das aus lauter Gegensätzen zusammengesetzt ist — ein Schlangenhals, der der unglaublichsten Verrenkungen fähig ist, ein Körper, dessen Brustumfang einem Elefanten Ehre machte, der aber getragen wird von dünnen Beinen.

(Schluß folgt.)

Maske Mensch

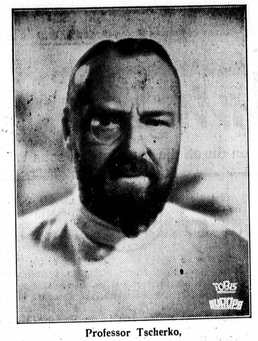
Aus der Fülle der Gesichte des Lebens hat Rudolph Straß in seinem Roman „Schloß Vogelöd" ein feinziseliertes Porträt jener Gesellschaftsschicht geschaffen, die aus einer überalterten Tradition die Vorrechte ihrer Interessen dem Naturrecht des Lebens entgegensetzte. Die packende Schilderung der einzelnen Menschen, ihrer grundverschiedenen Charaktere, Profile und Impulse, die Starrheit ihrer Lebensgewohnheiten, der Knitt konventioneller Umgangsformen, das alles formt Straß zu einem im ländlichen Kolorit gehaltenen farbensatten Zeitgemälde. Die dämonische Schicksalsverkettung all der Menschen, die sich plötzlich der nüchternen Wirklichkeit des Lebens gegenübergestellt sehen, das, gefühlt auf Recht und Gesetz der Staatsgewalt, jeden einzelnen von ihnen zur Rechenschaft zieht, gibt Straß Gelegenheit, das Maskenspiel der Gesellschaft in künstlerischer Vollendung darzustellen.

Der Welterfolg seines Romans „Schloß Vogelöd", der in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, erklärt sich aus der großen Kunst Rudolph Straß', Menschen zu schildern, deren Blutsverwandtschaft und Zeitbedingtheit unmittelbar zum Erlebnis werden. Denn sie sind nicht konstruierte Romanfiguren, sondern Repräsentanten dieser Welt, deren Geschehen sie in der Epoche ihrer gesellschaftlichen Vormachtstellung entscheidend zu beeinflussen suchten. Daß all diese Menschen inmitten des ewig pulsierenden Lebens in Wirklichkeit nur noch Schatten der Vergangenheit waren, offenbart ihrer Tradition, die für sie die Brustwehr war, die tiefe menschliche Tragik der Ueberalterung hinter der sie vor dem Leben und seinen drängenden Forderungen Schutz zu finden glaubten. Wohl bricht zuweilen die Erkenntnis der Aussichtslosigkeit dieses Versuches durch, aber man vermeidet es, daraus die Konsequenzen zu ziehen. Man wahrt die Maske und begnügt sich mit betäubender Selbstironie.

Die zwiefach triebhafte Verkettung der Menschen auf Schloß Vogelöd, die den alten Grafen sich mit brutalem Egoismus selbst über alle gesellschaftlichen Standesunterschiede hinwegsetzen läßt, während die Gräfin in ihrer unglücklichen Liebe zum Bruder ihres Mannes in der hilflosen Versklavung ihrer zerrütteten Ehe fast zerbricht, führt schließlich zur unausbleiblichen Katastrophe, weil sich auch hier die unbesiegbare Natur und das Leben stärker zeigen als der Mensch.

Im Widerspiel der Naturen verkörpert mitten zwischen all den entschleierten Gesichtern und verzerrten Fratzen die junge Gräfin in der Erfüllung ihrer Pflicht als Frau bis zum Letzten jenen schlichten Heroismus, dessen Adel das Schweigen ist. Sie ist es, in deren lauteren Wesen sich auch angesichts der Katastrophe die wahre Würde des Herzens und der Seele offenbart, mit der sie das Schicksal meistert. In einzigartiger Nuancierung formt Straß die tausendfältigen Züge der vielerlei Menschen und zeigt in künstlerisch pointierten Scharfen Kontrasten die Dumpfheit wahrer Schönheit, das Eisenhafte aufrichtiger Männlichkeit und im Zerrspiegel blinden Hasses die satanische Kreatur des Verkommenen.

Mit atemloser Spannung verfolgt man das Wirrsal der Schicksalsfäden der Menschen auf Schloß Vogelöd nach dem gewaltsamen Tod des alten Grafen, durch den der Verdacht, der vor seinem Menschen haltmacht, zum ungebetenen Hausgenossen auf dem Schloß wird, in dessen Schatten die Schlinggewächse der Gerüchte üppig wuchern. In der ersten Abwehr gegen die Zudringlichkeit der profanen Alltagswelt, deren unersättliche Neugier sich schonungslos aller Geheimnisse des Schlosses und seiner Insassen bemächtigt, erstarren die Masken der Menschen bis zur Versteinerung. Aber Herzensnot und Wahrheit sprengen sie, und nun zeigt sich das wertlose Zeremoniell konventioneller Formen im Gegensatz zur Schlichtheit wahrhaft menschlicher Größe. Peter Ostermayr hat diesen aufschlußreichen und packenden Stoff eines gesellschaftlichen Zeitgemäldes zur Verfilmung für die Ufa erworben und bereits mit den Aufnahmen begonnen. Das künstlerische Fundament des Straßschen Romans bürgt dafür, daß hier ein Stück Leben wiedererweckt wird, in dessen Erleben wir den gewaltigen Umschwung der Zeit und den rastlosen Vormarsch der Generationen unmittelbar begreifen werden.



Professor Tscherko,
Chefarzt eines großen Schweizer Krankenhauses, spielt eine bedeutende Rolle in dem Leben des jungen Arztes Dr. Dumartin, dessen seltsame Schicksale der neue Tobis-Europa-Film: „Die ewige Maske" schildert. Peter Petersen spielt diesen Professor, Mathias Wiemann verkörpert den Dr. Dumartin.
(Mater: Europa-Film)

Nanja Parbat

Das Filmdokument der „Deutschen Nanja Parbat Expedition 1934"

Der Film „Nanga Parbat" erlebte am 18. Februar seine Uraufführung in München. Einzigartige Merkmale unterscheiden den Film „Nanga Parbat" von anderen Filmwerken. Seine sämtlichen Aufnahmen — mit Ausnahme einiger später eingefügter Trickbilder — wurden auf der deutschen Nanga-Parbat-Expedition 1934 gemacht. Der heroische Geist der Männer, die einen über 8000 Meter hohen Himalaja-Gipfel stürmen wollten, teilte sich auch dem Filmstreifen mit.

Die Kamera machte den mühsamen Aufstieg der mit der gewaltigen Natur ringenden Männer von Lager zu Lager mit, sie erlebte den Tod eines Expeditionsteilnehmers an einer plötzlichen Krankheit, sie schaute die Spitze des Berges Nanga Parbat aus einer Höhe von 7400 Meter, sie nahm Abschied von den Tapferen, die zum letzten Gipfelsturm ausholten und sie sah noch, wie ein unheimliches Unwetter plötzlich heranzog und mit einem großartigen Schleier die Tragödie verhüllte, die dann vier Deutsche und sechs Eingeborene Träger als Opfer forderte.

Der Nanga-Parbat-Film hat also einen Stoff zum Vorwurf, wie er sich großartiger nicht denken läßt. Seine letzten Streifen wurden in einer Höhe gedreht, in der die feuerlose Luft schon die Bedienung einer Schmalfilmkamera zu einer fast übermenschlichen Anstrengung machte. Der Nanga-Parbat-Film wurde nämlich auf Schmalfilm aufgenommen. Er ist der erste abendfüllende Kulturfilm, der von Schmalfilm auf Normalfilm umkopiert wurde, stellt also auch rein filmtechnisch eine Besonderheit dar. Kameramann war Fritz Bechtold, sein Helfer der Eingeborene Pasang.

Ist der Film auch ohne „Spielhandlung", so ist er doch wahrhaftig nicht ohne Geschehen. Der Held ist der Berg, und das ist wahrlich ein Held von majestätischer Größe, die Gegenspieler sind die Menschen, ihre Niederlage ist großartig, denn ihr Kampf ist großartig. Es ist das Verdienst des Bearbeiters Frank Leberecht, daß er eine mühevolle und langwierige Arbeit ganz in den Dienst der Sache stellte und durch richtigen Schnitt und gute Titel aus dem Rohstoff der Aufnahmen den Film so aufbaute, daß er seine eigene heldenhafte Sprache reden konnte. Den starken Eindruck unterstützt die leitmotivartig arbeitende sinfonische Musik von Bernd Scholz.

Kulturfilm und Filmkultur

ddl Die Bedeutung des künstlerischen und kulturellen Filmschaffens ist dank der Initiative der deutschen Staatsführung in den letzten Jahren immer augenfälliger geworden. Der Entwicklung sind keinerlei Schranken gesetzt, wenn sie sich nur in jenen Bahnen bewegt, die der Geisteshaltung des deutschen Menschen Rechnung tragen. Nicht umsonst ist der Begriff der „Filmkultur" geprägt worden als der Ausdruck der innerlichen Sauberkeit und der künstlerischen Qualität eines jeden Filmwerkes, welches als Kulturgut gewertet werden will. Das Filmwesen in seiner Struktur ist durch die Eingliederung in die Reichskulturkammer selbst zum Teil der deutschen Kultur geworden und hat Aufgaben erhalten, die im Sinne des allgemeinen Kulturaufbaues im Inneren und des Kulturaustausches mit anderen Nationen liegen.

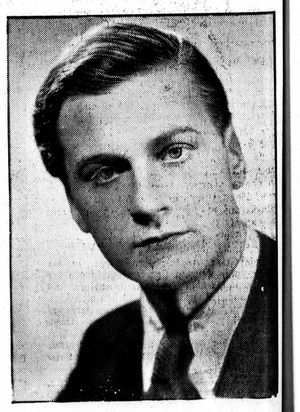
Einen nicht unbedeutenden Anteil an dem Filmschaffen als festumrissene kulturpolitische Gestaltungsform besitzt der Kulturfilm, der in den Jahren vor der Machtergreifung stets das Schmerzenskind im Filmwesen war, weil sein ureigenster Zweck immer wieder verkannt wurde. Als Lückenbüßer, der nur wegen der von ihm erwarteten Steuerminderung im Beiprogramm der Lichtspieltheater eingesetzt wurde, mußte er ein dürftiges Dasein fristen. Er wurde als notwendiges Uebel gewertet und dementsprechend behandelt. Der Verleiher ist nicht von der Schuld freizusprechen, sich um die Höherentwicklung des Niveaus dieser wichtigen Filmart zu wenig gekümmert zu haben. Für ihn kam es darauf an, einen billigen Beiprogrammfilm zu haben, und es war ihm gleichgültig, ob dieser Film wirklich kulturell, belehrend und aufklärend war, wenn er nur die Länge besaß, die die Steuerermäßigung garantierte. So kam es, daß der Inhalt der Kulturfilme sich häufig nur aus aneinandergereihten, volkskundlichen Filmaufnahmen oder aus billigen Aufnahmen aus dem Tierleben zusammensetzte. Man suchte eine Entschuldigung in dem Argument, es habe zu wenig gute Kulturfilme, tat aber nichts, zu einer Aufwärtsentwicklung dieser so wichtigen Filmgattung beizutragen. Die geringe Meinung, die der Kinobesucher vom Kulturfilm besaß und die sich häufig in den Worten: „Es läuft ja zunächst der Kulturfilm, da brauchen wir uns nicht zu beeilen!" ausdrückte, war zumindest zu verstehen.

Es gab jedoch damals schon Kulturfilmhersteller und Künstler, die sich für die qualitative Entwicklung einsetzten und Filme schufen, deren künstlerischer und kultureller Wert über jeden Zweifel erhaben waren. Oft aber war die Bezeichnung „Kulturfilm" nicht berechtigt, denn viele jener Filme, die diese Art verkörpern sollten, enthielten alles andere, nur keine Kultur!

Das ist grundlegend anders geworden. Wenn auch hier und dort Kulturfilme im Beiprogramm auftauchen, die fast lassen, so ist gut die Hälfte aller jetzt geschaffenen Filme dieser Gattung ansprechend, und man spürt den Willen, den kulturellen Charakter in jeder Einstellung bemerkbar werden zu lassen. Selbst Filme, die im eigentlichsten Sinne der Werbung zu dienen haben, wie z. B. „Metall des Himmels" und verschiedene Südfilme, zeugen von der kulturell bedingten Schöpfung gewissenhafter Gestalter. Schon in der Kampfzeit nahm sich die Parteifilmorganisation des wertvollen Kulturfilms an. Besonders aber in den Jahren des nationalsozialistischen Aufbaues konnte durch die Förderung der zuständigen Stellen eine stetig wachsende Entwicklung dieser Filmgattung herbeigeführt werden. Wieder war es die Filmorganisation der Partei, die guten Kulturfilmen den Weg bahnte und sich selbst für den abendfüllenden Kulturfilm. Nachführstellungen und vor allem Jugendveranstaltungen wird für eine möglichst weitgehende Verbreitung dieser Filme einsetzte.

Aus kulturellem Wissen geborene Filme wie „Hände am Werk", „Das Grabmal des unbekannten Soldaten" und „Was ist die Welt" wurden den Volksgenossen nahegebracht — aber gleichzeitig damit lernte der Kinobesucher und der Volksgenosse auf dem flachen Lande den Wert des Kulturfilmes erkennen. Die Industrie stellte sich mit Schöpfungen ähnlicher Art an die Seite, und so konnte die Höherentwicklung des Niveaus erreicht werden. Die geringe Wertung mußte der Anerkennung weichen, und schon heute glaubt sich der Kinobesucher um ein Erlebnis betrogen, wenn er die Vorführung des Kulturfilms versäumt hat.

Neben der Pflege des wertvollen Beiprogrammfilms bedarf es aber auch des Einsatzes dieses Filmgenre gezeigt und wieder sind es die Gaufilmstellen der Partei, die durch Vorführungen von Kultur- und staatspolitischen Filmen in der Stadt und auf dem flachen Lande, dem wertvollen Film den ihm gebührenden Platz gesichert haben. So wird und muß der Kulturfilm als edelster Ausdruck der Filmkultur weiterhin zur vollen Entfaltung geführt werden.



Junge deutsche Filmgesichter

Hansi Knotek und Kurt Fischer-Fehling
Ilse Petri
(Bild links)
Kurt Jürgens
(Photo: Ufa, K.)

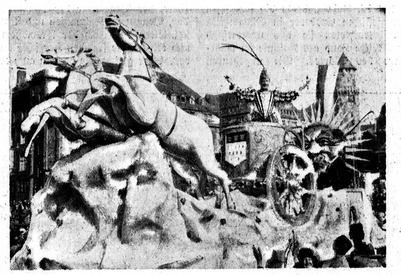
Die Narren führen das Regiment

Der Karneval, seine Entstehung und Entwicklung durch die Jahrhunderte

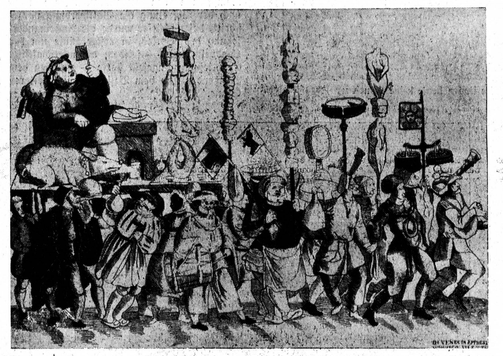
Wir sind es nicht anders gewohnt, daß die Tage vor Aschermittwoch, dem Beginn der großen Fastenzeit, vom tollen Treiben der Narren, von karnevalistischen Umzügen und bunten närrischen Sitzungsfolgen beherrscht sind. Es scheint, als hätten zu dieser Zeit die Menschen plötzlich allen Ernst und alle Schwere der Zeit und des täglichen Lebenskampfes vergessen. Aber es liegt in diesem närrischen Tun und Treiben nicht eine absolute Absage an den Ernst des Daseins. Die Gründe und Ursachen dieser Narreteien liegen viel tiefer, sie liegen im Wesen des Menschen selbst beschlossen, von denen jeder selbst ein Stück von einem Narren in sich trägt.

Was ist denn nun ein Narr? Er ist die Verkörperung der ins Gegenteil verkehrten höchsten Lebensprinzipien Weisheit und Vollkommenheit. Er ist ein Eingeständnis der Fehlerhaftigkeit und Unvollkommenheit allen menschlichen Tun und Strebens. Er verkörpert somit also wiederum eine weise Einsicht in die Wirklichkeit unseres Lebens und hat schon damit seine Daseinsberechtigung erwiesen. Wenn wir das Wesen des Narren so erklären, dann ist der folgerichtige Schluß, daß es Narren gibt, solange es Menschen gibt. Und diesem Schluß gibt die Geschichte die Bestätigung. Wir wissen von den alten Aegyptern, Griechen und Römern, daß sie den Narren kannten. Ja, auch bei den Naturvölkern finden wir ihn und machen die Erfahrung, daß einige ihn sogar für sakrosankt halten. Im Mittelalter finden wir ihn am Tische der Fürsten und neben dem Thron der Herrscher. Sie trugen statt der Herrscherkrone die Narrenkrone, statt des Purpurs den Narrenmantel und sogar ein Narrenzepter. Sie gebrauchten Schalksworte, wo der König Herrscherworte sprach.

Seit Jahrhunderten führt nun zur Zeit der Fastnacht und in Ausdehnung dieser Gelegenheit in der Zeit von Dreikönige bis Aschermittwoch der Narr das Zepter im Reiche des Karneval. Dieses Ereignis ist Jahrhunderte alt. Ueber seinen Ursprung haben Ueberlieferung und Wissenschaft die verschiedensten Deutungen zur Hand. Gern hat man dem Ursprung des Karnevals in den Festen der Römer, den Bachanalien, Hilarien und Saturnalien gesehen. Vor allem, da von Altköln am bekanntesten geworden ist. Diese Narrenbünde haben eine weit ältere Tradition. Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts datiert schon der Bund der „Gecken zu Cleve", deren Mitbegründer auch der Landesherr Graf Adolf von Cleve war. Auch Goethe hat in seiner Wetzlarer Zeit einem Narrenbund als Mitglied angehört. Es war dies überhaupt eine Gesellschaft hochgeistiger Männer, die eine „Mittertafel" begründeten, in deren Runde Goethe unter dem Namen „Goetz der Redliche" wohl mit Anspielung auf seinen „Goetz von Berlichingen" saß. Es wurde auch ein „Ritterschlag" in dieser Runde erteilt, der natürlich eine lustige Komödie war. — Auch in Berlin war bald der Karneval kein Unbekannter mehr. Vor allem Friedrich der Große belebte den Karneval durch die Einführung der Karnevalsredouten im Berliner Opernhaus. Aber in der Reichshauptstadt hat sich das närrische Treiben immer auf die Säle beschränkt.



Ein Bild aus einem Kölner Rosenmontagszug der letzten Jahre



Mit prunkvollen „Triumphzügen" wurde in der Renaissancezeit in Venedig der Karneval gefeiert

So fuhr früher Prinz Karneval aus

Mit Mummenschanz und Maskenspielen feierte der italienische Karneval in Rom, Florenz und Ven big zur Zeit der Renaissance prunkvolle Orgien. Wie Deutschen haben aber allen Grund, den Karneval in Zusammenhang mit den kultlichen Feiern zu bringen, die unsere Vorfahren um die Zeit des Winterausganges und des Frühlingsanfanges begingen.

Die Germanen feierten zur Zeit des erwachenden Lebens in der Natur ein Frühlingsfest, das mit allerlei Bräuchen und kultischen Handlungen verbunden war, in denen sich einerseits die Abwehr gegen böse Geister und Dämonen, anderseits die Herbeiführung des Segens der Götter und guten Geister kundtun. Bei diesen Feiern pflegten sich unsere Ahnen zu vermummen und zu maskieren, um damit die bösen Geister abzuschrecken, indem man glaubte, daß es dadurch besonders wirksam geschehe, daß man ihnen ihr eigenes Bild entgegenhalte. So entstanden die Kopfmasken wilder Tiere, die Fratzen der Dämonen und dieser gräulicher Gestalten, unter denen man sich die Dämonen dachte. Vielleicht wollte man auch sich selbst die Kraft der Geister aneignen, indem man ihre Gestalt annahm. Aus dem Abwehrgedanken der bösen Geister entstand aber auch das Lärmen mit Trommeln, Schellen und Peitschen. Die Pritsche hat ihren Ursprung vielleicht in den grünen Zweigen, womit sich in der heidnischen Zeit die jungen Leute schlugen, weil sie glaubten, dadurch den Segen zu übertragen.

Es ist klar, daß sich aus diesen alten kultischen Feiern und Handlungen eine große Zahl von Bräuchen im Leben des Volkes auch in späterer Zeit erhalten haben, wenn sie auch zum Teil Umdeutungen und Ausweitungen erfuhren. Da sind vor allem die Narrenzünfte zu nennen, die sich im Mittelalter besonders in den süddeutschen Städten bildeten. Sie pflanzten als Zeichen den Narrenbaum auf, hielten Gerichte absonderlicher Art und übten dabei das Rügerecht, daß es ihnen unverwehrt ließ, Personen und Vorkommnisse meistens in lokaler Begrenzung zu verspotten und sich darüber lustig zu machen. Das geschah oft in recht derber und drastischer Weise. Hinterher wurden in seltsamer Maskierung und Kostümierung Umzüge gehalten. Aus diesen Bräuchen haben sich die Kappensitzungen und der Rosenmontagszug in den modernen Karneval hinübergerettet.

Im Ausgange des Mittelalters bildeten sich aus diesen Narrenzusammenkünften und Umzügen ein festes Repertoire von Spielen und Szenen, deren Inhalt zumeist Vorgänge aus dem täglichen Leben verulkten und verspotteten. In Nürnberg wurden diese Fastnachtsspiele vor allem auch von den Meistersingern gepflegt, deren Meister Hans Sachs allein vierundsechzig geschrieben hat. Der Geist, der sich in diesen Spielen kund tut, zeichnet sehr deutlich den Verfall und die Auflösung des spätlich närrischen Ulks. Bis dann im 17. Jahrhundert die Fastnachtsspiele als solche ganz verschwinden.

Im 18. Jahrhundert erlebte der Karneval noch einmal eine glänzende Auferstehung. In dieser Zeit wurden Narrenbünde gegründet, von denen der berühmte Mopsorden

Gruppe aus dem fastnachtsfreudigen 16. Jahrhundert

Gruß an den Fastching (16. Jahrhundert)

deutschen Volkes konzentriert. In München ist es vor allem der alle sieben Jahre stattfindende berühmte Schäfflertanz, der dem bunten Mummenschanz der Isarstadt ein besonderes Gepräge gibt.

Wenn nun in diesen Tagen die Wellen der Freude und des närrischen Treibens über den Sitzungen und Umzügen zusammenschlagen, dann hat der Fasching auf der ganzen Linie gesiegt. Für ein Volk, das im schweren Kampf um seine Existenz steht, sind dies Tage nicht der Absage an den Kampf des Lebens, sondern Tage der Erholung von Alltag und Sorge, die Kraft geben sollen, zum Leben mit all seinem Ernst und seiner Verantwortung ein freudiges Ja zu sagen.

Bilder (5) WV-Archiv

Blick nach Südamerika

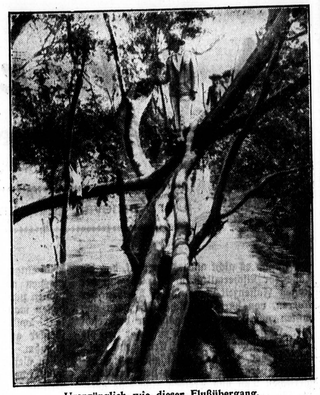
Von der Kolonisation zur staatlichen Freiheit

Drei große Wellen der Unruhe hat der südamerikanische Kontinent hinter sich. Eine griff in die andere über, die folgende war nicht denkbar ohne die vorhergehende. Als zu Beginn des 16. Jahrhunderts die spanischen und portugiesischen Eroberer in Südamerika landeten, betrachteten sie das unermeßlich große und reiche Land als Kolonie im wahrsten Sinne des Wortes. Die ungeheuren

Die riesigen Salpetervorräte Chiles finden heute keine Abnehmer

Schätze führten sie auf ihren Schiffen hinweg nach Spanien und Portugal, wo sie die Grundlage ihrer politischen Macht wurden. Die Eingeborenen wurden fast ausgerottet und mit ihnen ihre staatliche Organisation und hochstehende Kultur. Was von den Eroberungsfähigen durch einen ganzen Erdteil verschont blieb, mußte den neuen Herren dienstbar sein bei der Ausbeutung des Erdteils, den die Spanier und Portugiesen unter sich aufgeteilt hatten.

Fast drei Jahrhunderte dauerte die Macht Spaniens und Portugals. Diese Macht mußte immer wieder blutig erkämpft und gesichert werden gegen die Aufstände der freiheitsliebenden Eingeborenen, Inkas und Indigos, und als die Lehren der französischen Revolution über den Ozean in die weiten Steppen und Urwälder am Amazonas und La Plata, in die Berge der Anden und Kordilleren gedrungen waren, da ging die zweite Welle der Unruhe über den Erdteil. Als Europa die großen Freiheitskämpfe gegen die Tyrannei des Korsen führte, erstritt Südamerika seine staatliche Freiheit. Die großen Kämpfer standen auf — Belgrano in Argentinien, Antonio Freijo in Brasilien, San Martin in Chile, de Sucre in Peru und Bolivar, der Begründer der Republiken Ekuador, Venezuela, Kolumbien und Bolivien —, schüttelten das Joch der Fremdherrschaft ab und trieben die fremden Herrscher außer Landes. Aber gleichzeitig begann auch der Kampf



Ursprünglich wie dieser Flußübergang, zeigt sich das Land Paraguay

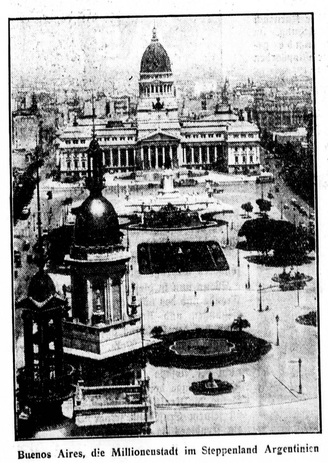
Aufnahmen (5): Scherl Bilderdienst, M.

Montevideo, das Ostende oder Scheveningen Südamerikas

der Parteien gegeneinander, der Kampf um die Macht: Republikaner gegen Monarchisten, Unitaristen gegen Föderalisten; es begann der Kampf der Männer wie Bolivar für die Vereinigten Staaten von Südamerika, die Kämpfe der Staaten untereinander und gegeneinander. Paraguay erkämpfte sich die Unabhängigkeit gegen Argentinien; Uruguay, im Bürgerkrieg von Brasilien besetzt, wurde zum Anlaß des Krieges zwischen Brasilien und Argentinien, bis Brasilien die Unabhängigkeit des kleinsten südamerikanischen Staates anerkannte und damit auf die Mündung des La Plata verzichtete.

Die große Welle der Unruhe, entstanden aus der spanisch-portugiesischen Fremdherrschaft, lag fast bis zum Ende des 19. Jahrhunderts über dem Erdteil; sie war angefüllt mit den großen innerpolitischen Kämpfen und fand vielleicht ihr Ende in dem Sturz des brasilianischen Kaisertums im Jahre 1889. Hier war die Befreiung der Sklaven der unmittelbare Anlaß, daß die letzte Monarchie Südamerikas die republikanische Staatsform annahm. Und wenn auch die Gründe für den Umsturz in der Sklavenbefreiung keineswegs erschöpft sind, so kündigt sich darin bereits die dritte Welle der Unruhe an: hervorgerufen durch soziale und wirtschaftliche Umschichtung.

Die Befreiung Südamerikas von der Fremdherrschaft hatte vorerst weder soziale noch wirtschaftliche Folgen. Für die Freiheit kämpfte eine Oberschicht spanischen oder portugiesischen Blutes, und die Stellung der Machthaber zu der Urbevölkerung in den Urwäldern und Steppen und Gebirgen änderte sich kaum. Aber die Kämpfe zwischen den Machthabern und Widersachern blieben weder bei den Nachkommen der Inkas noch der Indigos, den Mischlingen, ohne Widerhall, und als der Erdteil der Einwanderung erschlossen wurde — der eine Staat früher, der andere später —, begann der Kampf um den Lebensraum. Je mehr nach der Befreiung die Volkwerdung voranschritt, desto schärfer wurde die Auseinandersetzung des Volkes, in erster Linie um den Landbesitz und — seitdem die wirtschaftliche Erschließung eingesetzt hatte — zwischen dem Besitzenden und dem Besitzlosen im weiteren Sinne.



Buenos Aires, die Millionenstadt im Steppenland Argentinien

Riesige Kaffeemengen produziert Brasilien

In diese Unruhe, hervorgerufen durch die soziale Emanzipation, fällt die wirtschaftliche Erschließung des Kontinents. Sie sah an der Spitze nicht Männer jenen Blutes, das in den Freiheitskämpfen gegen Spanien und Portugal geflossen ist, sondern Amerikaner, Engländer, Franzosen und vielleicht auch einige Deutsche. Die Machthaber dieser zweiten Erschließung des Erdteils saßen in New York und London und Paris. Und waren auch die Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts unwiderruflich dahin, so unterschieden sich die Methoden der wirtschaftlichen Erschließung im Endeffekt kaum von der Kolonisation. Südamerika wurde wieder zum Objekt großer Ausbeuter, die mit anderen Mitteln arbeiteten, aber das gleiche Ziel hatten, die Schätze des Erdteiles zu besitzen: die Edelmetalle Perus, den Salpeter Chiles, das Vieh und den Weizen Argentiniens, den Kaffee, die Baumwolle und den Gummi Brasiliens.

Der Weltkrieg hat die wirtschaftliche Befreiung Südamerikas gefördert, aber nicht vollendet, und als sich erwies, daß im Boden des Erdteils ungeheure Schätze an Erddl liegen, erfolgte noch einmal ein Ansturm jener namenlosen Machthaber in Ney York und London. Sie sind niemals wählerisch in ihren Mitteln gewesen, und so kann manche Revolution und mancher Aufstand getrost auf ihr geheimnisvolles Walten zurückgeführt werden. Immerhin haben die größten Staaten Südamerikas inzwischen eine Selbständigkeit errungen, die sich auch gegen die Goldmächte zu behaupten weiß. Aber die Folgen der bedenkenlosen wirtschaftlichen Erschließung — die mitten in einem Entwicklungsprozeß begriffene Länder betraf, ohne ein staatlich und sozial festes Gefüge —, ferner die Auswirkungen des Weltkrieges und nicht zuletzt der enge Anschluß und die Verflechtung des südamerikanischen Raumes an die Alte Welt und an Nordamerika haben einen neuen Zustand der Gärung geschaffen, in dem der Spaltpilz Kommunismus angesetzt werden soll.

Wird es das Schicksal Südamerikas sein, eine vierte Welle der Unruhe zu erleben? Bewegungen im südamerikanischen Raume sind nicht nur tiefgreifend, sondern auch langdauernd. Damit rechnet Moskau. Aber die Geschichte der südamerikanischen Staaten ist seinen verantwortlichen Männern eine Warnung. So kann man ihre energische Abwehr gegen den Kommunismus verstehen, und so darf man hoffen, daß diese Unruhe nicht über Südamerika gehen wird.

Kurt Winkler.

Fritz H. Chelius

Das war Verdun

Die erste Materialschlacht der Weltgeschichte

Alle Rechte vorbehalten beim Horn-Verlag Berlin W 35

1. Fortsetzung

Die Ausführungen des Generalmajors Krahmer, des Kommandeurs der 6. Feldartillerie-Brigade, wecken maßloses Erstaunen, denn daß jede Batterie in der Feuerstellung 3000 Schuß bereit liegen haben sollte, das überstieg die damaligen Begriffe. Ebenso phantastisch waren die Fabeln, die der Kommandeur der Pionniere nennen konnte. Nachdem noch der Divisionsarzt über die sanitären, der Divisionsintendant über die Verpflegungsfragen gesprochen hatten, faßte der Divisionskommandeur die Ergebnisse noch einmal kurz zusammen. Als er aber nach den noch bestehenden Zweifeln fragte, zeigte sich doch schon, daß gar manche Bedenken vorhanden waren, die sich auf die Angriffstaktik bezogen. Es war kein einziger dabei, der Furcht verraten hätte, aber doch viele, die klar genug sahen, daß diese Anordnungen ein ungeheures Risiko in sich schlossen. Konnten diese gewaltigen Truppen- und Material-Anhäufungen dem Feinde überhaupt unbekannt bleiben? Konnte bei dieser Schlage eine „Ueberraschung" des Gegners durchgeführt werden?

Als die Herren nach der Besprechung ihren Unterkünften zuschritten, ritten, oder fuhren hatten sie zwar ein klares Bild dessen, was kommen würde, aber neben der Siegeszuversicht stand doch die Sorge: dieser Sieg würde unendlich teuer bezahlt werden müssen!

„Schlamassel steigt später!"

Zunächst war der 12. Februar als Beginn der Operation festgelegt worden, aber es sollte sich doch noch manches dazwischenschieben, bis der Sturm wirklich losbrach.

Die ganzen Orte hinter der Front, von Consenvoy auf dem rechten Flügel bis nach Bonville auf dem linken Flügel, waren mit neuen Truppen überflutet. Wo nur ein trockener Platz sich befand, krochen sie zusammen, denn das Wetter war an diesen Tagen Sumpfwetter. Zumeist goß es, was vom Himmel herunter wollte, und die ganze Gegend glich mehr einem Morast, als einem Kampfgelände. Die Stimmung der Leute war wäherend der Regentage ausgesprochen gereizt; in der Mehrzahl waren die Regimenter von Ypern gekommen, wo sie schon länger als ein Jahr im Stellungskrieg festgelegen hatten. Die Freude, wieder an einem Bewegungskrieg teilnehmen zu können, hatte alle Herzen höher schlagen lassen, und die Hoffnung auf einen neuen Vormarsch hatte die Stimmung belebt. Daß aber bei diesem Regenwetter, bei diesen grundlosen Straßen ein Vormarsch im Dreck stecken bleiben würde, das sah auch der jüngste Rekrut ein, und die Langeweile plagte die Mannschaft.

Anderseits gab es auch bei diesem Wetter genug zu tun. Die Schäden, die der Regen angerichtet hatte, mußten ausgebessert werden, die Straßen mußten in fahrbaren Zustand gehalten, die Telefonleitungen, oft genug vom Sturm umgerissen, mußten neu gelegt werden. Vor allem bedurften die Pioniere zahlloser Hilfskräfte, um die ungeheuren Materialmassen zu den verschiedensten Lagern zu schleppen. Es gab manches Fluchen, wenn ein mit schweren Stollenbrettern beladener Infanterist in ein Granatloch schlitterte oder ein mit Stacheldraht beladener Artillerist in dem dichten Unterholz der Wälder hängen blieb und zu Fall kam. Nur in einer Beziehung bot dieses Wetter einen gewissen Vorteil; durch den Regen war die Fliegertätigkeit gleich Null, und vielleicht ist es nur diesem Umstand zu verdanken, daß dieser ungeheure Aufmarsch dem Gegner ziemlich unbemerkt blieb.

Freilich waren auch alle Vorkehrungen getroffen worden, um dem Gegner die Einsicht nach Möglichkeit zu erschweren. Die ganzen Straßen waren nach der Frontseite zu mit großen Schilfmatten abgedichtet, die dem Gegner jede Einsicht verwehrten. Es hätte also schon einer Fliegeraufklärung bedurft, um ein richtiges Bild der Sachlage zu gewinnen. Aber um dies zu verhüten, waren deutsche Flugzeuge bereitgestellt, die jeden derartigen Versuch des Gegners von vornherein zu unterbinden hatten. Daß die höheren Stäbe trotz all dieser Vorsichtsmaßnahmen das Bangen um das Gelingen des Plans nicht los wurden, ist erklärlich; denn dieser ganze Angriff war ja zu einem guten Prozentsatz auf Ueberraschung abgestellt.

Was der Schlacht, die hier vor Verdun eingeleitet wurde, ihre große Bedeutung verleiht, ist die Tatsache, daß hier zum erstenmal der Uebergang zur Materialschlacht vollzogen wurde. Es wurden artilleristische Kräfte zusammengezogen, wie sie bisher in der Kriegsgeschichte keines Landes zu verzeichnen waren. Wenn das Signal zum Angriff kommen würde, sollten bei den drei Angriffskorps 542 schwere und 806 Feldgeschütze zu feuern beginnen. Darunter befanden sich allein 97 allerschwerste vom Typ der „Dicken Berthe" oder des „Langen Max". Weiter standen beim 15. Armeekorps 60 schwere und 136 Feldgeschütze bereit, und auf dem linken Maasufer sollten 101 schwere und 80 Feldgeschütze flankierend angreifen so daß alles in allem 1225 Geschütze bestimmt waren, den Franzosen die Hölle heiß zu machen. Zur Unterstützung dieser Artillerie waren noch 22 schwere, 74 mittlere und 56 leichte Minenwerfer über die ganze Angriffsfront verteilt. Das war eine artilleristische Massierung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte.

Am 12. Februar hatte der Sturm losbrechen sollen; aber man war sich beim Armee-Oberkommando klar, daß bei diesem Wetter nichts zu machen sei, zumal die Truppen in den Unterständen teilweise bis an die Knöchel im Wasser standen, so wurde der ursprüngliche Angriffsbefehl von Tag zu Tag verschoben, und das stereotype Stichwort „Schlamassel steigt 24 Stunden später" wurde unter den Truppen schon zum geflügelten Wort.

Es regnete am 13., es goß am 14., am 15. und 16. war Wolkenbruch, am 17. schneite und regnete es, und der pekanartige Sturm nahm in seiner Weise Rücksicht auf die deutschen Vorbereitungen. Trotz des Wetters war aber auf deutscher Seite eine recht lebhafte Patrouillentätigkeit zu verzeichnen, denn es galt ja dauernd festzustellen, ob der Gegner von den bevorstehenden Dingen bereits Witterung habe. Man konnte von Glück sagen, daß keine dieser Patrouillen in feindliche Hände fiel; sie erfüllten ihren Zweck vollkommen und schnitten in unsere wie in die feindlichen Drahtverhaue bereits Sturmgassen, ohne daß der Gegner viel davon merkte.

Endlich, am 19. abends, schlug plötzlich der Wind um und fegte den Himmel sauber, so daß am 20. schon ein einigermaßen klares Wetter war. So konnte der Kronprinz am 21. Februar, vormittags 8.12 Uhr, den Befehl zur Feuereröffnung geben, und wenige Minuten später brüllte der ganze Gürtel um Verdun in einem fantastischen Höllenkonzert los. Was die Rohre hergeben konnten, gaben sie her, und bald war das ganze am Morgen so klare Bild um Verdun in eine undurchdringliche Wolke von Rauch und Staub gehüllt. Es machte den Eindruck, als ob es menschenunmöglich sei, daß in diesem Eisenhagel sich noch ein lebendes Wesen aufhalten könne.

Im Schutze dieses Eisenhagels machten sich nun deutsche Offiziers-Patrouillen auf den Weg, um festzustellen, wie weit der Gegner das Gelände freiwillig aufgegeben habe, so daß einzelne Truppenteile bereits am 21. in die ersten feindlichen Gräben vorrücken konnten, ohne Widerstand zu finden. Es war ein erstes Vortasten, um Fühlung zu gewinnen, ein kurzer Auftakt, der größere Unternehmungen einleiten sollte.

Stunde um Stunde verrann, aber das deutsche Artilleriefeuer ließ nicht locker. Der Eisenhagel, den die deutschen Geschütze ausspien, schien sich bis in alle Ewigkeit fortsetzen zu wollen.

Der Sturm bricht los

Es war auf deutscher Seite der Fehler gemacht worden, daß man an diesem 21. Februar den einzelnen Truppe nicht einen breiteren Spielraum eingeräumt hatte; denn es wäre ohne Zweifel möglich gewesen, daß ganze Regimenter tief in die Feindeslinien hätten vorfließen können. Man hatte die Eindeutlichkeit des Angriffs nicht durchbrechen wollen und die Truppen zurückgehalten, dabei aber zu wenig in Rechnung gestellt, daß auch der Franzose damit Zeit gewann, Hilfe herbeizuholen. Als nun der 22. Februar, der Tag des ersten Großangriffs, heranrückte, standen die ganzen Korps fieberhd vor Angriffslust in ihren Ausgangsstellungen bereit.

Das Gelände, in dem sich dieser Riesenkampf abspielen sollte, war zwar für den Aufmarsch außerordentlich günstig, bot aber den Truppen im Vormarsch ungeheure Schwierigkeiten. Denn zumächst waren große Waldungen zu nehmen, die von den Franzosen meisterhaft für die Verteidigung vorbereitet waren und durch ihre Maschinengewehrnester und versteckten Hochstige, durch das dichte Unterholz und die irreführend angelegten Schneisen unseren Leuten außerordentlich viel zu schaffen machten. Dann war das Gelände stark gebirgig. wies zerklüftete Höhen und Täler auf, die zu nehmen auch allerdand Schwierigkeiten bot, so daß an die deutschen Sturmmannschaften ganz ungeheure Anforderungen gestellt werden mußten.

Wesentlich einfacher als die drei Angriffskorps, die zunächst von Norden her gegen die Festung stürmen sollten, hatte es das 15. Korps, das von Westen her einige Tage später durch die Woevre-Ebene nachrücken sollte. Dort fiel wenigstens ein Teil der Geländeschwierigkeiten weg, wenn auch die Waldungen beiderseits der Nationalstraße noch genug Schwierigkeiten zu überwinden übrig ließen. Die Angriffskorps aber hatten sich über mehrere Höhenzüge hinweg vorzuarbeiten, die mit ihren Steilhängen den Franzosen außergewöhnlich günstige Verteidigungsstellen boten.

Die Verteidigung war so gut vorbereitet, daß die französische Artillerie selbst in der Lage war, einzelne Bäume unter Feuer nehmen zu können, so daß es sich sehr bald für die Deutschen als ein höchst zweifelhafter Schutz erwies, wenn sie hinter hohen Bäumen Deckung suchten. Da man von den verschiedenen Forts aus, soweit es sich nicht um ausgesprochenes Waldgelände handelte, die Gegend ausgezeichnet einsehen konnte, war die Feuerwirkung der französischen Maschinengewehre und Artillerie außerordentlich stark.

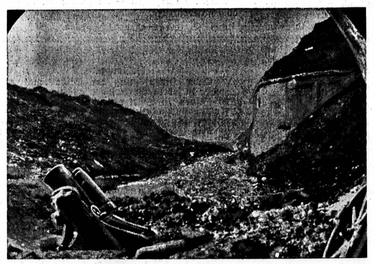
Am 22. Februar, mittags 12 Uhr, war der allgemeine Angriff befohlen, nachdem über den linken französischen Flügel bei Consenvoye der Sturm bereits in den Vormittagsstunden losgebrochen war. Bei den Truppen des 7. Reserve-Korps herrschte eine hohe Begeisterung, zumal Minen- und Flammenwerfer das Vorgehen wirksam unterstützten. Diesem schwungvollen Angriff konnten die Franzosen nicht lange standhalten, um so mehr, als ein Schneetreiben ihnen eine weite Sicht verwehrte. Aber als das 18. Armeekorps um die Mittagsstunde seinen Sturm antrat, stieß es bereits auf wesentlich heftigeren Widerstand. Für dieses Korps galt es, den Caurewald zu nehmen, der von den Franzosen für die Verteidigung glänzend hergerichtet worden war. Was in diesen Tagen an deutschem Heldenmut, an Angriffslust und Unternehmungsgeist geleistet wurde, läßt sich im einzelnen kaum schildern. Wenn auch der Kampf um Verdun für die deutschen Waffen einen tragischen Ausgang nahm, so werden diese Leistungen, die insbesondere das 18. Armeekorps, das 3. Armeekorps, das 5. und 7. Reservekorps und das 15. Armeekorps boten, immer eines der hervorragendsten Ruhmesblätter der deutschen Kriegsgeschichte bilden.

Besonders schwer hatte es die 25. Infanterie-Division, die sich aus hessischen Truppen zusammensetzte. Das Leibgarde-Infanterie-Regiment unter seinem Kommandeur Oberstleutnant Freiherr von Pritschen und das Feldartillerieregiment 61 hatten Proben hervorragender Tapferkeit, mußten sie aber auch mit schweren Blutopfern bezahlen. Nicht minder hervorragend verhielt sich die 5. und 6. Infanterie-Division, deren Aufgabe es war, den Trosse-Wald zu nehmen und direkt auf die Panzerfeste Douaumont vorzudringen. Gerade dieser Weg auf Douaumont zu schien aber ein bedeutsamer Punkt in dem französischen Verteidigungssystem zu sein. Denn die Franzosen setzten alles daran, gerade der 5. Infanterie-Division ihre Geländegewinne wieder abzunehmen.

Zu diesem Zwecke hatten die Franzosen die frisch herbeigeholten afrikanischen Regimenter der 2. und 3. Zuaven und der 2. und 3. Turkos angesetzt. Es waren dies die gleichen Regimenter, die 1870 schon in der Schlacht bei Wörth in den Weinbergen von Fröschweiler gefochten hatten, sie sollten nun der 5. Infanterie-Division unter allen Umständen den Weg eingeschlagene 21-Zentimeter-Granaten schwere Verluste hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Am 25. Februar 1916
fiel das Fort Douaumont durch den kühnen Entschluß zweier Kompanieführer in deutsche Hände



Ein Teil der Panzerfeste Douaumont nach der Erstürmung durch die Deutschen (oben rechts)

Der Eingang zum Fort Douaumont nach der Eroberung am 25. Februar (oben links)

Oberleutnant von Brandis mit den Zugführern der 8. Kompanie von links nach rechts: Leutnant Freiherr von Eynatten, Vizefeldwebel Glanz, Oberleutnant v. Brandis, Feldwebel Würfel und Unteroffizier Schneidereit.

Hauptmann Haupt, der Kompanieführer von der 7.

(Scherl Bilderdienst 4)

Kleine Geschichten aus der Faschingszeit

von Arthur Heinz Lehmann

Sächsisches Faschingserlebnis

„Nee, wißt'e!" empörte sich Herr Wäbzold am Stammtisch. Ulli so a Magenball arjenen mich jetzene zehn Ferde widder. Da is ja dr Unmoral Dier und Dor geeffnet! Da wollde mir doch tatsächlich ämal a ganz fremder Herr meine eechte Frau vorschdellnl"

Gegen die gute Sitte

Der Tünnes und der Schäl treffen sich am Aschermittwoch und taufchen ihre Faschingserlebnisse aus. Da sagt der Tünnes:

„Du, mibb de Palms lenne mer nit mehr verfehre!"

„Woher denn nit?" fragt der Schäl zurück. „Wo der Palm so viele Schoppe für uns spendiert hett!"

„Das es schon recht," antwortete der Tünnes. „Wie ich aber in Rosenmondach hab bei Palms schlafen wolle, hett der als' Palm gesagt, se hätte die Betten schon vor de Fasching versetzt!"

Das goldene Münchener Herz

Zum Fasching saß ein Urbaner als Pierrot kostümiert in der Straßenbahn und wollte sich ausschütten vor Lachen. Die übrigen Fahrgäste, die ebenfalls von der Redoute kamen, drangen in ihn, er sollte ihnen doch den Grund seiner Heiterkeit verraten. Da erzählte er:

„Mein' Sekt ham's wegg'lassen, mein Gsichpuzl ham's me ausg'spannt und mein Paletot hab' i auch nimmer g'funden! So fibel is er scho' lang nimmer g'wesen, der Fasching.

Der Wecker

Griemichen trifft seinen Chef um drei Uhr morgens auf einem Maskenball.

„Na, Griemichen, werden Sie denn dann pünktlich früh im Geschäft sein könne?"

„Awwer nadierlich, Herr Direggdor!" versicherte Griemichen. „Ich hawwe nich ämal a Wegger zuhaus!"

„Dann werden Sie's bestimmt verschlafen!"

„Echa, Herr Direggdor! Bei mir gegenüber wohnd eine Fabrigg, die feid um achde, un da schdeh'ch einfach eine halwe Stunde vor'n Feifen uff!"

Die heimliche Freude

„Mann, Emil, ich dengge, du bisd uff'n Maskenball?"

„Nee, ich hawwe meine Alde alleene hingehn lassn!"

„Awwer Emil! Da läßt de dir doch ä Schbaß endgehen!"

„Echa, Alwin! Ich hawwe mei schdilles Vergniechen! Ich genndze mich tammeln vor Lachen, wenn'ch mir vorschdelle, was der Gaffalier von meiner Alde fr ä Gesichde machen werd, wenn se de Maske rundnimmt"

Amerika lacht

„Liffi, ich denke, Sie haben mit Ihrem Bräutigam Schluß gemacht?"

„Ja, aber er hatte mit mir vierzehntägige Kündigung ausgemacht!"

*

Dame (zum Kraftwagenführer): „Hier ein Trinkgeld! Trinken Sie ein Glas auf meine Gesundheit."

Chauffeur: „Danke. Aber ob da ein Glas genügen wird? Sie sehen recht elend aus."

(Ideas.)

Also daher

„Sie, ich bin wahnsinnig verrückt nach ausländischen Briefmarken. Wußten Sie das noch nicht?"

„O doch; ich wußte nur nicht, daß die Verrücktheit von den ausländischen Briefmarken kommt."

Die Berührung

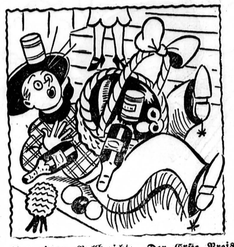
„Nun, Max, wie ist denn euer neuer Lehrer?"

„Der Mann hat mich sehr unliebsam berührt!"

Mosskau sahen disch an

Kleine Tragödie!

„Vor fünf Minuten hat er mir noch ewige Liebe geschworen, und jetzt ist er fort."

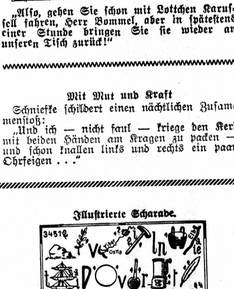


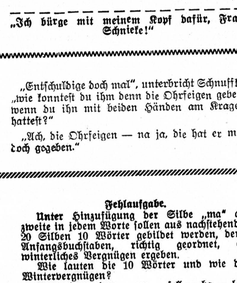
Aus einem Ballbericht: „Der Erste Preis für das beste Herrenkostüm fiel auf Herrn Egon Pieyendraht!"

Der eiserne Gast

„Stehen Sie bitte auf, mein Herr, der Saal wird geschlossen!"

„Ich kann doch nicht, lieber Freund, die Schauniere sind eingerostet.





Zeichnung: Krusch

„Also, gehen Sie schon mit Lottchen Karuffell fahren, Herr Bummel, aber in spätestens einer Stunde bringen Sie sie wieder an unsern Tisch zurück!"

Mit Mut und Kraft

Schniefke schildert einen nächtlichen Zusammenstoß:

„Und ich — nicht faul — kriege den Kerl mit beiden Händen am Kragen zu packen — und schon knallen links und rechts ein paar Ohrfeigen . . .

„Entschuldige doch mal", unterbricht Schnuffke, „wie konntest du ihm denn die Ohrfeigen geben, wenn du ihn mit beiden Händen am Kragen hattest?"

„Ach, die Ohrfeigen — na ja, die hat er mir doch gegeben."

Die Beförderung

Auch Majestäten liebten zu scherzen

Zuweilen liebte es auch Friedrich der Große, einen der Maskenbälle zu besuchen, die während der Faschingszeit in der Berliner Hofoper veranstaltet wurden. Bei einer solchen Gelegenheit entdeckte er auch einen Mann, der im Kostüm eines Toreros steckte. Er klaubte mit Gewißheit, einen seiner Offiziere darin zu erblicken und flüsterte der Maske heimlich zu: „Maske, ich kenne dich!" — Der Alte Fritz konnte sich nicht verleugnen, obgleich auch er ein Kostüm und eine Maske trug. Der bewußte Offizier, es war wirklich der, den der Alte Fritz meinte, und er war noch dazu ohne Urlaub auf dem Ball, faßte sich ein Herz und murmelte entschlossen: „Maske, ich kenne dich nicht!" — „Nanu, Maske", meinte Friedrich darauf, „ich müßte mich doch sehr irren, wenn du nicht der Hauptmann von X. bist." — Der Offizier, der merkte, daß es hier nichts mehr zu verschweigen gab, erwiderte darauf: „Jawohl, ich bin ohne Urlaub hier — aber ein Hundsfott ist, wer's weitersagt!" — Dem König gefiel das nicht übel, und er sagte beim Weitergehen: „Auf Ehre, mein Lieber, es bleibt unter uns."

Als einige Zeit später der König ein Regiment besichtigte und dabei auf die Kompagnie jenes Hauptmanns von X. stieß, musterte er die Front mit besonderer Strenge, fand aber keinen Anlaß, einen Tadel zu äußern und befahl dem Hauptmann, etwas näher zu kommen. Da ist halt nichts zu machen, dachte der Hauptmann, jetzt ist es ganz schlimm. Aber der König beugte sich von seinem großen Pferd zu ihm nieder und sagte leise: „Maske — du bist Major." — Nach einer Weile fügte er hinzu. Das fassungslose Gesicht des Angeredeten musternd: „Aber ein Hundsfott, wer's weitersagt!" — „Auf Ehre, Majestät, es bleibt unter uns", antwortete der glückliche Major, und tatsächlich wurde die Ernennung erst viel später veröffentlicht, mit dem für Uneingeweihte unverständlichen Zusatz: „Major mit Patent vom heutigen Datum des vergangenen Jahres!"

Ahnungsvoll

Hausbiener: „Herr Doktor, Sie möchten rasch mit Verbandszeug zum ‚Goldenen Hirsch' kommen!"

Arzt: „Was ist denn da passiert?"

Hausdiener: „Noch nichts; aber sie fangen schon an zu schimpfen!"

Kindermund

Besuch: „Nein, Fritz, bist du groß geworden! Wenn das so weitergeht, wirst du ja bald größer als der Vater."

Fritz: „Ach, das wird schön, dann muß Papa immer meine alten Hosen tragen."

Erst das eine, dann das andere

„Wann haben Sie eigentlich Ihre Frau kennen und lieben gelernt?"

„Ja, wissen Sie, eigentlich habe ich sie erst lieben und dann kennen gelernt!"

(Nebelspalter.)

Guter Rat

Schriftleiter: „Ich würde Ihnen empfehlen, Ihre Gedichte noch eine Zeitlang liegenzulassen, bis Sie einen gewissen Abstand von ihnen gewonnen haben."

Dichter: „Wann ungefähr würde das sein?"

Schriftleiter: „Nach Ihrem Tode."

Die Blüte

Der Examenskandidat steht knieschlotternd vor dem Prüfungszimmer. Kommt einer der prüfenden Professoren und sieht das wankende Elend. Er will ihm Mut aufsprechen, Lebensmüde fährt sich der Kandidat über die fieberheiße Stirn: „Ach, Herr Professor, da bei drinnen scheint alles eine große Wüste geworden zu sein."

Der Herr Professor geht auf das Bild ein: „Nun ja, ein paar Oasen werden dann schon darin sein."

Traurig erwidert der Kandidat: „Ja schon! Aber ob die Kamele diese gerade finden werden?"

Mit Mut und Kraft

Schniefke schildert einen nächtlichen Zusammenstoß:

„Und ich — nicht faul — kriege den Kerl mit beiden Händen am Kragen zu packen — und schon knallen links und rechts ein paar Ohrfeigen . . .

„Entschuldige doch mal", unterbricht Schnuffke, „wie konntest du ihm denn die Ohrfeigen geben, wenn du ihn mit beiden Händen am Kragen hattest?"

„Ach, die Ohrfeigen — na ja, die hat er mir doch gegeben."

Schachaufgabe

Matt in zwei Zügen.

Kontrollstellung. 15 Figuren: Weiß (7 Figuren): König g 4, Dame h 4, Springer e 4, f 3, Läufer f 1, g 1, Bauer h 5. — Schwarz (8 Figuren): König d 3, Dame a 1, Läufer e 2, Springer e 2, Bauer a 2, b 3, c 4, e 5.

Das Wunder.

Hans ist ein eifriger Zeitungsleser, der sich auch Gedanken über die Zeitung an sich macht. So wundert er sich immer wieder, daß alles „Papier", insbesondere, daß das Feuilleton (unterm Strich) immer am Ende der letzten Spalte aufhört und kein Stückchen zu lang oder zu kurz ist. Um hinter das Geheimnis zu kommen, schreibt er an die Zeitung. Was steht in der Antwort?

Scherzrätsel.

Die erste hat am Ende jedes Tier,
Die zweite aber jede Pflanze,
In exzerciker Gegend findet ihr
In großer Quantität das Ganze.

Illustrierte Scharade.

Kettenrätsel.

Bier — Boot — Eck — Fisch — Fluß — Glas — Recht — Wahl — Zucht.

Aus vorstehenden zehn einsilbigen Wörtern ist durch Zusammenstellen die gleiche Zahl zweisilbiger Wörter zu bilden, die alsdann zu einer Kette zu vereinigen sind.

Das gute Geschäft.

Bruno Möchtegern hat sich einen neuen Anzug bauen lassen. Er holt das schöne Stück beim Schneider ab und fragt: „Was habe ich zu bezahlen?" Sie berechnen mir doch einen billigen Preis?" — „Aber selbstverständlich", meint der Schneidermeister, „ich berechne Ihnen für den ersten Knopf an ihrem Anzug einen Pfennig, für den nächsten nochmal soviel wie für den ersten usw." Bruno Möchtegern glaubt, daß der Meister einen Scherz macht, er wittert ein gutes Geschäft und dringt darauf, daß der Meister ihm das schriftlich gebe. Das geschieht. Vier Wochen später klagt Bruno Möchtegern vor Gericht auf Aufhebung des Vertrages. Warum?

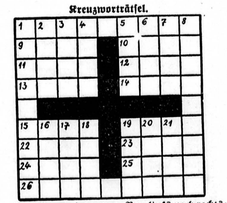
Fehlaufgabe.

Unter Hinzufügung der Silbe „ma" als zweite in jedem Worte sollen aus nachstehenden 20 Silben 10 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, ein winterliches Vergnügen ergeben.

Wie lauten die 10 Wörter und wie das Wintervergnügen?

cher — de — dra — em — fell — ha — la — ne — ne — o — os — po — rin — ro — ros — schuh — te — tik — to — us.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. Stadt in Baden, 9. Stadt auf Samoa, 10. Wärmeeinheit, 11. Nebenfluß des Rheins, 12. Erderhöhung, 13. Schornstein, 14. Planet, 15. spanischer Feldherr, 19. Widerwille, 22. Kohlenprodukt, 23. männlicher Vorname, 24. Kuchenmasse, 25. Monatsmitte im römischen Kalender, 26. anderer Ausdruck für Betreiung. — Von oben nach unten: 1. Festungsgewölbe, 2. heiliger Stier, 3. Papiermaß, 4. Stadt in Lippe, 5. Amtstracht, 6. Flußrand, 7. Feuerstätte, 8. Jarowe, 16. Stadt in Ostfriesland, 17. Gerät, 18. sagenhaftes Schiff, 19. griechische Göttin, 20. Antillopenart, 21. Paradies.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung:

1. Db7—a6, beliebig, 2. Sa4—c5, matt (wenn K×Sa3), oder 2. Da6—d3, matt (wenn b5×Sa4).

Gleichklang von der Wasserkante:

Bai, Hai, Mai, Kai.

Kalt — kälter — am kältesten.

Kein Gegenstand war kälter als der andere, denn wenn draußen eine Temperatur von minus 10 Grad war, dann wurden die Gegenstände gleich kalt. Daß die Handschuhe und die Schlittschuhe verschieden kalt scheinen, hat seine Ursache in der Verschiedenheit ihrer Wärmeleitfähigkeit.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Thea, 4. Ahab, 8. Rad, 10. Ala, 11. Amanullah, 14. Mbaas, 15. Ger, 18. Nabe, 20. Iran, 23. Mor, 24. Sage, 25. Seni, 26. Siam, 27. Erna, 28. Anna. — Von oben nach unten: 1. Tran, 2. Ham, 3. Eda, 5. Hals, 6. Ala, 7. Bahn, 9. Bude, 12. Mörtel, 13. Larissa, 15. Bader, 17. Sagan, 18. Nabe, 19. Bonn, 21. Rom, 22. Rama.

Magisches Mosaik:

t	o	m	a	t	e
u	r	r	s	x	t
r	a	•	•	l	a
i	r	•	•	m	m
k	r	g	o	z	i
a	l	b	i	o	n

Scharade:

Bernkastel.

Welt der Frau

Häusliche Vorratswirtschaft und Wohnungsbau

Zusammenarbeit von Architekt, Haus- und Landfrau

„Wohnungsbau ist der steingewordene Zeitcharakter", sagt Paul Danzer im „Völkischen Willen" vom 21. November 1936 und bezieht diese Bemerkung auf die Zunahme von Klein- und Kleinstwohnungen, die geeignet sind, einer gesunden Bevölkerungspolitik im Wege zu stehen. Aber nicht nur für die Bevölkerungspolitik ist dieser Satz wichtig, sondern auch für unsere volkswirtschaftlichen Aufgaben. Dies geht aus der Rede des Reichsministers Darré auf der Schulungstagung der Gaufrauenschaftsleiterinnen und der Frauen des Reichsnährstandes hervor. Der Reichsminister weist auf dieser Sitzung darauf hin, von welch ungeheurer Bedeutung für die Erzeugungsschlacht die tatkräftige und sinnvolle Mitarbeit der Frau ist. Nicht nur, daß sie ihre Einkäufe danach richtet, was wirklich der deutsche Boden an Lebensmitteln hergibt und auf welchen Jahreszeiten er das tut, sondern er hervorhebt auch ausdrücklich die Vorratswirtschaft als entscheidenden Faktor in der Erzeugungsschlacht.

Bei allen Versuchen, eine vernünftige Vorratswirtschaft einzuführen, stößt man zu oft auf den Widerspruch, daß die Bauverhältnisse so sind, daß Vorräte sich weder in noch außerhalb der Wohnung halten lassen. Das heißt aber, die Vorratswirtschaft ausschließen. In diese Tatsache knüpft der Reichsminister eine Ermahnung an die Baumeister und Architekten, beim Neubau von Wohnungen dieser Aufgabe zu gedenken und für ausreichenden Nebenraum zu sorgen, das einer häuslichen Vorratswirtschaft die notwendigen Voraussetzungen schafft. Noch vor 50 Jahren war es selbstverständlich, daß jede Hausfrau, die etwas auf sich hielt, nicht von der Hand in den Mund lebte, sondern im Laufe des Jahres Kammer und Keller mit den wichtigsten Vorräten anfüllte. Wir hören den erstaunten Ausruf der Hausfrauen in den letzten Wochen, warum es wohl keine Eier gibt. So weit hat sich die Kenntnis der Hausfrau von den Vogeleierlegern der Landwirtschaft entfernt, daß es ihr nicht bekannt zu sein scheint, daß zu dieser Jahreszeit tatsächlich gar keine Eier da sein können. Hätte sie nun rechtzeitig zu einer Zeit, wo es massenhaft Eier gibt, sich genügend damit eingedeckt, was gerade bei Eiern so einfach ist, so würde für die scheinbare Eierknappheit gar keine Schwierigkeiten bereitet haben. Diese so einfache Tatsache läßt sich aber auch auf viele andere Lebensmittel übertragen.

Gerade zum Winteranfang werden die Vorräte, die im Sommer gesammelt worden sind, stark in Anspruch genommen, so daß sich augenblicklich ziemlich schnell Einmach- und Marmeladengläser leeren. Die Hausfrau unterstützt die Bestrebungen des Reichsnährstandes, wenn sie diese Zeit benutzt, die Gläser mit Zucker zu füllen und sich so eine Zuckerspargasse anzulegen, wie sie auch auf der Ausstellung der „Grünen Woche" empfohlen und gezeigt wurde. Kommt dann das erste Obst, so fängt sie bereits an, sich mit Vorräten neu einzudecken.

Auch da, wo der Raum begrenzt ist und keine Vorratskammer in der Wohnung vorgesehen ist, gibt es manchen Ausweg, und es ist an der Zeit, daß sich die Hausfrau nach Möglichkeiten umsieht, wie sie den Forderungen gerecht zu werden vermag. Vielleicht läßt sich doch hier und da auf dem Flur z. B. ein wenig auch noch so kleiner aber doch gut ausnutzbarer Raum finden, den man rechtzeitig für die Sommereinmachzeit und das Einsammeln von Vorräten bereiten kann. Vor allem aber ist auch von der Hausfrau noch einmal ausdrücklich an den Architekten die Bitte ausgesprochen, bei dem Bau von Miets- und Siedlungswohnungen, wo sich dieser Mangel besonders bemerkbar gemacht hat, dafür Sorge zu tragen, daß genügend Nebenraum berücksichtigt wird, der sich eignet, Vorräte aufzubewahren, damit der deutschen Frau Gelegenheit gegeben ist, den Forderungen nach einer vernünftigen Vorratswirtschaft im Rahmen der Erzeugungsschlacht nachkommen zu können.

Charlotte de Boor-Friedrich.

Vater kommt heim

Sie liegen noch nicht hinter uns, die Jetzten, da unsere Väter, Männer, Brüder, Söhne ohne Arbeit sind. Wer aber als Frau das Glück hat, seinen Mann wieder in Lohn und Brot zu wissen, der soll dieses Glück schätzen. Nicht die Löhnung, die Gehaltszahlung allein ist es, die uns das Leben leichter macht. Fast alle Frauen haben es schwer empfunden, immer und immer den Mann im Haus zu haben. Der Zustand ist unerträglich und darum quälend. Die Liebe der Frau — und gerade der tüchtigen Frau — braucht Achtung. Ob es ungerecht sein mag: bei 90 von 100 Frauen bröckelt die Achtung ab, wenn der Mann nicht erfolgreich ist. Es gibt doch immer Erfolgreiche; man vergleicht; selbst dann vielleicht noch zu ungunsten des eigenen Mannes, wenn der Erfolg eines andern . . . berechneter Gesinnungswechsel irgendeiner Form ist.

Wenn aber unser Mann nach langer Zeit heute wieder in Lohn und Brot steht, sollen wir zwei Dinge nicht vergessen: Erstens, daß die Arbeit neben aller Freude am Tun doch eine Anstrengung ist nach so langer Zeit der Entwöhnung. Zweitens, daß mancher Mann an einer Arbeitsstelle steht, die ein Gegensatz zu seinem Beruf, seinem Können ist. Sein Tagewerk ist dann doppelt schwer. Mancher Mann leidet darunter, am verkehrten Ort zu stehen. Nicht, weil ihm die Arbeit nicht paßt. Sondern weil er es vor sich selber als beschämend empfindet, nicht die Hälfte von dem leisten zu können, was er an seinem Platz, in seinem Beruf selbstverständlich wäre.

Dieser Mann kommt heim.

Die Freude, daß unser Mann überhaupt wieder eingereiht ist, sollte uns Frauen allein schon genügen, dieses Heimkommen doch freudevoll zu gestalten. Ganz gewiß werden alle Frauen im Anfang nichts versäumen, es zu tun.

Nur ist die Gewohnheit eine starke Macht. Man vergißt schnell das Schlechte und Böse. Ein Glück ist das im allgemeinen. Aber manchmal wäre es gut, sich das vergangene Dunkel zu vergegenwärtigen: unser Tun und Lassen dafür oft frischere Farben.

Es müßte doch so selbstverständlich sein, daß eine Frau fertig ist, wenn der Mann heimkommt: Die Wohnung sauber, der Tisch gedeckt, das Essen gekocht. Sie selber im netten Kleid.

Aber immer wieder kommt es vor, daß der Mann über den Wassereimer stolpert, wenn er durch die Türe tritt, daß die Kartoffeln gerade erst angesetzt werden und daß die Frau nervös in denkbar schlechter Laune den Mann „begrüßt".

Warum ist sie so weit zurück mit ihrer Arbeit? Fast immer sind es Gründe, die sie eigentlich schuldlos sein lassen. Und aus diesem schlechten Gewissen heraus ist sie unfreundlich. Sind nämlich die Gründe ihrer Versäumnis im Haushalt wirklich stichhaltig, dann kann das schon zwischen Tür und Angel klargestellt werden, und jede nervöse Spannung ist überflüssig.

Kein Mensch hat mehr Freiheit, mit seiner Zeit umzugehen, als eine Hausfrau, deren Mann draußen seine Arbeit hat. Gewiß gibt es zu tun; besonders wenn Kinder da sind. Aber wenn wir unsere Zeit richtig einteilen und ausnützen, dann werden wir damit gut auskommen. Es muß ja nichts Uebersteigertes in unserer Art, den Haushalt „sauber" zu halten, liegen. Wir dürfen nicht auf einen Tag die Arbeit einer halben Woche werfen wollen.

Wir Frauen müssen einmal den Mut zur Ehrlichkeit haben: Hat unser Einkauf nicht zu lange gedauert am Vormittag, weil wir die Handarbeitsausstellung nicht bis zum Nachmittag links liegen lassen konnten? Haben wir uns nicht von einer guten Nachbarin viel zu lange aufhalten lassen? Beim Gemüsemann, im Kohlenkeller . . .ist da nicht immer große Unterhaltung, ehe man herausfindet? Das sind Gründe, die manche Frau in ihrer Arbeit aufhalten. Zu Hause muß dann gehetzt werden. Natürlich geht es mit der Unruh in den Händen selten gut. Kein gemütlicher Haushalt empfängt den Mann, keine fröhliche Frau, sondern die Unerquicklichkeit selber verleidet dem Mann die Freude der Heimkehrstunde. Und wenn der Mann das wieder und immer wieder erlebt, wer trägt dann die Schuld, wenn er die Gemütlichkeit irgendwo draußen sucht?

Noch eins dürfen wir nicht vergessen: Unser Mann kommt heim. Sein Tagewerk war nicht leicht. Er will zu Hause erst einmal ausruhen: seinen Körper und auch seine Nerven. Wir Frauen wollen seine Sorgen mittragen, und doch freuen wir uns, wenn er zuerst mal seine Zufriedenheit, zu Hause zu sein, bei uns zu sein, zeigt.

Und wir? Müssen wir an der Tür gleich klagen, daß die Hauswirtsfrau wieder wegen der Kinder nörgelte, daß Tante Lina einen angenehmen Brief schrieb, daß die Wäscherechnung nicht bezahlt werden konnte?

Lassen wir unsern Mann doch erst äußerlich und innerlich zur Ruhe kommen! Verderben wir ihm die wohlverdiente, warme Mahlzeit nicht. Tante Linas Brief läuft bestimmt nicht fort. Und mit gefülltem Magen und etwas aufgefrischten Nerven haben alle Dinge ein helleres Gesicht. Kein Leben ist wohl heute leicht. Wir sollten uns hüten, noch Gereiztheit hineinzutragen, weil wir den Zeitpunkt nicht erwarten können, der tragsächig genug ist für das Liebste.

Unser Mann braucht viel Kraft und Nerven draußen im Lebenskampf. Wir Frauen sind nur klug und gut, wenn wir Verständnis dafür zeigen.

F. B.

Was gefällt Ihnen am besten an Ihrer Frau?

Ehemänner sagen die Wahrheit — Und was sagen die Frauen dazu?

„Alles!" antwortet der verliebte junge Ehemann, der gerade vom Flitterwochenurlaub zurückkehrt.

„Nichts!" murmelt der verärgerte Ehemann nach einer Auseinandersetzung mit seiner Frau wegen der angebrannten Pfifferlinge und wendet sich dem Sportteil zu.

„Halt!" ruft ich und packe erst mal den verliebten Flitterwöchner beim Aermel. „Nun kommen Sie einmal zu sich, junger Mann. Ich brauche nämlich Ihre Antwort sozusagen für statistische Zwecke. Bitte prüfen Sie sich genau!"

„Das habe ich doch schon getan, da ich mich ewig gebunden habe!" meint er strahlend, „aber schön, ich will versuchen, Ihnen eine nüchterne Antwort zu geben. Wissen Sie, ich bin am und für sich sehr ernst veranlagt. Meine kleine Frau aber lacht mir alle Sorgen fort. So begann auch unsere Bekanntschaft. Ich wartete in gedrückter Fülle im Reisebüro auf eine Auskunft. „Mensch, machen Sie bloß nicht so'n Gesicht!" Zwei graue, leuchtende Augen lachten mich an. Nun haben wir unsere Reise gleich zusammen gemacht . . ."

„Danke", bevbeugte ich mich. „Hoda, und Sie, mein Herr? Sie kommen noch früh genug zu Ihrem Dämmerschoppen . . ."

„Na ja", tritt der etwas fülligue Ehemann den Rückzug an, „so ernst habe ich's vorhin gar nicht gemeint. Meine Klara ist ja ein uranständiger Kerl. Bescheiden und ordentlich. Das war vor — tatsächlich, 18 Jahre sind's schon her, der Peter kommt ja im Frühling zu den Soldaten — das erste, was mir an Klara gefiel. Das Geld zusammenhalten, das versteht sie. Und für den Jungen sorgt sie, und ein gutes Herz hat sie. Es ist übrigens das erste Mal, daß die Pfifferlinge angebrannt sind . . ."

„Also gehen Sie doch nicht zum Abendschoppen!" bollende ich den Satz.

„Sie erraten auch alles! Ich gehe mit ihr ins Kino, zu dem neuen Tierfilm. Das ist auch so nett an Klara, daß wir immer auch in Dingen der Kunst einer Meinung sind!"

Kurze Zeit darauf treffe ich Dr. K., einen bekannten, vielbeschäftigten Arzt.

Ich zücke meinen Bleistift und stelle meine Frage.

„Ich habe wenig Zeit. Es genügen aber auch wenig Worte. Meine Frau ist mein bester Kamerad. Das sagt wohl alles."

Schon ist er auf dem nächsten Autobus verschwunden.

Doch da kommt Rainer H., Schauspieler und Frauenliebling.

„Natürlich gebe ich Ihnen gern Auskunft", meint er zufrieden. „Sehen Sie, meine Frau ist taktvoll und kann so herrlich schweigen, wenn ich abends müde den Hamlet ablege und . . ."

„. . . hoffentlich nicht den Othello spiele?"

„Nein, dazu käme es nie, weil Maria mich versteht. Sie sieht auch immer so dezent und vornehm aus, keine Schminke, wirkliches Augenfeuer. Sie macht außerdem die besten Kartoffelpuffer der Welt."

Nachdenklich bleibe ich zurück.

Einen Mann hätte ich so gerne noch gefragt.

Da fällt mir ein, daß ich ja selber verheiratet bin.

Und da meine Frau es ja nicht hört, kann ich es gestehen: An ihr gefällt mir am besten, erstens, daß sie süße kleine Ohren hat, die aber nur das hören, was für sie bestimmt ist, zweitens, daß sie so richtig lieb sein kann und drittens, daß sie mich geheiratet hat . . .

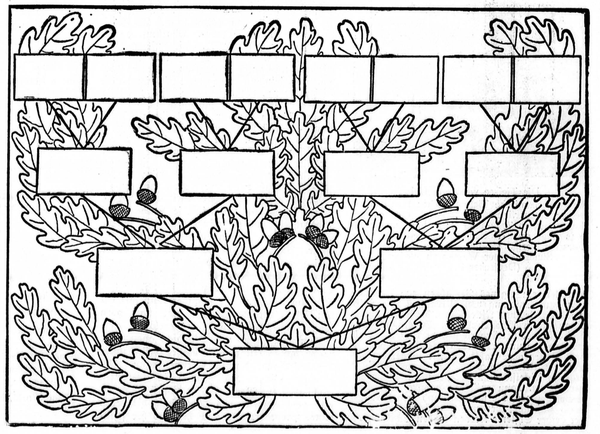
Peter ten Haart

Wir treiben Familiengeschichte

Kleine Anleitung zur Selbstanfertigung einer Ahnentafel

Die Familienforschung ist heute ein so notwendiges und allgemein verbreitetes Gebiet geworden, daß es in Deutschland keine Familie geben sollte, die nicht die Kenntnis der eigenen Familiengeschichte erforscht und pflegt. Sie ist nicht mehr die Angelegenheit einiger bevorzugter Familien sondern des ganzen Volkes und damit jedes einzelnen. Die Pflege der Familientradition ist zur Pflicht geworden. Wir erkennen heute, welche Wert es für unsere Nachfahren haben muß, durch geordnete Eintragungen aus den Familiendokumenten Einblick zu gewinnen, wie ihre Vorfahren in Land und Stadt als Bauer und Bürger mit dem Geschick des Landes verbunden waren. Die Rassekunde geht mit der Familienkunde Hand in Hand. Wichtige Erkenntnisse und Feststellungen können für den einzelnen wie für das ganze Volk daraus gewonnen werden.

Eine Familienchronik anzulegen, ist eine interessante Arbeit, die Freude bereitet und wohl die aufgewendete Mühe lohnt, wenn man bedenkt, welch wertvoller Besitz sie später einmal wird. Ihr Umfang ist gegenwärtig für den Wert noch nicht bestimmend, es ist wichtig, einmal damit anzufangen. Wenn man in seiner Forschung zunächst vielleicht nur bis zu den Urgroßeltern kommt, weil seit 1875 erst standesamtliche Eintragungen vorgenommen wurden und die Kirchenbücher zum Teil verloren sind, so ist doch einmal der Grundstein gelegt, auf dem die späteren Generationen aufbauen können. Zur Familienchronik gehört, abgesehen vom Sammeln aller Dokumente, Bilder, Briefe usw. die Aufzeichnung des Stammbaums, den man möglichst weit zurück verfolgt, sofern es nicht mit erheblichen Kosten und Mühen verknüpft ist. Für spätere Generationen wird es durch heute vorgenommene gewissenhafte Eintragungen wesentlich leichter sein, Stammbaum und Ahnentafel anzulegen. Die Stammtafel verfolgt die väterliche Linie und Abstammung. Geburts-, Heirats- und Sterbedaten sind hier einzutragen, von Geschwistern nur Geburts- und Sterbetag und Jahr. Umfassender ist die Ahnentafel, die die väterliche und mütterliche Linie erfaßt. Die in der Abbildung gezeigte Ahnentafel reicht bis zu den Urgroßeltern und umfaßt vier Generationen. In das eingelne weiße Feld unten in der Mitte wird der Name dessen eingetragen, für den die Ahnentafel angelegt ist. Weiter oben folgen die Namen der Eltern, links des Vaters, rechts der Mutter. Dann sind die Namen der Groß-tern väterlicher- und mütterlicherseits und in der obersten Reihe die Urgroßeltern einzutragen. Die Ahnentafel wird, weiterverfolgt, außerordentlich umfangreich. Sie ist das wertvollste und umfassendste Dokument der Familienforschung, das wir für unsere Kinder anlegen können.



Der Ahnentafel gehört der erste Platz in einer ungeordneten und sachgerecht angelegten Familienchronik, die jeder Deutsche sein Eigen nennen sollte.

Der Weg des Echolotes

Mit Ultraschall zum Meeresgrund

Von der „Titanic" bis zur „Lusitania". — Schallwellen, die niemand hört. — Das Hochfrequenz Lot als Tiefentaster. — Neue Echolote für die Luftfahrt

Wie die „Lusitania" gefunden wurde

Sobald auf dem Atlantik wieder mit einer andauernden Gutwetterperiode zu rechnen ist, wird ein kleiner Dampfer aus Gasow in schneller Fahrt einer bestimmten Stelle auf dem Ozean zueilen und Taucher in neuartigen Spezialanzügen auf den Meeresgrund schicken. Denn hier ruht das Wrack der „Lusitania". Dokumente und Edelmetalle sollen daraus geborgen werden . . .

Aufsehen erregte es, als vor einigen Jahren durch den gleichen Dampfer, richtiger durch ein modernes Echolot. Bei der Suchfahrt über 3000 Seemeilen leitete es mit 240 Tiefenanzeigen in der Minute Millionen von Lotungen, die größte Zahl, die jemals auf einem Schiff gemacht worden ist. Nur auf diese Weise konnte das Lusitania"-Wrack so schnell gefunden werden. Diese Leistung ist die letzte Stufe in der Entwicklung der Echolote. Sie begann einst mit dem Untergang eines anderen Riesenschiffes, dem der „Titanic". Damals entsandte kaum jemand an ein Echo vom Meeresgrund. Die „Titanic"-Katastrophe aber veranlaßte einen deutschen Physiker, ob man nicht Eisberge unter Wasser „abhören" könnte. Und entschließende Versuche zeigten, daß selbst weicher Schlickboden ein deutliches Echo an die Wasseroberfläche zurückwerfen kann: das Echolot wurde geboren. Aus der Laufzeit des Schalles vom Schiff zum Meeresgrund und zurück konnte man die Wassertiefe berechnen. Aber es ist ein weiter Weg, den das Echolot vom Untergang der „Titanic" bis zur Auffindung der „Lusitania" zurückgelegt hat. Bei den ersten Loten wurde der Schall durch Aufschlagen einer Metallplatte mit einem Handhammer erzeugt. Das moderne Hochfrequenz-Lot, das die „Lusitania" fand, arbeitet mit Ultraschall, den kein Mensch hört.

Was sind Ultraschallwellen?

Ultraschallwellen von so hoher Schwingungszahl, daß wir sie so wenig hören können, wie wir die ultravioletten Lichtstrahlen sehen, und wie sie zeigen ebenso eigentümliche Wirkungen wie diese. Man kann kleine Fische und Frösche damit töten. Augenfäden zerreißen, Blutkörperchen werden zerstört. Andererseits kann man lebendes Knochenmark für Heilzwecke damit erwärmen, und neuerdings wird sogar Milch damit sterilisiert. Daß der Ultraschall unter Wasser als Echo vom Meeresboden zurückkommt, mußten schon während des Weltkrieges französische Techniker sehr schmerzlich erfahren, als sie ihn zur Unterwasser-Ortung von U-Booten verwenden wollten und dabei durch das eintreffende Echo vom Meeresgrund getäuscht wurden. Damals wurde der Ultraschall durch eine elektrisch angeregte Quarzplatte erzeugt, die elektrische Schwingungen in Schallschwingungen umsetzt und umgekehrt. Deutsche Techniker entwickelten ein eigenes Verfahren zur Sendung und zum Empfang von Ultraschall mit Hilfe eines Paketes von Nickelstäben, die sich in einem magnetischen Wechselfeld im Schwingungstakt dieses Feldes verlängern und verkürzen. Diese Längenänderungen werden als Ultraschall in das Wasser abgestrahlt. Trifft umgekehrt das Echo des Ultraschalles auf den Empfänger und regt die Nickelstäbe zu Verkürzung und Verlängerung an, dann entstehen dadurch elektrische Schwingungen, die verstärkt und dem Anzeigegerät zugeführt werden. Empfänger und Sender beider Systeme werden in den Schiffsboden eingebaut. Daß Ultraschall unbeabsichtigt im Schiffsbetrieb erzeugt wird, ist sehr unwahrscheinlich. Die Hochfrequenz-Lote arbeiten deshalb ohne Störungen durch die Eigengeräusche des Schiffes.

Ein neues französisches Luftschiff

Ein neues französisches Luftschiff halbstarren Systems hat kürzlich seine erste Probefahrt erfolgreich bestanden. Das neue Lenkungsluftschiff hat unter der Gondel noch einen Propeller, der ihm einen senkrechten Aufstieg ermöglicht. (Heinrich Hoffmann, K.)

Der Lichtstrich als Zeiger

Die einfachste Ablesung der modernen Anzeigegeräte von Echoloten geschieht durch einen Ablesanzeiger auf einem Zifferblatt, von dem der jüngste Schiffsjunge die Tiefe unmittelbar in Metern ablesen kann. Die Hochfrequenz-Lote erlauben aber eine Lotfolge von mehreren Lotungen in der Sekunde, je nach dem Meßbereich des Lots. Hier könnte das Auge dem einfachen Uhrzeiger nicht mehr folgen. Deshalb wird die Tiefe auf der Kreisteilung durch eine Folge von Lichtstrichen angezeigt, die für das Auge zu einem feststehenden, entsprechend der Wassertiefe sich verschiebenden Lichtband verschmilzt. Natürlich können die Lotungen wie bei der Suche nach dem „Lusitania"-Wrack auf einem Papierstreifen durch ein Registriergerät ständig aufgezeichnet werden. Das wird besonders in Frage kommen für künftige Vermessungsfahrten, denn mit den Hochfrequenzloten lassen sich auf Wunsch auch bei kleinsten Wassertiefen noch Unterschiede von 10 zu 10 cm genau ablesen. Und nicht nur das! In letzter Zeit beobachtete Mehrfach-Echos lassen sogar Schlüsse zu auf die Beschaffenheit des Untergrundes, auf Schlickschichten und ihre Dicke, auf Steine und natürlich auch im Schlick versunkene Wracks. Die Kapitäne der Fischdampfer können so ohne Grundprobe die ersehnten „Weidegründe" der Fische feststellen und steinigen Böden, die ihnen die Netze zerreißen würden, aus dem Wege gehen. Auch Flußmündungen könnte man heute mit dem selbstschreibenden Echolot mit Ultraschall genau vermessen.

Echolotung in der Luft

Während der Ultraschall durch einen festen Glasstab oder Flüssigkeiten sich leicht fortpflanzt, wird er auf dem Weg durch die Luft sehr rasch verschluckt aufgerieben. Höchste Frequenzen von einer Million Hertz sind schon nach wenigen Zentimetern Luftstrecke verschwunden, durch Reibung zerstört. Für Lotungen in der Luft kommt deshalb der Ultraschall nicht in Frage. Das Schreckgespenst der „Todesstrahlen" kann also auch nicht im Ultraschall seine Verwirklichung finden. Schiffslote mit Ultraschall

Wollene Handarbeiten für das Heim

70820. Sessel mit Bezug in Kelimstickerei. Als Material für den Bezug des Sessels, an dem die Lehne 70 cm lang und 66 cm breit, der Sitz 80 cm lang und 90 cm breit ist, verwendet man Kokatoff, an dem 6 Gewebekreuzungen 2 cm messen, und Nordische Wolle in den am Muster angegebenen, gut abgestimmten Farben. Man stickt den Bezug nach dem Beyer-Zählmuster Nr. 70820/VI, das mit ausführlicher Beschreibung und Arbeitsproben erhältlich ist.

91816. Gestrickte Schlafdecke. Erf.: 790 g dkl. blaue, 620 g mittelblaue, 575 g mittelbraune, 575 g sandfarbene Deckermolle und Hornnadeln Nr. 4½. Man beginnt die 115 zu 150 cm große Decke dkl. blau an einer Schmalseite auf 200 M. Anschlag und strickt in hin und her gehenden R. rechts. Farbfolge: + 32 R. dkl. blau, 32 R. mittelblau, 16 R. mittelbraun, 16 R. sandf. ○. Dann + — ○ wdht. man den 28 cm breiten Musterstreifen 4 mal, dann noch 32 R. dkl. blau. Für die vier 8½ cm breiten Längsstreifen hoft man mit je 16 cm Abstand vom linken Rand und unterschiedlich entfernt Fäden ein. Dafür stets ein obenaufliegendes M.-Bild aufnehmen u. folg. M.-Glied liegenlassen. Die folg. R. wird stets versetzt gearbeitet. Für 1 Musterstreifen arbeitet man 6 R. sandfarben, läßt 2 R. ungestoppt stehen und stopft dann noch 16 R. mittelbraun ein, so daß ein Karomuster entsteht.

52415. Herrenzimmerdecke. Als Material für die 150 cm im Quadrat große Decke dient beigefarbener Wollstoff und kupferfarbene und dunkelblaugrüne Orientwolle. Man überträgt der Decke (5 cm Saumzugabe) abb. gemäß das Ahplättmuster und führt es im Saum- und Steppstich aus. Die Decke 4 cm breit säumen. Beyer-Ahplättmuster Nr. 52415/IV (breite Kante mit Schmotto — erford.: 4 Packungen) und Nr. 52416/III (Tannenkante — erford.: 1 Packung).

70719. Rechteckiges Kissen in schräger Gobelinstickerei. Für das 49 zu 58 cm große Kissen braucht man einfarb. Stramin, an dem 7 Gewebekreuzungen 1 cm messen und Orientwolle in den am Muster angegebenen, gut schattierten Farben. Man stickt im schrägen Gobelinstich nach dem Beyer-Zählmuster Nr. 70719/IV, das mit ausführlicher Beschreibung und Arbeitsprobe erhältlich ist.

52547. Zweiteiliger Teewärmer mit Buntstickerei. Man arbeitet den 26,5 cm hohen und 34,5 cm breiten Wärmer aus weißem und blauem mittelfeinen Leinen. Nachdem alle Teile angabengemäß zugeschnitten sind und das Ahplättmuster übertragen ist, führt man die Stickerei mit Norddicher Wolle in Plattstich, Spannstich, Sternstich, verdrehtem Kettenstich und Kreuzsaumstich in abgestimmten Farben aus. Beyer-Ahplättmuster Nr. 52547/III erhältlich.

Zeichnungen: K. Petersen

Der Hering ein zu wenig gewürdigter Fett-Träger

Die junge Hausfrauengeneration läßt sich noch immer den wirtschaftlichen und gesundheitlichen Nutzen unseres bescheidensten Nordseebewohners, des Herings, entgehen. Die umsichtige Hausfrau aber weiß schon längst, welch vielseitigen Küchenhelfer sie an diesem billigen Seefisch hat. Legion ist die Zahl der Heringsgerichte, die in diesen teuerungsdürftigen Monaten die Sorge um den Küchenzettel erleichtern helfen. 23 Prozent Eiweiß und 17 Prozent Fett bietet uns der Hering, während wir im Rindfleisch 21 Prozent Eiweiß, aber nur — 6 Prozent Fett bekommen. Um wenige Pfennige ist ein guter Hering zu erstehen, und als Hauptgericht oder als Beigabe zu Gemüse, Kartoffeln, Brot ist er immer als eine wertvolle Fettbereicherung auf dem mittäglichen und dem abendlichen Tisch anzusehen. Da für den Aufbau des menschlichen Körpers und für die Ergänzung verbrauchter Nährwerte dieser vitaminreiche Fett-Träger sehr wertvoll ist, sollte jede Mutter es sich angelegen sein lassen, das Jungvolk frühzeitig an den Fischgenuß überhaupt, ganz besonders aber an den Heringsverzehr zu gewöhnen.

Immer mehr läßt in den kommenden Monaten der Nährwert des Gemüses zu wünschen übrig. Die Reste der herbstlichen Obsternte gehen zu Ende, und selbst die Kartoffel sieht uns in diesem Jahr aus vielen Augen kummervoll an. Trotzdem die Tage wieder länger und verheißungsvoll heller werden, ist es doch noch weit, bis das erste zarte, junge, deutsche Gemüse auf dem Markt erscheint und zur Erneuerung unserer Körperkräfte die winterlichen Schlacken aus dem Blute scheidet. Da kommt uns der Hering gerade recht. Als Uebergang zu der österlichen Fastenzeit mit ihren vielseitigen Fischgerichten nehmen wir ihn gern als Mittler.

Jedes Kochbuch gibt für die Zubereitung zahlreiche Anweisungen und hebt die ernährungswichtigen Vorteile hervor; deshalb folgen hier nur einige Anregungen für verschiedene Zusammenstellungen: In Verbindung mit warmen oder kalten Kartoffelgerichten (Heringsauflauf, Heringskartoffeln, Heringsroulade, Heringssalat, Heringsfilet und Gabelbissen), als Beigabe zum Gemüse (grüne Bohnen, Sauerkraut — dem wir allerdings lieber den geräucherten Bücking beigeben — und Mohrrüben und Kartoffeln mit Hering als Beigabe, ein pommersches Gericht). Als selbständiges Gericht mit Brotbeigabe dient der Hering, eingelegt in Sauermilch, Sauerrahm, Buttermilch, Magermilch, nach Belieben mit Zusätzen von Gurken oder sonstigen appetitanregenden Säuren (Äpfel, Kürbis oder Essigeingemachtem), wobei er einen weiteren Brotaufstrich durchaus entbehrlich macht. — Ohne sich zu wiederholen, kann die geschickte Hausfrau in den kommenden schwierigen Küchenmonaten mindestens zweimal wöchentlich Hering auf den Tisch bringen und damit ihre Familie schmackhaft, vollwertig und billig ernähren.

Charlotte Hartmann.

Edelweiß-Räder

jetzt billiger.
Jetzige Preise und Katalog kostenlos
Lieferung direkt an Private
Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg W

Hafstetter's giftfreie unschädliche Kräuter-Kuren gegen
Kropf Basedow
Bei Nichterfolg Geld zurück
Verlangen Sie informations. Broschüre Nr. 2
Friedr. Hafstetter Germering bei München.

Deutsche Marken-
Nähmaschinen
ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.—
Ritter, Paderborn, Markt 8
Besichtigung erbeten

Missionare für Nordbrasilien!
Braves, gut begabte Knaben im Alter von 12–14 Jahren finden zu Ostern liebevolle Aufnahme im Franziskaner-Missionskolleg St. Antonius in Bardel Post Gildehaus, Kreis Bentheim (Hannover).

Schlank
und bis 30 Kilo leichter durch Dr. Ramme! Mit gold. Medaille Ärztl. Aufklärung kostenlos! Gratis-Nummer 3 S. rad.

Augenstare
Entzündung, Wie man diese ohne Operation, ohne Augenanröhren beseitigen kann, zeigt Aufklärungsschrift 4 v.
A. DOPOS, Berlin W 15 Uhlandstraße 149 geg. 20 Pf. Rückporto

Fahrräder
mit Freilauf 31 Mk. Ballonräder 35 Mk. feine Chrom-u. starke Gebrauchsräd. billig
Fahrradversand
H. DUPP, Rastatt
Preisliste gratis

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Das WV ist das vielgelesene Familienblatt Ost- und Süd-Westfalens, seine Anzeigen-Erfolge können sich sehen lassen

Reelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt Pfd. 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.– u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 5 Pfd. portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.
Willy Manteuffel, Gänsemästerei, Neutrebbin (Oderbr.).
Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Fleischermeister-Sohn, 29 J., kath., groß, schöne Figur, einziger Sohn, der das elterliche gutgehende Geschäft übernehmen soll, sucht eine tücht., hübsche
Lebensgefährtin
Mitte 20, etw. Vermögen erwünscht. Meistertochter angenehm. Gefl. Zuschr. mit Bild unt. Nr. 7/140 „Der 7. Tag", Pbd.

Erbhofbauer, 36/1, alt, groß, schlank, kath. Erscheinung, 40–43 Morg. Land, wünscht mit einem Fräulein, b. Land wirtschaft erf. hat, in Briefwechsel zu treten zwecks spät. **Heirat** Ang. unt. Nr. 7/137 „Der 7. Tag", Paderborn.

Arterienverkalkte
Seit Jahren gibt es ein Mittel — Aortiren Tabletten — auf naturgemäßer Grundlage (Kräuter und biochemische Salze) zusammengesetzt, das bei vielfachen Beschwerden des Alters (Schlaganfall, Kopfdruck, Schwindelanfälle, hoher Blutdruck, Herz- und Atmungsbeschwerden) vorbeugt und lindert. Lesen Sie die aufklärende Schrift: „Die Adernverkalkung mit ihren Begleiterscheinungen" mit Dankschreiben Gebildeter und Geheilter und ärztlichen Gutachten, die Ihnen kostenlos und unverbindlich durch die Firma Robert Kühn, Berlin-Kaulsdorf 447 zugesandt wird.

Herzenswunsch
2 Freund. wünsch., da es ihnen an passd. kath. Herrenbekanntsch. fehlt, auf diesem Wege m. 2 kath. Herren im Alt. v. 30–40 J., die in guter Posit. stehen bekannt zu werden. Geschäftsmann angenehm. Herren, denen an einem sonnigen u. frohen Heim gelegen ist, wollen sich melden. Nur ernstgem. Bildoff. erbet. u. Nr. 7/138 „D. 7. Tag", Pbd.

Sozialpflegerin aus gut. Familie, hausw. erfahren, ideal, bildsch. möchte – gzw. dieser Erfüll. ihres Frauentums naturl., geist. interess. –
kath. Herrn
m. vornehm. überzeugungstr. Denkungsart kennenlernen, (etwas älter: 30–45 J.) od. Witwe mit Kind angen. Vermögen, gute Vergangenheit, guter Charakter, Zuneig. erstrebt. Zuschr. unter Nr. 7/136 „D. 7. Tag", Pbd.

Nehmen Sie bitte
bei allen Bestellungen, Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen i. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

Bekanntschaften
suchen zwei Freundinnen im Alter v. 27 und 29 J., kath., berufstätig, aus gutem Hause, mit schönen Eigenschaften, zw. spät. **Heirat** Nur ernstgemeinte Offerten werden erbeten unt. Nr. 7/139 „Der 7. Tag", Pbd.

Gripsa
einzeln und in den Mischungen gegen
Influenza, Husten und Heiserkeit etc.
Prospekt kostenlos vom all. Berkäufer.
Kräuterpfarrer Joh. Künzle Freiburg/Brsg.

Kleine Anzeigen
in unserer Zeitung haben den besten Erfolg u.
kosten wenig

Heiratsanzeigen
haben im „7. Tag" großen Erfolg

Harzer Baumschulen
A. Severin, Blankenburg, Harz
Wir liefern sämtliche Baumschulartikel in bester Qualität. Ausführl. Katalog kostenlos.

1/4 Pfd. Koks
Sie haben recht. Niemand kauft Koks in so kleinen Mengen. Bei Herdfeger ist es nicht anders. Kaufen Sie die Riesentube Herdfeger zu 25 Pfg. Sie stehen sich besser dabei.
Herdfeger

Drahtgeflechte
GO MA
Meter breit, spalten nicht, Drahtstärke 2,2 mm
RM 2.80
Verlangen Sie kostenlos meine Preisliste, die Ihre Qualitäts-Unterschiede bei Drahtgeflecht aufklärt
HERMANN HUES-GMA WESTERN KOTTENHEIDE

Anzeigen-preis
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Ra
kostet bei Geschäftsanzeigen 12 P
für kleine einspalt. private Anzeig
10 Pf., für einspalt. Heiratswünsc
10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 68 m
breit, 48 Pf. Für die Erfüllung v
Platzvorschriften wird keine Gewä
übernommen. Anzeigenschluß Die
tag vor Erscheinen. Verlag: We
fälisches Volksblatt AG., Paderbo
Telegramm-Adresse: Volksblatt, P
derborn. Postscheckkonto: West
Volksbl. Paderborn Hannover 15

Wer will im Frühjahr ein neues Fahrrad kaufen??
Heute schreiben! Wir machen Ihnen einen Vorschlag, der Ihnen sofort gefallen wird.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik, Brackwede-Bielefeld 50

Verantw. i. d. redakt. Teil: Johannes Grohmann, für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, beide in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt, AG., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 35: 40 424. Zur Zeit ist Preisliste 6 gültig. — Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Süd- und Ostwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt", Akt.-Ges., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138a